ZEITSCHRIFT

des

Vereins für Volkskunde.

Begründet von Karl Weinhold.

Im Auftrage des Vereins

herausgegeben

von

Johannes Bolte.

20. Jahrgang. **Heft 2. 1910.**

Mit drei Abbildungen im Text.

BERLIN.

BEHREND & Co.

1910.

Die Zeitschrift erscheint 4 mal jährlich.

Inhalt.

Seite

Geschichte der deutschen Volkskunde, II. Von Adolf Hauffen 129—141
Scheingeburt. Von Theodor Zachariae . . . . . 141—181
Bilderbogen des 16. und 17. Jahrhunderts (11. Ein Rezept für böse Weiber. 12. Bestrafung der schlemmenden Ehemänner. 13. Die Pfaffenjagd. 14. Das Schlaraffenland. 15. Das Narrenschiff. 16. Der Kunsthändler Paul Fürst in Nürnberg). Von Johannes Bolte. Mit einer Abbildung . . . . . 182—202
Über europäische und malayische Verbotszeichen. Von † Max Bartels. Mit zwei Abbildungen . . . . . 202—207

Kleine Mitteilungen:

Drum Brüder, stosst die Gläser an: Es lebe der Reservemann! Von J. Lewalter. S. 207. — Das polnische Original des Liedes 'An der Weichsel gegen Osten' und das schwedische Lied 'Spinn, spinn, Tochter mein'. Von J. Bolte. S. 210. — Eine baskische Rolandsage. Von H. Bourgeois. S. 213.

Berichte und Bücheranzeigen:

Neuere Arbeiten zur slavischen Volkskunde, 1. Polnisch und Böhmisch. Von A. Brückner. S. 213. — R. Beck, Drude, Gurlitt, Jacobi, Kühn, Mammen, Wuttke, Heimatschutz in Sachsen (K. Beucke) S. 225. — V. Grönbech, Lykkemand og Niding (A. Heusler) S. 226. — P. Saintyves, Les saints successeurs des dieux. Les vierges mères et les naissances miraculeuses. Le discernement du miracle (H. Lohre) S. 228. — R. Mielke, Das Dorf (M. Roediger) S. 229.

Notizen:

Andree-Eysn, Bücher, Freybe, Huss, Kehrer, Knortz, Maeterlinck, Orsier, Peabody, Schullerus, Straub S. 231—235.

August Meitzen †. Von M. Roediger . . . . . 235—237
Aus den Sitzungs-Protokollen des Vereins für Volkskunde (K. Brunner) . . . . . 237—240

Beiträge für die Zeitschrift, bei denen um deutliche Schrift auf Quartblättern mit Rand gebeten wird, Mitteilungen im Interesse des Vereins, Kreuzbandsendungen beliebe man an die Adresse des Herausgebers, Prof. Dr. Johannes Bolte, Berlin SO. 26, Elisabethufer 37, zu richten.

Bücher zur Besprechung in der Zeitschrift wolle man an die Verlags-Buchhandlung Behrend & Co., Berlin W. 64, Unter den Linden 16, senden.

Beitrittserklärungen zum Verein nehmen der 1. und 2. Vorsitzende Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Max Roediger, Berlin W. 62, Bayreutherstr. 43, und Prof. Dr. Johannes Bolte, sowie der Schatzmeister Dr. Max Fiebelkorn, Berlin NW. 21, Dreysestr. 4, entgegen.

Der Jahresbeitrag, wofür die Zeitschrift an die Mitglieder gratis und franko geliefert wird, beträgt 12 Mk. und ist bis zum 15. Januar an den Schatzmeister zu zahlen. Nach diesem Termine wird er von den Berliner Mitgliedern durch die Paketfahrtgesellschaft eingezogen werden.

(Fortsetzung auf S. 3 des Umschlags.)

Geschichte der deutschen Volkskunde.

Von **Adolf Hauffen.**

(Fortsetzung zu S. 1—17.)

Die geringen Anläufe zu einer deutschen Philologie: Gottscheds und Lessings altdeutsche Studien, Bodmers und Breitingers Beschäftigung mit den deutschen Dichtungen des Mittelalters, Herders fruchtbare Gedanken und Hinweise zu einer wissenschaftlichen Literaturgeschichte, die Ausgaben und Forschungen Gelehrter, wie C. H. Myller, F. D. Gräter, Lessings Schüler Eschenburg, das 'Compendium der deutschen Literaturgeschichte von den ältesten Zeiten bis auf Lessings Tod' (1790) von Erdwin Julius Koch, solche Vorarbeiten also haben erst durch die fruchtbare Weiterentwicklung der älteren Romantiker, die von der Liebhaberei zur Wissenschaft weitergeschritten sind, einen Wert für unsere nationale Bildung und unser nationales Leben erhalten. Durch Kochs Schüler W. H. Wackenroder, der in der altdeutschen Kunst und Dichtung „das Wesen des deutschen Charakters treu und deutlich eingeprägt" findet, wurde Ludwig Tieck in dieses Bereich gelenkt. Seiner Natur entsprach es, sich die Dichtungen des Mittelalters durch Bearbeitungen anzueignen. Seine halbschürige neuhochdeutsche Übertragung der 'Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter' (1803) mit einem erfolgreichen Versuch die Gesamtdichtung des deutschen Mittelalters in den Rahmen der romantischen Poesie einzuordnen, seine und August Wilhelm Schlegels Beschäftigungen mit dem höfischen und dem Volksepos legen den Untergrund zu dem mächtigen Bau der germanischen Philologie. Schlegel ist ausserdem durch seine, gleich früchteschweren Bäumen, gedankenreichen Besprechungen, Abhandlungen und Vorträge, besonders durch seine 1802—1804 in Berlin gehaltenen Vorlesungen 'Über schöne Literatur und Kunst' zu dem Begründer der Literaturgeschichte geworden. Einen Mittelpunkt dieser Bestrebungen bilden seine Einleitung zu der Geschichte der Poesie und der dritte Kurs, wo er die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der deutschen Dichtung mit philosophischem Blicke betrachtet und in den Erörterungen über 'Deutschheit' mit kühler Besonnenheit und doch wieder mit warmer Empfindung die deutsche Sprache und den deutschen Geist würdigt.

Mit diesen Bemühungen der Romantiker gehen Hand in Hand ihre Bestrebungen durch Ausgaben und Umdichtungen alter volkstümlicher Stoffe, Volksbücher, Märchen, Sagen und Lieder, die so lange vergrabenen oder von den gebildeten Schichten missachteten Schätze des Volkes zu neuem Leben zu erwecken und für die weitesten Kreise zu neuer Wirkung zu bringen[1]).

Bei der Beschäftigung mit dem Märchen sind verschiedene Wege zu verfolgen. Zunächst die Verwendung märchenhafter Motive in der Kunstdichtung, was mit dem Eindringen der 'contes de fées', besonders der als echte Volksmärchen zu betrachtenden 'Contes de ma mère l'Oye' von Perrault und mit Übersetzungen und Nachahmungen der arabischen Märchensammlungen, besonders denen von 'Tausend und einer Nacht' anhebt. In dieser Zeit, also in den sechziger Jahren wird auch das Wort 'Märchen' zuerst in der heutigen Auffassung verwendet. In Verserzählungen, in philosophischen und Unterhaltungsromanen von Wieland bis Klinger werden solche Märchen zu moralischer Erbauung oder zur Erheiterung aufgenommen; doch überwiegt später das sinnliche Element. Die erste Bearbeitung eines deutschen Märchens gibt J. F. W. Zachariae in seinen moralisierend-galanten Erzählungen 'Zwey schöne Neue Mährlein' (1772). Ihm folgt Joh. Heinrich Jung, genannt Stilling, der (1779) das Märchen Jorinde und Joringel aus den Schwalmgegenden in schlichter Weise erzählt. Im Jahre 1782 erscheint die erste grössere Sammlung auf diesem Gebiete, Johann Karl August Musäus' 'Volksmärchen der Deutschen', die aber nicht alle deutschen Ursprungs und nicht eigentliche Volksmärchen, sondern in Wielands Art, mit satirisch-frivoler Auffassung und in einem anmutigen Plauderton erzählte, stark verbreiterte Sagen sind. Schon Görres hat darüber zutreffend geurteilt, dass „der in ihnen herrschende Ton keineswegs eigentlicher Volkston und ihre Naivetät nicht Volksnaivetät ist“[2]). Eine Art Fortsetzung dazu gibt Christiane Benedikte Naubert, geb. Hebenstreit, in ihren gewandten und liebenswürdigen Bearbeitungen volkstümlicher Stoffe: 'Neue Volksmärchen der Deutschen' (Leipzig 1789—1793). Der Zusatz 'Neue' bezieht sich auf Musäus. Einen Gegensatz zu diesen Sammlungen bilden die anonymen 'Kindermärchen' (Erfurt 1787), vier volkstümlich erzählte, längliche Geschichten.

Der erste, der das Wort Sage für den Titel einer allgemeinen Sammlung verwendet hat und schon den heutigen Bedeutungsinhalt darunter versteht, ist Leonhard Wächter, der unter dem Namen Veit Weber vierzehn, zu förmlichen Romanen ausgesponnene Märchen- und Sagenstoffe in dem mehrbändigen Werke 'Sagen der Vorzeit' (1787—1798) veröffentlichte. Ihm kommt mit dem gleichen Titel zuvor die älteste

1) R. Haym, Die romantische Schule (Berlin 1870), S. 789—816.

2) In einer Anmerkung zu der Einleitung seiner 'Teutschen Volksbücher' 1807 S. 21. [Andrae, Studien zu den Volksmärchen von Musäus. (Diss. Marburg 1897.)]

landschaftliche Sammlung 'Sagen der Vorzeit . . . von dem berühmten Salzburgischen Untersberg' (1782). Die erste theoretische Schrift über diesen Gegenstand 'Einige Winke über Volkssagen und Volkserzählungen' von Otmar (Nachtigall) erschien 1796[1]).

Die von den Gebildeten lange verschmähten Volksbücher brachten schon die Stürmer und Dränger wieder zu Ehren. Faust, der ewige Jude, Genoveva boten Goethen, dem Maler Müller, Klingern u. a. willkommene poetische Stoffe. Jung-Stilling und Lessing befassten sich mit diesen Büchern. Nach französischem Muster begründete Reichard die 'Bibliothek der Romane' (1778—1791), die auch Volksbücher in Nacherzählungen mit bibliographischen Mitteilungen und gelehrten Abhandlungen bringt. Schlegel hat in seinen Berliner Vorlesungen den Wert dieser 'unscheinbaren Büchelchen' betont und einzelne davon besprochen.

Ludwig Tieck gab Volksbücher und Märchen in leichterer und stärkerer Bearbeitung heraus und schritt später zu eigener Märchendichtung vor[2]). Der in Berlin des ausgehenden 18. Jahrhunderts unter dem Banne des einseitigen Rationalismus aufgewachsene Dichter hat einige Jahre im Solde des Verlegers Nicolai für die von Musäus begründete Sammlung 'Straussfedern' französisch-frivole Schwänke im Sinne der Aufklärung satirisch bearbeitet und bald eigene in gleichem Geschmack gehaltene, auch die Stürmer und Dränger verspottende Erzählungen verfasst. Die steigende Unlust an dieser Tätigkeit und die Bekanntschaft mit der Volksdichtung bewirkte in ihm einen allmählichen, doch gründlichen Umschwung. Schon im zweiten Teil seines 'Peter Lebrecht' (1796) gibt er den Volksbüchern vom gehörnten Siegfried, vom Herzog Ernst u. a. wegen ihrer 'wahren Erfindung' und 'reinen Darstellung' den Vorzug vor den damals 'beliebten Modebüchern'. Dieser neu erschlossenen Welt der Phantasie gab er sich völlig hin. In seiner dreibändigen Sammlung 'Volksmärchen' (1797), einem bunten Gemisch abenteuerlicher Geschichten in den verschiedensten Formen, lässt er das Wunderbare wie etwas Natürliches frei schalten, und der aufblitzende Spott richtet sich jetzt gegen die Alleinherrschaft des nüchternen Verstandes. Bei der 'Geschichte von den Haimonskindern' wahrt er noch den alten treuherzigen Ton und tritt nicht persönlich hervor. Aber 'Die wundersame Liebesgeschichte von der schönen Magelone' umwebt er schon mit einem romantischen Duft und versieht sie mit poetischen Naturschilderungen und Liedern. Die Schwänke der Schildbürger nützt er weidlich aus, um die Narrheit seiner Zeit mit scharfen Spitzen gegen das Selbstbewusstsein, die Eitelkeit und Aberweisheit der Aufklärer zu geisseln. Für diese Sammlung, sowie für die 'Romantischen Dichtungen' (1799 und 1800) und noch später

1) R. Benz, Märchendichtung der Romantiker mit einer Vorgeschichte (Gotha 1907).
2) B. Steiner, L. Tieck und die Volksbücher (Berlin 1893).

wandelte er Märchen, Sagen und Volksbücher zu Dramen, meist in den damals üblichen Kostüm der Ritterzeit um, den gestiefelten Kater, Karl von Berneck, das Rotkäppchen, Genoveva, Oktavian, 'die poetische Summe der Romantik' u. a.

Tiecks spätere Märchendichtungen sind Kunstmärchen, wie die der übrigen Romantiker, welche auch grösstenteils von ihm ausgehen. Aller Vorbild ist Goethes 'Märchen' (1796), das in seinen schönen Naturbildern die Möglichkeit vielseitiger Ausdeutungen bietet. Das Märchen, das „Bilder, Ideen und Begriffe durcheinander schlingt", ist nicht allegorisch, sondern symbolisch, weil es, um mit Goethe zu sprechen, nicht „zum Allgemeinen das Besondere sucht", sondern „im Besonderen das Allgemeine schaut"[1]). Tiecks naturphilosophische Grundanschauungen stammen aus der Bilderwelt des mystischen Schuhmachers Jakob Böhme, aus den Schriften von Schellings Schüler Heinrich Steffens und aus eigenen Gefühlserlebnissen. Die Naturbeseelung zeichnet er in seinen Märchen als Wesensverwandtschaft zwischen Mensch und Natur und als das zerstörende Walten der Natur, dem der Mensch erliegt. In seiner düsteren, aus Jugenderinnerungen seiner Mutter geschöpften Erzählung 'Der blonde Eckbert' (1797) herrscht das Traumhafte, das Unheimliche der 'Waldeinsamkeit'. Das Grauen der lockenden Sünde schwebt über der Erzählung 'Der getreue Eckart und der Tannenhäuser' (1799), wo die Sage vom Venusberg in der neueren Dichtung zum erstenmal verwertet und mit den Motiven des treuen Eckart und des Rattenfängers von Hameln verknüpft wird. Im 'Runenberg' (1803) hinwiederum erscheint das Grauen als geheimnisvolle, dräuende Macht der Gesteine und Metalle.

Naturmärchen sind auch Fouqués liebliche Operndichtung Undine (1814), wo der Zauber des Wassers herrscht, sowie die Märchen E. T. A. Hoffmanns, bei denen, wie bei Tieck, Traum und Bewusstsein ineinander verschwimmen, wo aber das Dämonische viel grausiger und die Wirklichkeit viel greller zutage tritt. Die Anschauungen der Romantiker über die 'Nachtseiten' der Natur werden von Hoffmann noch weiter geführt in das Reich des Übersinnlichen, der Magie, der Seelenrätsel unter dem Einflusse der Schriften Gotthelf Heinrichs von Schubert. Allegorisch-philosophisch sind Märchen von Novalis und Chamisso, wo bestimmte Gedanken und Erkenntnisse durch Sinnbilder ausgedrückt werden sollen[2]). Volksmässiger gehalten sind die Märchen von Clemens Brentano und seinem Nachahmer Wilhelm Hauff. Schon 1808 beabsichtigte Brentano Märchen zu sammeln und herauszugeben. Nach 1810 kam er davon ab, erfand in Stimmungen und Einfällen des Augenblicks, Selbsterlebtes und Gefühltes verwertend, eigene Märchen, erzählte sie Kindern von Berliner Verwandten und schrieb sie 1816 nieder. Sie sind von Tieck

1) Goethe-Jahrbuch 25, S. 37—44; 116—127 und Goethes Werke (Hempel) 16, 22.
2) O. F. Walzel, Deutsche Romantik (Leipzig 1908) S. 137—143.

und den phantastischen Dramen Gozzis angeregt, dem raschen Entstehen entsprechend straff zusammengefasst und dramatisch gehalten. Brentano verwendet für sie Motive aus Basiles Pentamerone, aus französischen Märchen, doch auch deutsche volkstümliche Stoffe, so für den Bärenhäuter und einige Rheinmärchen. Ihr schlicht kindlicher, schalkhafter Ton wurde früh bewundert. Eichendorff verglich sie 'mit alten Bildern auf Goldgrund', doch die Einmischung literarischer Satire und persönlicher Ausfälle fiel bereits seinen Freunden unangenehm auf[1]).

Nach diesem langen Auslauf müssen wir wieder in den Weg von Percy zum Wunderhorn einlenken. In seinem Aufsatz über Bürger (1800) bewährt A. W. Schlegel in der Beurteilung des Volksliedes glänzend seine neue, entwickelnde Kritik. In dem Abgerissenen der Darstellung, in dem Verstecken der Beweggründe, im bescheidenen Farbenauftrag, im Zarten, Gemütlichen, Leisen, im Verzicht auf Rhetorik bei spannender Handlung erblickt er die Kennzeichen des Volksliedes. Ausgesprochen romantische Urteile folgen. „Im scheinbar Kindischen ist das Volkslied oft unergründlich tief und göttlich edel" oder „die ursprünglichen Volksgesänge hat das Volk gewissermassen selbst gedichtet; wo der Dichter als Person hervortritt, da ist schon die Grenze der künstlichen Poesie." In seinen Berliner Vorlesungen betrachtete Schlegel das Volkslied geschichtlich. Als erster erkannte er, dass die uns erhaltenen Volkslieder nicht über das 16., höchstens in das 15. Jahrhundert hinaufreichen. Hier erhob er den Ruf nach einem deutschen Percy. Dieser Wunsch sollte sich bald erfüllen!

Seit Herders internationaler Volksliedersammlung ist nur eine weitere Ausgabe erschienen: 'Ungedruckte Reste alten Gesanges' von Anselm Elwert (1784), die auch insofern einen Übergang zum Wunderhorn bildet, als sie zum grössten Teil deutsche, am Rhein getreu aufgezeichnete, gelegentlich mit Varianten versehene Volkslieder bringt. Besonderen Wert weist diese Sammlung dadurch auf, dass sie neben den bisher einseitig bevorzugten Balladen auch Lyrik enthält, und zwar Liebeslieder, die auf Goethe, Brentano und Eichendorff eingewirkt haben. Unter den fremden Liedern befindet sich auch ein Abschnitt des altfranzösischen 'Lai du corn', der die Anregung zu Titel und Prolog des Wunderhorns gegeben hat. Gleich danach kamen Schubarts 'Gedichte' (1785—1786) mit den prächtigen im Volkston gehaltenen schwäbischen Bauernliedern heraus. Friedrich Heinrich Bothes zur Hälfte aus Percy geschöpfte Sammlung 'Volkslieder nebst untermischten anderen Stücken' (1795) bringt nicht ein wirkliches deutsches Volkslied. An der Schwelle des 19. Jahrhunderts erschienen in Bayern, Tirol und in der Schweiz innerhalb statistischer und landwirtschaftlicher Werke kleinere Reihen von Schnadahüpfeln und

---

1) O. Bleich, Entstehung und Quellen der Märchen Brentanos (Archiv f. n. Sprachen 96, 43—96). H. Cardauns, Die Märchen C. Brentanos (Köln 1895).

Kuhreigen, dann 1805 die erste selbständige Ausgabe 'Schweizer Kühreigen' Siegmunds von Wagner, welche in späteren Bearbeitungen die wichtigste und am stärksten ausgeschriebene Schweizer Liedersammlung geworden ist. Um die Zeit verfasste Goethe wieder volksmässige Gedichte. Durch das 'Bergschloss' und 'Schäfers Klagelied' (Taschenbuch auf das Jahr 1804) schuf er eine neue Art von Romanzen, welche nun die Lieblingsform der romantischen Lyriker wird.

Der Briefwechsel zwischen Achim von Arnim und Clemens Brentano[1]) eröffnet uns den Einblick in die Entstehungsgeschichte von des Knaben Wunderhorn. Beide haben früh in Heimat und Fremde gern dem Volksgesang gelauscht und Lieder aufgezeichnet. Besonders Brentano hatte bald eine reichhaltige Sammlung gedruckter und handschriftlicher Quellen beisammen. Der beide beglückende Gedanke einer gemeinsamen Arbeit verdichtete sich bei ihrer Zusammenkunft in Berlin, Dezember 1804, zu dem Plan einer Volkslied-Ausgabe. Im folgenden Jahre, in Heidelberg, bearbeiteten sie ihren reichen Liederbestand. Arnims „fruchtbare Schaffenskraft verlor sich leicht ins Unendliche", Brentanos „auf ein bestimmtes Ziel gerichtete Tätigkeit ermüdete leicht vor der Vollendung." So wurde es beiden zum Heil, dass sie sich zu einem gemeinsamen Unternehmen verpflichteten und im Bestreben gleiches zu leisten, rasch zum Ziel gelangten. Arnims Neigung zu volksliedartig träumerischen, verschwimmenden Tönen und Brentanos schon in den lyrischen Einlagen des Romans Godwi bewährte „geniale Kunst im Sinne des Volkes mythenbildend zu schaffen" und den echten Ton des Volksliedes erstaunlich getreu wiederzugeben, verlockten beide, an den ihnen vorliegenden Liedern kräftige Eingriffe vorzunehmen. Im Jänner 1805 erschien Arnims hochgemutes Sendschreiben 'Von Volksliedern' in 'Reichardts Berlinischer musikalischer Zeitung', dann eine Ankündigung im Reichsanzeiger und in der 'Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung' mit der Erklärung, dass diese Lieder „von uns aus dem Munde des Volkes, aus Büchern und Handschriften gesammelt, geordnet und ergänzt sind'. Im Herbst dieses Jahres erschien der erste Teil 'Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder', Frankfurt und Heidelberg 1806, mit einer launigen Zueignung an Goethe. Wegen der Kriegswirren und der fortwährenden Änderungen und Einschübe neu einlaufender Lieder verzögerte sich das Erscheinen des zweiten und dritten Teiles (mit einem Anhang 'Kinderlieder') bis gegen Ende 1808. Goethe hatte bereits im Jahre 1806 in der 'Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung' diese Sammlung freudigst begrüsst und jedes der 210 Lieder des ersten Teiles kurz und treffend charakterisiert. Görres gab in den 'Heidelberger Jahrbüchern' (1809) eine durchgehende ethische Würdigung der Lieder nach den Lebenslagen von der Kindheit bis zum Tode und

1) Herausgegeben von Reinhold Steig, Arnim und Brentano (Stuttgart 1894).

rief hier aus, die Herausgeber haben „die Bürgerkrone verdient um ihr Volk, dass sie retteten von dem Untergang, was sich noch retten liess". — Freilich die kühne, schier planlose Anordnung dieser bunten Fülle von Liedern, die Aufnahme von Kunstgedichten, die „Ipsefacten und Restaurationen", an denen Arnim nachweislich stärker beteiligt war, riefen Bedenken und Widerspruch hervor. Der alte Johann Heinrich Voss erhob 1808 den Vorwurf: 'zusammengeschaufelten Wust voll mutwilliger Verfälschungen sogar mit untergeschobenem Machwerk'; Friedrich Schlegel bezeichnete es in seiner, Goethes günstige Besprechung parodierenden, Anzeige der 1807 von Büsching und von der Hagen in strenger Behandlungsart herausgegebenen, doch recht kärglichen 'Sammlung deutscher Volkslieder' als Abweg der Herausgeber des Wunderhorns, dass sie „das Wesen des Volksliedes vorzüglich in die Unverständlichkeit setzen". Doch allen Widerbellern zum Trotz hat dieses „Buch voll herrlichen Lebens" eine unvergleichlich tiefgehende Wirkung erzielt. Die Herausgeber verfolgten ja keinen wissenschaftlichen Zweck. Dadurch, dass sie mit feinem Gefühl für das Volksmässige und Poetische Lücken ausfüllten, Derbes und Geschmackloses milderten, haben sie, wie Brentano an Goethe schreibt, diese Lieder, die so sehr dem Leben gehören, dem Leben wiedergegeben. In der Tat sind gerade die Lieder, welchen die Herausgeber ihren Geist aufgedrückt haben, nicht nur von Kennern als echte Volkslieder angesehen worden, sondern auch zu allgemeinster Beliebtheit gelangt. Was die Herausgeber erstrebten, das hat dieses unvergängliche Denkmal der deutschen Romantik erfüllt. Es hat die Poesie des Volkes den Gebildeten zugeführt, die Lyrik des 19. Jahrhunderts befruchtet und verjüngt, der Wissenschaft den Weg zu reger allgemeiner Aufsammlung und Herausgabe von Volksüberlieferungen gewiesen und das Vaterlandsgefühl in schweren Tagen gestählt und erhoben[1]).

In der Heidelberger Romantik wurzeln die altdeutschen Studien von Josef Görres[2]). Den Antrieb dazu gaben ihm seine Beziehungen zu dem

---

1) H. Lohre, Von Percy zum Wunderhorn, Beiträge zur Geschichte der Volksliedforschung in Deutschland. (Palaestra 22. Berlin 1902) S. 79–127. — O. F. Walzel, a. a. O. S. 121–126. — In den letzten vier Jahren sind drei Untersuchungen über die Bearbeitungen der Vorlagen zum Wunderhorn erschienen, deren letzte und eingehendste diesen Gegenstand wohl völlig erschöpft. J. E. V. Müller, Arnims und Brentanos romantische Volksliederneuerungen, ein Beitrag zur Geschichte und Kritik des Wunderhorns (Programm der Hansaschule zu Bergedorf 1905/1906). F. Rieser, Des Knaben Wunderhorn und seine Quellen, ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Volksliedes und der Romantik (Dortmund 1908). K. Bode, Die Bearbeitung der Vorlagen in Des Knaben Wunderhorn (Palaestra 76. Berlin 1909). Bode, der auch den handschriftlichen Nachlass Arnims heranziehen konnte, setzt sich insbesonders die Aufgabe, im einzelnen zu zeigen, wie sich im Wunderhorn romantische Ideen äussern. Es hätte mich natürlich zu weit geführt, diese wertvollen Ergebnisse für meine Darstellung zu verwerten.

2) Franz Schultz, Josef Görres als Herausgeber, Literarhistoriker, Kritiker im Zusammenhang mit der jüngeren Romantik (Palaestra 12. Berlin 1902).

politischen Leben Deutschlands, das er von der Literatur aus erneuern wollte. Rasch ist er durch seine Verbindung mit den Brüdern Grimm in den Kern ihres, von dem seinigen so abweichenden, Wesens und Arbeitens eingedrungen. In Heidelberg, wo er 1806—1808 weilte, auch Privatvorlesungen über die deutsche Literatur an der Universität unter grossem Zulauf hielt, mit Arnim und Brentano die Einsiedler-Zeitung herausgab, verfasste er die Schrift 'Die teutschen Volksbücher, Nähere Würdigung der schönen Historien-, Wetter- und Arzneybüchlein, welche teils innerer Wert, teils Zufall Jahrhunderte hindurch bis auf unsere Zeit erhalten hat', Heidelberg 1807. Für dieses, sein bestes und am tiefsten nachwirkendes literargeschichtliches Werk benutzte er eine von Clemens Brentano seit 1802 zustande gebrachte, reichhaltige Sammlung von gedruckten und handschriftlichen Volksbüchern, woraus er nur diejenigen heranzog, die ihm geeignet schienen, der Gegenwart zu dienen. Der an Brentano gerichteten Widmung, einer poetischen Vision von den bergentrückten Helden deutscher Vorzeit, folgt eine wohlgegliederte Einleitung, welche, von Gedanken Herders, Bürgers, A. W. Schlegels ausgehend, in grossen Zügen die deutsche Volksdichtung charakterisiert. Görres scheidet hier streng zwischen niederer, unheiliger 'Pöbelhaftigkeit' und dem 'heiligen Volksgeist' und verteidigt mit gesunden Anschauungen den Begriff Volksliteratur. Dem in Volksliede erwachten 'lyrischen Naturgeist' stellt er die 'Volkssagen' gegenüber, aus denen er in einer zu weit gehenden Vermutung 'die meisten Volksbücher', nämlich die erzählenden, hervorgehen lässt. Er betont aber, dass die lehrenden Volksbücher „nicht von früherer mündlicher Überlieferung ausgegangen, mithin auch nicht wie die rein poetischen aus dem Volke selbst hervorgewachsen und auch keineswegs so tief mit seiner innersten Natur verwachsen" sind. In der folgenden Beschreibung von 49 Volksbüchern geht er von den lehrenden zu den romantischen und den religiösen über und schliesst dann „mit einem grossen Blick auf das durchlaufene Gebiet von der gewonnenen Höhe hinab". Bibliographische Ungenauigkeiten und die unrichtige Anschauung, dass die meisten Volksbücher Prosaauflösungen mittelalterlicher Epen seien, muss man einem nicht nur gelehrten, sondern auch Leben atmenden Buche zugute halten. Persönliche Voreingenommenheit zeigt sich, wenn er der Volksheilkunde das Wort redet, weil er selbst Wunderkuren vorgenommen hat. Den Höhepunkt dieser literargeschichtlichen Leistung bildet die Abhandlung über die Entstehung und Weiterentwicklung der Faustsage, wie er auch die Geschichte des Buches vom Eulenspiegel richtig vermutet. Seiner Würdigung einzelner Volksbücher vom Standpunkt mitgeniessender Empfindung aus ist nichts Besseres an die Seite zu setzen.

Von dem Wunderhorn, von Tiecks Minneliedern und Jakob Grimms Schrift 'Über den alten deutschen Meistergesang' 1811 gehen Görres' weitere Beschäftigungen mit den Volks-, Minne- und Meisterliedern aus

und führen zu der Ausgabe 'Altteutsche Volks- und Meisterlieder aus den Handschriften der Heidelberger Bibliothek', 1817. In der Einleitung dazu, welche eine lebendige, aus den Minneliedern erschlossene Vergegenwärtigung der deutschen Vergangenheit zeigt, teilt er den Standpunkt Grimms, dass das Volkslied die ganze Zeit neben dem Minne- und Meistergesange bestanden habe, fasst aber den Begriff Volkslied viel weiter als jener, wenn ihm Volksmässigkeit gleichbedeutend mit der allgemeinen Aufnahme und Verbreitung eines Liedes ist. Er geht aber zu weit, wenn er in der Vorrede, wie in der Ausgabe die drei deutlich voneinander zu scheidenden Gruppen zusammenwirft. Seine Auswahl aus den eben glücklich wiedererlangten pfälzischen Handschriften trifft er ziemlich sorglos und willkürlich, ordnet die 'recht schönen Volkslieder' in stoffliche Gruppen ohne organischen Zusammenhang an, versieht sie mit zum Teil unpassenden Überschriften, schreibt sie, wie damals üblich, halbschlächtig ins Neuhochdeutsche um und, was schlimmer ist, ändert Wortlaut und Reim, streift den Reiz des Mundartlichen und Frischen ab; ganz zu geschweigen von den zahllosen Missverständnissen und Lesefehlern. Wie Görres bei den Volksbüchern nur den Stoff und nicht die Form beachtete, so erweist er auch hier kein Gefühl für den Rhythmus und den poetischen Stil.

Von Brentanos und Arnims Bemühungen um die Volksdichtung und von Görres' 'Volksbüchern' gingen die wissenschaftlichen Anfänge der Brüder Grimm aus. Doch im Gegensatz zu den Romantikern wurden sie früh durch Erziehung und knappe Verhältnisse an eine einfache zurückgezogene Lebensweise und stete pflichtgetreue Arbeit gewöhnt. Auch hatten sie bei ihrem ernsten wissenschaftlichen Gewissen eine ganz andere Auffassung von den winkenden schönen Aufgaben als die Romantiker, so dass eine gemeinsame Arbeit mit diesen unmöglich wurde. Bei der Vorbereitung der späteren Bände des Wunderhorns hatte Arnim im Reichsanzeiger Ende 1805 eine Aufforderung an das Publikum veröffentlicht mit dem Ersuchen um Einsendung von Liedern. Ferner wurde Brentanos gedrucktes Zirkular von 1806 zum Teil aufgenommen in die von ihm und Arnim November 1807 in den verbreitetsten Blättern erlassene Erklärung. Diese Aufrufe sind schon als erster Versuch zu einer Organisierung der Sammelarbeit zu betrachten. Ungefähr 1808 teilte Jakob Grimm mündlich Brentano seinen Plan zu einem 'deutschen Sammler' mit. Im Neujahrsbrief von 1811 schlug Brentano auf Grund seiner eigenen Erfahrungen Grimm vor, mit ihm, Arnim, Görres und anderen eine Aufsammlung von 'Tradition und Volkssage' zu unternehmen, wofür Deutschland in Kreise mit besonderen Leitern der Sammelarbeit geteilt werden sollte und für die Veröffentlichung eine Zeitschrift 'Der Altdeutsche Sammler' oder 'ein fortwährendes Buch' zu bestimmen wäre. Mit einer zustimmenden Antwort hatte Grimm

auch gleich die erbetene 'Aufforderung an die gesamten Freunde deutscher Poesie und Geschichte erlassen'. Dieser, im wesentlichen nur die Aufsammlung von Sagen im weitesten Sinne des Wortes bezweckende Entwurf ist nicht nur zu umfänglich, sondern auch zu gründlich, zu wissenschaftlich wuchtig geraten, als dass er sich zu einer Verbreitung in den weitesten Schichten geeignet hätte. Unwillkürlich wird hier auch die beim Wunderhorn angewendete Methode gerügt, weil die getreueste Wiedergabe der Volkserzählungen gefordert ist. So war es also für Arnim und Brentano nicht möglich, diesen Aufruf zu unterschreiben. Jakob Grimm hätte sich auch nie zu einer anderen Überzeugung bestimmen lassen und sah bald die Aussichtslosigkeit dieses Unternehmens ein. So blieb die Sache liegen, doch entschloss er sich nun, seiner eigenen Kraft vertrauend, ohne Verbindung mit den Romantikern nur mit seinem, zwar phantasievollen, dichterisch begabten, aber der echten Wissenschaft treu ergebenen Bruder Wilhelm zu arbeiten, und verwendete viele Gedanken des aufgegebenen Planes für ein neues Unternehmen[1]). Während des Wiener Kongresses stiftete Jakob Grimm eine Gesellschaft, die „alles, was unter dem gemeinen, deutschen Landvolke von Lied und Sage vorhanden ist, retten und sammeln" sollte. Er versendete ein Zirkular, das später 'Märchenbrief' zubenannt wurde, und das neben Märchen, Sagen und Liedern auch Schwänke, Puppenspiele, Bräuche, Rechtsgewohnheiten, Aberglauben und Sprichwörter ins Auge fasst[2]).

Zwischen 1810—1815 haben die Brüder Grimm ihren festen Standpunkt gefunden, von dem aus sie in ihren Arbeiten und Plänen folgerichtig und fruchtbar zu systematischen Forschungen und Darstellungen der geistigen Erzeugnisse des deutschen Volkstums vorgehen konnten. Sie haben diesen Weg weiter verfolgt bis zu ihrem Lebensende, mit immer wachsenden Erfolgen und viele Ziele erreicht, die sie sich in ihrer Jugend gesteckt hatten. Freilich der kräftigere und gesündere Jakob war viel leistungsfähiger und ging mit unablässigem Fleiss unbeirrt auf sein Ziel los, während Wilhelm oft durch Nebenbestrebungen, seine Familie und geselligen Verkehr von seiner wissenschaftlichen Tätigkeit abgezogen wurde[3]).

---

1) Vgl. R. Steig, oben 12, 129—138, wo auch die erwähnte 'Aufforderung' nach der Handschrift abgedruckt ist.

2) Vgl. J. Bolte, oben 12, 96 Anmerkung. Das Zirkular ist abgedruckt in J. Grimms Kleineren Schriften 7, 593—595. Über die Volksdichtung hinaus greift eine Anleitung, die Jakob Grimm 1822 seinem Freunde, dem Regierungsrat Werner von Haxthausen in Köln, für eine geplante Aufsammlung westfälischer Überlieferungen vorschlägt. In elf Abschnitten wird hier die Aufzeichnung der 'Volksdialekte nach Schmellers Muster', von Rechtsgewohnheiten, Bräuchen, Tracht, Hausrat, 'Eigenheiten bei Viehzucht und Ackerbau', von Volkssagen, Sprichwörtern, Liedern und Tänzen in Aussicht genommen. Ein Plan, der den weitesten Stoffkreis der Volkskunde in sich fasst. (Mitgeteilt von Erich Schmidt oben 12, 96—98.)

3) Hermann Paul, Geschichte der germanischen Philologie S. 61—65. 68—73. 83—90. 94—96. (In seinem Grundriss der germanischen Philologie[2] I. Strassburg 1901.)

Zunächst hatten sich die Brüder die Aufgabe gesetzt, gegenüber dem Wunderhorn die volkstümlichen Prosadichtungen zu sammeln und herauszugeben. Sie begnügten sich nicht mit den gedruckten, vielfach trüben Quellen, sondern schöpften auch aus dem Volksmund. Nur Echtes, in möglichst unverfälschter Gestalt wollten sie gewinnen. Frühzeitig fassten sie den Plan zu zwei Sammlungen; sie schieden die Erzählungen, die an Ort und Zeit gebunden sind, also die Sagen, von den freien Märchen. Nach ungefähr sechsjähriger Vorarbeit des Sammelns und Sichtens zerstreuten Stoffes, einer vorsichtigen, den ursprünglichen Ton nicht verwischenden Stilisierung erschien der erste Band der 'Kinder- und Hausmärchen' 1812 und bald danach der zweite 1814. Die zweite Ausgabe (1819—1822) brachte eine erhebliche Vermehrung, besonders der Anmerkungen, die zu einem neuen, dem dritten Bande erweitert wurden. Den ältesten Bestand bilden Erzählungen alter Frauen aus Hessen; das meiste entstammt überhaupt mündlicher Überlieferung. Neben Joh. Heinrich Jung-Stilling steuerte auch Philipp Otto Runge, der Maler der Romantik und Liederdichter, die zwei plattdeutschen Märchen vom Fischer und seiner Frau und dem Mahandelboom bei[1]). Wurden die Märchen ein Gemeingut des deutschen Volkes, so haben die reichhaltigen Anmerkungen dazu, welche die Quellen, verwandte Fassungen und Stoffvergleichungen bieten, trotz dem unrichtigen Standpunkt, die Übereinstimmungen auf einen gemeinsamen, mythischen Kern zurückzuführen, die gesamte, spätere Märchenforschung auch über Deutschland hinaus angebahnt[2]).

In zwei Bänden erschien auch die nächste reichhaltige Sammlung der Brüder 'Deutsche Sagen' (1816 und 1818) mit wunderschönen Einleitungen, die neben der Würdigung des Gebotenen, auch Auswahl, Einteilung und Anordnung rechtfertigen. Der erste Teil enthält die 'mehr örtlich gebundenen', das heisst zum grössten Teil mythische Sagen, die sich an bestimmte Orte festgesetzt haben, und hier nach den mannigfaltigen Erscheinungen der Elben angeordnet sind. Alle stammen aus dem Volksmund und sind zum grossen Teil von den Brüdern selbst aufgezeichnet worden. Von älteren Sammlungen verwenden sie besonders die von Prätorius — legen aber die Rübezahlsagen für später bei Seite — und die wenigen vor ihnen erschienenen landschaftlichen Sagensammlungen, die vom Untersberge (vgl. oben S. 131), die Eisenacher Volkssagen (1795), Otmars Sagen aus dem Harz (1800) und die von Wyss (Bern 1815), die aus umfänglichen Gedichten 'in die nackende Wahrheit eingelöst' werden mussten. Der zweite Teil bringt die fast durchaus Chroniken und älteren Geschichtswerken entnommenen, 'mehr geschichtlich gebundenen' Sagen. Hier werden die Heldensagen, viele Geschlechtersagen und Legenden überhaupt nicht aufgenommen. Die Anordnung in den beiden Bänden ist so

1) Andreas Aubert, Runge und die Romantik. (Berlin 1909).

2) Eine neue Ausgabe wird von Joh. Bolte im Vereine mit G. Polívka bearbeitet.

glücklich, dass sie den Eindruck eines einheitlichen, ungestörten Verlaufes macht. Das Bedeutsame dieser Sammlung von 585 Sagen liegt auch darin, dass hier bereits alle typischen Arten von Volkssagen vorliegen, so dass die zahllosen späteren allgemein deutschen und landschaftlichen Sagensammlungen, die sich auch in Einteilung und Anordnung nach dieser Ausgabe richten, nur neue Beispiele dazu liefern konnten[1]).

Im Jahre 1819 erscheint der erste, die Flexionen und einen Teil der Laute behandelnde Band der 'Deutschen Grammatik', die erst 1837 mit dem 4. Band fertig vorliegt[2]). Hier hat Jakob Grimm den überaus reichen Bestand an Lauten, Formen, Wort- und Satzbildung aller germanischen Völker von den Anfängen bis in seine Zeit auf Grund zahlreicher Quellen gebucht und mit seiner Anschauung vom geschichtlich Gewordenen das erste Beispiel einer wissenschaftlichen, historischen Grammatik gegeben und damit erst die Erkenntnis der geschichtlichen Entwicklung der Sprache eröffnet. Die lebenden Mundarten sind hier nur gelegentlich berücksichtigt, weil Jakob die Fähigkeit abging, die feinen Unterschiede und Färbungen mundartlicher Laute genau zu erfassen. Eine um so wertvollere Ergänzung fand seine gewaltige Leistung durch die gleichzeitig anhebende Erforschung der lebenden Mundarten, deren erste reife Frucht das vielfach nachgeahmte 'Bayerische Wörterbuch' (1827—1837) von Johann Andreas Schmeller ist, das nicht nur eine Fülle mundartlicher Ausdrücke, sondern auch zur Erläuterung eine Fülle von Redensarten, Sprichwörtern, Bräuchen und anderen Volksüberlieferungen bringt.

Jakob Grimm wandte sich inzwischen anderen Gebieten zu. Schon lange zogen ihn an den deutschen Rechtsbräuchen die sinnlichen, lebenden Erscheinungen besonders an. Hier fand er 'dasselbe stille Walten der Volksphantasie, das Festhalten an alter Überlieferung, wie in Sage und Mythos'. Nach einer Vorarbeit mit dem bezeichnenden Titel 'Von der Poesie im Recht' erschienen 1828 die 'Deutschen Rechtsaltertümer', wo die bildkräftige Sprache der Formeln mit Stab- und Endreim, sowie die von den Rechtshandlungen unzertrennlichen Sinnbilder besonders eingehend berücksichtigt wurden[3]).

Sieben Jahre später (1835) erschien wieder ein auf emsigster Arbeit beruhendes, grundlegendes Werk von Grimm, die 'Deutsche Mythologie'[4]).

---

1) Deutsche Sagen, herausgegeben von den Brüdern Grimm, 4. Auflage besorgt von Reinhold Steig (Berlin 1905). In einem Bande. Beide Vorreden stehen jetzt an der Spitze. Der mehrfach entstellte Wortlaut ist gebessert. Die Quellenangaben am Schluss sind mit den Zusätzen aus dem Handexemplar der Bücher ergänzt.

2) Neuer vermehrter Abdruck des 1. und 2. Bandes durch Wilhelm Scherer (Berlin 1870—1878); des 3. und 4. Bandes durch Gustav Roethe und Edward Schröder (Gütersloh 1890 u. 1898).

3) Vierte Auflage von Andreas Heusler und R. Hübner (Leipzig 1900).

4) Vierte Auflage besorgt von Elard Hugo Meyer (Berlin 1875—1878), wo Grimms handschriftliche Nachträge verwertet sind.

Nur schwache Versuche sind vor ihm auf diesem Gebiete entstanden, so hat er auch dieses Werk wie die Grammatik aus dem Vollen geschaffen. Mit Absicht zog er hier die nordischen Quellen nicht heran, weil er der Frage, ob die beiden Mythologien urgermanisch, also gemeinsamer Besitz seien, nicht vorgreifen wollte. In Deutschland aber lagen ihm nur weit zerstreute Trümmer vor, doch hat er es verstanden, aus schriftlichen Quellen aller Zeiten des deutschen Volkes und aus mündlichen Überlieferungen einen stattlichen Bau aufzurichten. Die Heldensage hat er, was auffällig ist, nur wenig ausgebeutet. Unter der beigebrachten Masse von Belegen ist von der späteren Kritik manches gestrichen worden, was überhaupt nicht mythischen oder doch nicht altdeutschen Ursprunges ist, sondern späterer Ausbildung oder fremder Beeinflussung entstammt Vorsichtig aber hat sich Grimm im Gegensatz zu seinen Vorgängern und Nachfolgern aller Ausdeutung von Mythen enthalten. So wie seine Grammatik, hat auch seine Mythologie auf den wissenschaftlichen Betrieb dieser Gebiete nicht nur in der deutschen Nation, sondern bei allen gebildeten Völkern mächtig und nachhaltig eingewirkt.

Prag.

(Schluss folgt.)

Scheingeburt.

Von **Theodor Zachariae.**

Der italienische Reisende Pietro della Valle ist ein klassisch gebildeter Schriftsteller, 'ein in den Historicis und alten Scribenten, die er an vielen Orten anführet, wohl belesener und vieler Sprachen kundiger Mann'. Er wird nicht müde, die Klassiker zu zitieren, namentlich dann, wenn sichs um die Vergleichung orientalischer Sitten und Gebräuche mit denen der Griechen, Römer und anderer Völker handelt. Den Türken ist es nicht erlaubt, mit Schuhen oder Pantoffeln in die Moscheen zu gehen[1]), gleichwie man auch in der Dianen Tempel auf Kreta hat tun müssen, nach dem Bericht des Julius Solinus. Auf den Särgen der ottomanischen Kaiser sieht Della Valle (1, 21) ein Kleid und ein Tulband von der Form, wie es der Verstorbene getragen hat, liegen. Beide Gegenstände werden, wie er hört, alle Jahre erneuert. Dies erinnert ihn an

1) Della Valle 1. 14 Ich zitiere Della Valles Reisebeschreibung nach der deutschen Ausgabe von Widerhold (4 Teile, Genff 1674), mit Vergleichung des unentbehrlichen italienischen Originals in der Ausgabe von Gancia, Brighton 1843.

das, was nach Thuc. 3, 58, 3 die Bürger von Platää taten. In Konstantinopel wurde Della Valle von einer römisch-katholischen Familie zu einer Taufeierlichkeit eingeladen; er selbst musste bei dem Kinde, einem Mädchen, Gevatter stehen. Die Handlung unterschied sich in nichts von der in Italien üblichen[1]); nur wurde das Kind, nachdem es in die Kirche getragen worden, zunächst auf einen Teppich gelegt, und nachdem der Priester etliche Gebete gesprochen, musste Della Valle als Pate das Kind von der Erde aufheben: 'Welches vor alters die Vätter selbsten bey ihrer Kinder-Geburt gethan haben[2]), hierdurch zu erkennen zu geben, dass sie Vätter darzu wären, und sie für die ihrige erkenneten'. Della Valle fügt hinzu, dass er das Kind nicht allein von der Erden, sondern auch, ihrer Gewohnheit nach, so hoch in die Höhe heben musste, als seine Arme reichen konnten, gleich als ob dieses ein gutes Vorzeichen wäre, dass das Kind zu seinem vollkommenen Gewächs gelangen würde (1, 43). Bei den Türken gilt die linke Hand als die Oberstelle, als der ehrlichste Platz[3]). So hat auch Cyrus, wie Xenophon Cyr. 8, 4, 3 berichtet, die linke Hand für die ehrlichste gehalten. In Kairo lernt Della Valle (1, 128 vgl. 2, 236) zum ersten Male die Tauben kennen, deren man sich im Orient bedient, um Briefe zu befördern[4]). Er erinnert an die Tauben, die Decumus Brutus aus dem belagerten Mutina ins Lager der Konsuln schickte (Plinius 10, 37), sowie an die 'fliegenden Boten' Tassos (Gerusalemme liberata 18, 52). Im Jahre 1616 beobachtete Della Valle (1, 176) in Aleppo eine Mondfinsternis. Mit kupfernen Becken, auf die sie schlugen, und auf andere Weise machten die Bewohner der Stadt einen grossen Lärm, um das Tier zu verjagen, das, nach ihrem Glauben, den Mond zu verschlingen drohte[5]). So machtens auch die Alten mit ihren sistra und anderen Instrumenten von Metall, wie Della Valle in Cartaris Imagini degli Dei gelesen hat[6]). Mit einer in Persien geltenden Strafe

1) Doch vgl. Della Valles nachträgliche Bemerkung über die Wachskerze, die bis zum Tode des Täuflings aufbewahrt und ihm mit ins Grab gegeben wird (Reiss-Beschreibung 1, 45b).

2) Belegstellen gibt Della Valle nicht, wenigstens nicht in der deutschen Ausgabe. In Gancias Ausgabe 1, 79 wird verwiesen auf Dempster, Antiqu. roman. lib. II. Paralip. ad cap. 19 [Kölner Ausgabe von 1620 S. 391—95]. Siehe sonst A. Dieterich, Mutter Erde 1905 S. 6 ff. und meine Bemerkungen in der Wiener Zs. für die Kunde des Morgenlandes 17, 143 f. In Bihār wirft die Hebamme das Kind fünfmal in die Luft und fängt es wieder auf. Dies — und anderes — geschieht, um den bösen Blick abzuwenden (G. A. Grierson, Bihār peasant life § 1401. 1402). Vgl. noch Fischarts Gargantua 1891 S. 167: 'Secht, daß ihrs hoch genug auffhebt, daß es auch hoch wachß! Hebts ihr lieben Paten, wie die frommen Cheiben die Eydgnossen iren lieben Pfetterman König Heinrich!'

3) Della Valle 1, 57. 64. Vgl. Thévenots Reisen (Franckfurt 1693) 1, 42. Otto Stoll, Das Geschlechtsleben in der Völkerpsychologie S. 279.

4) Vgl., u. a., Thévenots Reisen 2, 56. 91.

5) Ähnlich das Verhalten der Bewohner von Ispahan bei Gelegenheit einer Mondfinsternis (Della Valle 2, 42).

6) Vgl., u. a., Preller, Griechische Mythologie[4] 1, 134, Römische Mythologie[3] 1, 328; Grimm, Deutsche Mythologie[2] 668ff.

für Notzuchtsverbrechen vergleicht er (2, 231) die Strafe, die nach Diodor 1, 78, 4 bei den Ägyptern bestand *(τοῦ βιασαμένου γυναῖκα ἐλευθέραν προσέταξαν ἀποκόπτεσθαι τὰ αἰδοῖα)*. Die Türschwelle wird von den Persern für heilig[1]) und unverletzlich gehalten (Della Valle 3, 87 vgl. 2, 29); ebenso wie es die Alten im Brauch gehabt, die, nach Varros Bericht, den Servius in seiner Auslegung über die 8. Ecloga Virgilii anführt, die Türschwelle gleichfalls für heilig gehalten und der Göttin Vesta gewidmet haben. Die Perser nennen alles das, was seiner Art und Natur nach stärker und dauerhafter ist, männlich, hingegen aber was weich und zart ist, weiblich (Della Valle 3, 143); dasselbe berichtet Seneca von den Ägyptern (aquam virilem vocant mare, muliebrem omnem aliam etc.; Nat. Quaest. 3, 12, 2 ed. Gercke). In Passa (Fasa) in Persien sah Della Valle (3, 144. 182) einen sehr alten, mächtigen Zypressenbaum, den die Mahometaner mit grosser Andacht verehren[2]). Diese Baumverehrung möchte er für einen Rest alten Heidentums erklären; er zitiert die 'cupressus Religione patrum multos servata per annos' des Virgil und bemerkt noch, dass auch die Juden dem Baumkultus gehuldigt haben (1. Könige 14, 23 und sonst; vgl. R. Smith, Religion of the Semites[2] p. 185ff.). Von den Klageweibern bei den Persern handelt er 3, 205. Er vergleicht sie mit den Praeficae der Römer, erinnert daran, dass Klageweiber bereits in der Heiligen Schrift vorkommen (Jeremias 9, 17), und fügt hinzu, dass Klageweiber noch heute in Kalabrien (nach Ortelius) und, wie er glaubt, auch in Sizilien gebräuchlich sind. Anknüpfend an einen bestimmten Fall von Verhexung verbreitet sich Della Valle 3, 218f. ausführlich über die Gattung von Zauberei, die von den Mahometanern 'mangiare il cuore', Herzessen, genannt wird[3]). Dieses Herzessen ist, meint er, nichts anderes, als was wir 'bezaubern' (affascinare) nennen, welches durch der Hexen böses und schädliches Anschauen geschieht, dass man bisweilen darüber sterben muss; es ist auch nichts Neues, noch anderswo Unerhörtes; so erzählt Plinius, nach des Isigoni Bericht, dass sich Beschreier (effascinantes) unter den Illyrern und Triballern finden, die sogar durch den Blick bezaubern und die töten, die sie längere Zeit mit zornigen Augen ansehen. In Indien macht Della Valle 4, 14 die Beobachtung, dass man das Angesicht eines Abgottes 'über und über mit hoch-leibfarb' (di un colore incarnato acceso) angestrichen

1) Vgl. Thévenots Reisen 2, 116. James Morier, A second journey through Persia 1818 p. 254.

2) Fast 200 Jahre später sah und bewunderte William Ouseley denselben Baum (Travels in various countries of the East 1, 374ff. 2, 90f.).

3) Grimm, DM.[2] S. 1031. 1034ff. M. Höfler, Archiv für Anthropologie 33 (1906), 269ff. Derselbe, Volksmedizinische Organotherapie 1908, S. 230ff. Auf die Stelle in Della Valles Reisebeschreibung hat schon Liebrecht, Heidelberger Jahrbücher 57, 826 hingewiesen.

hat [1]). So färbten auch vor alters die Römer, wie Plinius 33, 7 berichtet das Angesicht ihres Jupiter rot mit Minium.

Von nicht geringem Interesse ist eine persische Sitte, die Della Valle 3, 38. 39 mitteilt und mit einer von Diodor überlieferten Sitte vergleicht; eine Sitte, an die ich eine Reihe von Betrachtungen und Untersuchungen knüpfen möchte. Alljährlich an dem Tage, an dem Mahomet nach der Lehre der Perser [2]) seinen Eidam Ali an Kindesstatt annahm und zu seinem Erben und Nachfolger einsetzte, feiern die Perser zum Gedächtnis daran das sogenannte Fest der Brüderschaft (festa della fratellanza), 'an welchem sich nicht allein die Feinde miteinander versöhnen; sondern auch viel unter ihnen, zur Nachfolge ihres Gesetzgebers (ad imitazione del loro legislatore), andere an Kinds-Statt annehmen, und mit einem theuren Eyd bekräfftigen, dass sie die Knäblein für ihre Brüder, und die Mägdlein für Schwestern halten wollen, welchen Eyd sie auch die Zeit ihres Lebens unverbrüchlich halten. Weil nun dieses eine sonderbare anmerkliche Sache ist, so kan ich hierbey unangefügt nicht lassen, dass sie, wann sie jemand an Kindes Statt annehmen wollen, fast eben die Ceremonien brauchen, deren sich, wie Diodorus Siculus schreibt, die Juno bedienet hat, als sie den Hercules zu ihrem Sohn angenommen, welche dann bey den Barbarischen Völkern noch immer im Gebrauch geblieben seyn. Diese Ceremonien nun bestehen darinnen, dass sie die jenige Person, die sie an Kinds-Statt annehmen wollen, gantz nackend in ihr Hembd stecken, und an ihr Fleisch legen, und alssdann dieselbe wieder heraus ziehen, als

---

1) Vgl. Ouseley, Travels 1, 84. 86ff. mit den Anmerkungen Liebrecht, Zur Volkskunde S. 395f. F. v. Duhn, Archiv für Religionswissenschaft 9, 19ff. Beiläufig mache ich auf das aufmerksam, was Della Valle 3, 205 über die rote Bemalung von Gräbern sagt. In der Nähe seines Hauses in Schiras befand sich ein 'Begräbnuss', das, wie auch die Äste zweier Zypressenbäume daselbst, stets mit roter Farb angestrichen worden.

2) A. Müller, Der Islam im Morgen- und Abendland 2, 13. Eine kurze Erwähnung des Brüderschaftsfestes, das auf den 18. Tag des Monats Dsül-hedsche fällt, bei Della Valle 2, 67. (Ob das Fest noch heute gefeiert wird, weiss ich nicht; nach dem, was A. Müller 2, 17f. bemerkt, ist es nicht wahrscheinlich.) Das Fest wird auch von anderen Autoren erwähnt, so von Chardin, Olearius (Pers. Reisebeschreibung 4, 19), Le Bruyn, William Francklin; aber das, was Della Valle darüber mitteilt, finde ich sonst nirgends angegeben. Nur Adam Olearius schildert in seiner Persianischen Reisebeschreibung 5, 14 (Hamburg 1696, S. 310) mit dankenswerter Ausführlichkeit, wie die Perser jährlich einmal zusammenzukommen pflegen und sich miteinander verbinden, treue Freundschaft und Brüderschaft Zeit ihres Lebens zu halten. Doch Olearius sagt nicht, an welchem Tage des Jahres die Eingehung und 'Einsegnung' der Brüderschaften stattfand. Vgl. noch Jo. de Laet, Persia, seu regni Persici status, Lugd. Batav. 1633, p 158. Dass die Schliessung der Brüderschaft in Persien an einen bestimmten Tag, an ein bestimmtes Fest geknüpft war, ist bemerkenswert. Man trifft diese Erscheinung auch anderwärts. Vgl. nur Ciszewski, Künstliche Verwandtschaft bei den Südslaven S. 41ff.; Krauss, Sitte und Brauch der Südslaven S. 630f. So werden auch Gottesurteile an bestimmten Tagen vorgenommen. Oben 18, 384 (Freitag); Post, Grundriss der ethnologischen Jurisprudenz 2, 478.

wann sie, wie ihre leibliche Kinder, aus ihrem eigenen Leibe kommen wäre.'

Die von Della Valle angezogene Diodorstelle lautet: *τὴν τέκνωσιν γενέσθαι φασὶ τοιαύτην. τὴν Ἥραν ἀναβᾶσαν ἐπὶ κλίνην καὶ τὸν Ἡρακλέα προσλαβομένην πρὸς τὸ σῶμα διὰ τῶν ἐνδυμάτων ἀφεῖναι πρὸς τὴν γῆν, μιμουμένην τὴν ἀληθινὴν γένεσιν. ὅπερ μέχρι τοῦ νῦν ποιεῖν τοὺς βαρβάρους ὅταν θετὸν υἱὸν ποιεῖσθαι βούλωνται*[1]). Diese Adoptionsart wird kaum anders aufgefasst werden können, als wie sie Diodor aufgefasst hat. Es liegt hier offenbar eine *μίμησις τῆς ἀληθινῆς γενέσεως*, eine imitatio naturae, eine Scheingeburt[2]), vor, und man wird Frazer durchaus Recht geben müssen, wenn er den von Diodor überlieferten Brauch unter der Rubrik 'imitative magic' aufführt[3]).

Seit der Zeit, wo Della Valle schrieb, sind fast 300 Jahre verflossen. Die Ausleger zu Diodor 4, 39, 2 (namentlich Wesseling), ferner Everardus Otto, Grimm, Liebrecht, Bachofen, Frazer und andere haben sich mit der von Diodor geschilderten, als barbarisch bezeichneten Sitte beschäftigt und eine ganze Anzahl von Parallelen beigebracht. Wir wissen jetzt, dass der Adoptionsritus, den Della Valle bei den Persern vorfand, in derselben oder in einer ähnlichen Form, im Mittelalter verbreitet war; ja er soll noch heute im Schwange sein. Von den Parallelen, die die genannten Autoritäten und andere zusammengestellt haben, will ich die wichtigsten hier folgen lassen. Im voraus bemerke ich nur, dass wir bei unseren Betrachtungen ausser den Adoptionsriten auch die beim Abschluss der Bluts- oder Wahlbrüderschaft herrschenden Gebräuche zu berücksichtigen haben. Fallen doch Adoption sowie Brüderschaftsschliessung beide unter den Begriff der künstlichen Verwandtschaft[4]).

Zunächst ist der türkische Brauch zu erwähnen, von dem Herbelot in seiner Bibliothèque orientale u. d. W. Akhrat berichtet: L'adoption qui est frequente parmi eux [les Turcs] se fait en faisant passer celuy qui est adopté par dedans la chemise de celuy qui l'adopte. C'est pourquoy pour dire adopter en Turc, l'on s'exprime en ces termes: Faire passer quelqu'un par sa chemise. Die bosnischen Türken[5]) 'pflegen in der Regel unmündige Kinder zu adoptieren, und zwar nach orientalischem

1) Bibl. hist. 4, 39, 2. Zu der Stelle vgl. E. Rohde, Psyche[2] 2, 421. A. Dieterich, Eine Mithrasliturgie S. 124. 136.

2) Dieser Ausdruck wird gebraucht von A. H. Post, Grundriss der ethnologischen Jurisprudenz 1, 111.

3) The golden bough[2] 1, 21. Der von Della Valle bezeugte persische Brauch wird von Frazer nicht erwähnt.

4) J. Kohler, Studien über die künstliche Verwandtschaft (Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft 5, 415—440). A. H. Post, Grundriss der ethnologischen Jurisprudenz 1, 93—111.

5) F. S. Krauss, Sitte und Brauch der Südslaven 1885 S. 600. Stanislaus Ciszewski, Künstliche Verwandtschaft bei den Südslaven (Leipzig 1897) S. 103.

Brauche. Die Adoptivmutter stopft nämlich das Kind in ihre weiten Hosen hinein und lässt es durch die Hosen auf die Erde nieder, als wenn sie das Kind gebären würde'. Eine ähnliche Adoptionsart soll früher in Serbien geherrscht haben. Man glaubt dies aus einer Stelle in einem serbischen Volksliede schliessen zu können, worin wir von einer Kaiserin lesen, dass sie ein Kind durch ihren seidenen Busen zog, damit das Kind ein Herzenskind genannt werde[1]). In Bulgarien bestand und besteht noch heute die folgende Adoptionsart[2]). Die Adoption wird von einer Frau vollzogen, und zwar in der Weise, dass sie das Kind unter ihrer Kleidung in der Richtung von ihren Füssen her nach der Brust zieht und es in der Brustgegend wieder hervorholt.

Von der Adoption mittels des Durchziehens durchs Hemd u. dgl. haben wir nun eine Reihe von geschichtlichen, mehr oder weniger gut beglaubigten Beispielen. Diese Beispiele sind zusammengestellt worden von Ducange in seiner Dissertation 'Des adoptions d'honneur en fils' (in seiner Ausgabe von Joinvilles Geschichte Ludwigs des Heiligen; abgedruckt auch im 7. Bande von Henschels Ausgabe des Glossarium ad scriptores mediae et infimae latinitatis, Paris 1850) und von Ev. Otto in seiner Jurisprudentia symbolica 1730 p. 276—278. Siehe auch Grimm RA. S. 464; Bachofen, Mutterrecht[2] S. 254f.; Liebrecht, Zur Volkskunde S. 432. Ich lasse die wichtigeren Beispiele folgen, indem ich wegen der hier nicht gegebenen Belegstellen auf die genannten Werke verweise. Balduins Adoption durch den griechischen Fürsten von Edessa wird in einer Quelle wie folgt geschildert: (Princeps Edessae) Balduinum sibi filium adoptivum fecit, sicut mos regionis illius et gentis habetur, nudo pectori suo illum astringens, et sub proximo carnis suae indumento semel hunc investiens; in einer anderen Quelle: Intra lineam interulam, quam nos vocamus camisiam, nudum intrare eum faciens sibi astrinxit. Von der adoptierenden Maria Cantacuzena heisst es: *διασχοῦσα τὸν ἐπενδύτην ἄμφω Μιχαὴλ καὶ Σφεντίσθλαβον παρ' ἑκάτερα τῶν αὐτῆς ἀγκαλῶν ἐτίθει.* In verschiedenen Handschriften der Crónica general de España wird erzählt, wie an dem Tage, wo Mudarra getauft und zum Ritter geschlagen wird, seine Stiefmutter ein sehr weites Hemd über ihre Gewänder angelegt hat, einen Ärmel des Hemdes über ihn wegzieht und ihn durch die Kopföffnung wieder herauskommen lässt; wodurch sie ihn für ihren eigenen Sohn und Erben erklärt[3]).

1) Ciszewski, Künstliche Verwandtschaft S. 104. Doch vgl. Krauss, Sitte und Brauch der Südslaven S. 599.

2) Ciszewski, Künstliche Verwandtschaft S. 104.

3) Frazer, Golden bough[2] 1, 21 n. hebt hervor, dass in den mittelalterlichen Beispielen einer Adoption durch 'simulation of birth' die Adoption von Männern ausgeführt werde: Liebrecht jedoch habe einen Fall zitiert, wo die Zeremonie von der adoptierenden Mutter vollzogen wurde (nämlich die Adoption Mudarras; Zur Volkskunde 432). Dieser Fall ist aber keineswegs der einzige in seiner Art. Auch ist Liebrecht nicht der erste, der auf Mudarras Adoption hingewiesen hat.

In einer anderen Quelle[1]) wird Mudarras Adoption wie folgt erzählt: (Adoptionis) hic ritus fuit, rudis quidem sed insignis. Quo die nostra sacra suscepit, et balteo militari donatus a Garsia Fernando Comite Castellae est, novercae amplissimi indusii manica acceptus, collari etiam indusii capiti inserto, additoque osculo in familiam transiit. Ex eo more vulgare proverbium manavit, Ingressus manica, collari tandem egreditur: de eo qui ad familiaritatem admissus majora sibi indies sumit[2]). Mit Bezug auf die Adoption Ramiros wird gesagt[3]): Adoptionis ius, illorum temporum instituto more, rite sancitum tradunt: qui is inoleuerat, ut quae adoptaret, per stolae fluentes sinus eum, qui adoptaretur, traduceret[4]). — Unbestimmte Hinweise auf den uns beschäftigenden Ritus, wie *κατὰ τὸν παρακολουθήσαντα περὶ τῶν τοιούτων πάλαι τύπον*, sicut mos est terrae, secundum regionis morem lasse ich beiseite[5]).

In den Berichten, die wir durchmustert haben, — wenn nicht in allen, so doch in den meisten — tritt als das wesentliche des alten Adoptionsritus hervor: ein Durchziehen (traducere), ein Hindurchgehenlassen des Adoptanden durchs Hemd u. dgl. Es fragt sich jetzt, ob es andere, bei

1) Joh. Marianae Historiae de rebus Hispaniae lib. 8, c. 9. Vgl. Lafuente, Historia general de España 3, 16 (1888).

2) Diccionario de la lengua Castellana por la R. Ac. Española[4] (1817) u. d. W. manga ('Entra por la manga, y sale por el cabezon'). Romancéro général trad. par Damas Hinard (1844) 1, 122.

3) Hieronymus Surita, Indices rerum ab Aragoniae regibus gestarum. Diese Autorität wird von Bachofen, Mutterrecht S. 254 fälschlich für Balduins Adoption angeführt.

4) Quitard, Études sur les proverbes Français 1860 p. 229 erwähnt Ramiros Adoption und fügt u. a. hinzu, dass adoptierte Kinder mit Vorliebe René (Renatus) genannt wurden. Davon ist mir nichts bekannt. Aber der *μύστης* wird bisweilen als renatus bezeichnet: Rohde, Psyche[2] 2, 421. Wir haben es hier nur mit den Adoptionsriten zu tun; es sei aber bei dieser Gelegenheit auf die Rolle hingewiesen, die das Bild von Tod und Wiedergeburt bei der Weihe (Pubertätsfeier, Initiation) spielt: Frazer 3, 422–445. Oldenberg, Religion des Veda 468ff. Dieterich, Mithrasliturgie 157ff. Preuss, Globus 87, 398. Caland, Archiv f. Religionswissenschaft 11, 128. Von besonderem Interesse ist es, dass bei der Initiation ein Durchkriechen vorkommt; vgl. Frazer 3, 403, n. 4; W. F. Otto im Rhein. Museum für Philologie 64, 468.

5) Unter der Überschrift 'Simulation of birth' erwähnt Frazer 1, 21f. noch folgenden, in Sarawak auf Borneo herrschenden Brauch: The adopting mother, seated in public on a raised and covered seat, allows the adopted person to crawl from behind between her legs, etc. Nahe steht der von Ciszewski S. 105 beschriebene bulgarische Adoptionsritus (Der Adoptivvater nimmt das zu adoptierende Kind zwischen seine Füsse). Nach Ciszewski S. 109 herrscht in vielen Gegenden Bulgariens die Sitte, dass die junge Frau, ehe sie das Haus ihres Gatten betritt, unter einem Bein oder unter einer Hand des Gatten hindurchgehen muss (Adoptionsbräuche und Hochzeitsbräuche stimmen vielfach überein; vgl. z. B. Rich. Schröder, Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte[5] S. 71, A. 62). So auch in der Hercegovina; wenn die Braut das erste Mal das Haus des Bräutigams betritt, muss sie unter seinem aufgehobenen Arm durchschlüpfen, 'damit sie ihn allezeit fürchte' (Wissenschaftliche Mitteilungen aus Bosnien und der Hercegovina 6, 611). Nach Curtiss, Ursemitische Religion 1903, S. 91 gibt es in einem Dorf in den Drusenbergen aufrecht stehende Steine, zwischen denen ein Brautpaar hindurchgehen muss.

der Adoption sowie bei der Legitimation und beim Abschluss der Blutsbrüderschaft vorkommende Bräuche gibt, die mit dem besprochenen Ritus in Zusammenhang stehen, die aus ihm hervorgegangen sind, oder, wie dieser, als eine imitatio naturae aufgefasst werden können.

Da ist zunächst das Umfangen mit einem Mantel: üblich bei der Adoption, namentlich auch bei der Legitimation (filii mantellati, Mantelkinder) und bei der Trauung[1]). Dass auch diesem Ritus eine imitatio naturae zugrunde liege, ist vielfach angenommen worden. Die Kinder, die man unter den Mantel nahm, sollten dadurch als 'quasi prognati' bezeichnet werden (s. Ducange im Glossarium unter pallio cooperire). Indessen ist auch eine andere Auffassung möglich. Der Mantel ist ein Zeichen des Schutzes (Grimm RA. S. 160. 892) sowie auch der Besitznahme. 'Unter den Mantel ward derjenige genommen, den man schützen und in Obhut haben wollte', heisst es im Deutschen Wörterbuch unter Mantel 6, 1608. Es kommt aber auch vor, dass jemand einen Mantel über eine Person wirft, um auszudrücken, dass er von ihr Besitz ergreifen will[2]). Alles in allem glaube ich nicht, dass das Umfangen mit dem Mantel als ein Rest jenes alten, auf einer imitatio naturae beruhenden Adoptionsritus anzusehen ist. Post dürfte recht haben, wenn er unter den Adoptionsformen die 'Scheingeburt' und das 'Mitumfangen mit Kleid oder Mantel' gesondert aufführt (Grundriss der ethnologischen Jurisprudenz 1, 111).

Dagegen ist wohl die Schoss- oder Kniesetzung hierherzuziehen (Grimm RA. 160. 433. 465; auch als Verlobungszeremonie vorkommend). Sie erinnert jedenfalls, um Kohlers Worte zu gebrauchen, lebhaft an die Adoption durch Nachahmung des Geburtsaktes[3]).

Der Gedanke, dass der Adoptand eine 'Scheingeburt' durchmachen muss, ehe er an Kindesstatt angenommen werden kann, tritt uns augenscheinlich auch bei einer anderen Art von künstlicher Verwandtschaft entgegen: bei der Blutsbrüderschaft. In erster Linie ist hier der altnordische Rechtsbrauch des Ganges unter den Rasenstreifen zu erwähnen[4]), den Pappenheim als eine Darstellung des zur künstlichen Schaffung von Brüdern dienenden Geburtsaktes erklärt hat (s. namentlich

1) Die Trauung wurde als eine Hingabe der Braut in Adoption aufgefasst; R. Schröder, Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte[5] 1907 S. 71.

2) Ciszewski, Künstliche Verwandtschaft S. 109ff. Wellhausen, Archiv für Religionswissenschaft 7, 40f.

3) Zs. für vgl. Rechtswissenschaft 7, 222. Erwähnt sei auch die 'adoption par allaitement', über die Cosquin vor kurzem gehandelt hat; vgl. Joh. Bolte oben 18, 454f. und Post, Grundriss der ethnologischen Jurisprudenz 1, 93. 98.

4) M. Pappenheim, Die altdänischen Schutzgilden 1885 S. 21ff. und die daselbst zitierte Literatur. Der Rasengang kommt auch in anderen Verwendungen vor, z. B. als Gottesurteil (Grimm RA. 119). Sehr passend vergleichen Felix Dahn, Bausteine 2, 14. 44 und Pappenheim, Schutzgilden S. 514 das Gehen unter den Rasenstreifen im Dienste des Gottesurteils mit dem 'Hergehn unter dem Stock', dem 'Stockordal', bei Grimm RA. 932.

Zs. für deutsche Philologie 24, 161). Nur liegt in diesem altnordischen Brauche ein eigentliches Durchziehen oder Durchkriechen allerdings nicht vor: die Männer, die den Blutbund schliessen wollen, treten unter den Rasenstreifen, wecken sich Blut und lassen ihr Blut zusammenfliessen in die Erde und rühren alles zusammen, die Erde und das Blut; danach fallen sie auf die Knie und schwören den Eid, dass jeder den anderen rächen soll, wie seinen Bruder. Aber wenn der 'Rasengang' als Heilritus zur Verwendung kommt, so haben wir ein regelrechtes Durchkriechen — oder Durchziehen —, was auf dasselbe hinausläuft. Der folgende nordische Brauch ist uns von Feilberg beschrieben worden: Ist ein Kind vom bösen Blick getroffen, so schneidet man aus einem neuen Grabe drei Rasenstücke, stellt zwei lotrecht, das eine wagerecht über die beiden lotrechten, so, dass ein Loch gebildet wird. Das kranke Kind wird gewöhnlich nach Sonnenuntergang oder vor Sonnenaufgang nackt, den Kopf voran, mit der Sonne, schweigend, dreimal durch dies Loch gezogen[1]).

Ferner will ich nicht unterlassen, in diesem Zusammenhang auf einen sehr merkwürdigen südslavischen Brauch hinzuweisen, wo das Kriechen durch eine Öffnung, wie mir scheint, ganz deutlich als eine Vorbedingung oder Einleitung zu der Brüderschaftsschliessung auftritt. Bei den Pilgerfahrten zu dem Kloster des h. Johannes von Rila, einem der ältesten bulgarischen Klöster, wird unter folgenden Umständen Wahlbrüderschaft geschlossen. An jenem Orte befindet sich ein Stein mit einer engen Öffnung, durch die sich die Pilger hindurchdrücken. Infolge der engen Öffnung des Steines und des ungleichen Leibesumfanges der Pilger wird es vielen oft schwer, sich durch die Öffnung hindurchzudrücken. In diesem Falle reicht die Person, die schon hindurchgekommen ist, einer anderen Person, die es nicht vermag, die Hand zur Hilfe, worauf beide zum Geistlichen gehen, entsprechende Gebete verrichten lassen und öffentlich verkündigen, dass die Wahlbrüderschaft unter ihnen geschlossen sei. Ciszewski[2]), dem ich die Kenntnis des Brauches verdanke, rechnet diese auf so eigentümliche Weise geschlossene Wahlbrüderschaft zu den künstlichen Verwandtschaften, die durch Zufall entstehen. Es wird aber gestattet sein, den Vorgang anders aufzufassen. Nicht der Zufall waltet hier, sondern der ursprüngliche, den Pilgern natürlich nicht mehr bewusste Gedanke, dass sie vor dem Eingehen der Wahlbrüderschaft eine neue Geburt durchzumachen haben. Ich bin jedoch weit entfernt davon,

1) Vgl. oben 11, 327. 7, 42ff. 'Nackt, den Kopf voran': vgl. dazu Liebrecht, Gervasius von Tilbury 1856 S. 170. Auch das Hindurchschreiten eines Kranken durch zwei Rasenstücke kommt vor: Fr. Krauss, Volksglaube der Südslaven S. 52 (zitiert von Weinhold, Zur Geschichte des heidnischen Ritus S. 38).

2) Künstliche Verwandtschaft bei den Südslaven S. 5 (vgl. S. 9), nach einer Mitteilung von Načov.

meine Beurteilung des bulgarischen Brauches als sicher hinstellen zu wollen.

Wir gehen weiter. Wenn die Annahme richtig ist, dass sich die Abschliessung von Bündnissen zwischen Stämmen oder Völkern aus der Brüderschaftsschliessung zwischen zwei Individuen entwickelt hat[1]): so müssen wir erwarten, in jenem Falle wie in diesem dieselben oder ähnliche Riten anzutreffen. Und so finden wir in der Tat beim Eingehen der Brüderschaft sowohl wie beim Abschliessen von Bündnissen zwischen Völkern das Aufritzen der Arme und das gegenseitige Bluttrinken (Herodot 1, 74. Grimm RA. 192ff.). Aber bei der Bundesschliessung tritt uns noch ein anderer, ganz eigentümlicher Ritus entgegen: das Hindurchschreiten durch zerschnittene Opfertiere. Da bereits Liebrecht, Zur Volkskunde S. 350, an einer Stelle, wo er sich mit der Erklärung des Durchkriechens beschäftigt, auf einige der hier zunächst in Betracht kommenden Fälle hingewiesen hat[2]), so glaube auch ich darauf eingehen zu müssen. Die eigentümliche Zeremonie der Bundesschliessung, bei der das Hindurchschreiten eine Rolle spielt, lernen wir aus dem Alten Testament kennen (Genesis 15, 9ff.; Jeremias 34, 18f.). Gewisse Haustiere: eine dreijährige Kuh, eine Ziege und ein Widder von gleichem Alter, eine Turteltaube und eine junge Taube (nach Jeremias: ein Kalb) wurden geschlachtet und mit Ausnahme der Vögel halbiert, worauf man die einzelnen Hälften und die Vögel einander gegenüberlegte. Nun schritten die, die Verpflichtungen auf sich genommen hatten, hindurch und sprachen dabei den grässlichen Fluch, dass es ihnen für den Fall einer Bundesverletzung so ergehen möge wie diesen Tieren[3]). Nach Ephraem wäre dieses Hindurchschreiten durch Opfertiere eine chaldäische Sitte gewesen: Chaldaeis istud solemne fuit, ut lampadem manu gestantes, inter dissecta hostiarum corpora et certo utrinque ordine disposita transeuntes, factas pactiones sancirent. Ob auf dieses Zeugnis viel zu geben ist, weiss ich nicht. Wiederholt wird Ephraems Behauptung von Cyrillus (Gegen Julian, Buch 10; Migne, Patrologia Graeca 76, 1054). Cyrillus fügt hinzu, dass noch heute bei den Barbaren Eidschwüre in ähnlicher Weise bekräftigt werden; ja auch bei den Alten komme das vor: er verweist auf das Feuerdurchschreiten bei Sophokles[4]). Im übrigen lassen sich als

1) R. Kraetzschmar, Die Bundesvorstellung im Alten Testament, Marburg 1896, S. 20. 41. W. R. Smith, Die Religion der Semiten, deutsch von R. Stübe 1899, S. 245.

2) Danach auch Gaidoz, Un vieux rite médical S. 68ff. Die Stellen, wo das Hindurchschreiten durch Opfertiere u. dgl. erwähnt wird, sind schon in älterer Zeit zusammengestellt und besprochen worden, z. B. von Hugo Grotius zu Matth. 26, 28 (Opera theologica 1732 vol. 2 p. 252) und von Samuel Bochart, Hierozoicon lib. 2 c. 33. 56 (= ed. Rosenmüller 1, p. 332. 333. 798).

3) Nach Kraetzschmar, Bundesvorstellung S. 43f. Auch den Hinweis auf Ephraem den Syrer verdanke ich diesem Buche.

4) Antigone 265: die zum Beweise dafür, dass auch bei den Griechen Gottesurteile

Parallelen zu dem altjüdischen 'ritus foederalis' (um Bocharts Ausdruck zu gebrauchen) eigentlich nur drei Fälle anführen. Sie finden sich sämtlich in der Ephemeris des Diktys von Kreta. Die Fürsten Griechenlands verpflichteten sich mit einem heiligen Eide, dass sie nicht eher vom Kriege ablassen würden, als bis sie Ilium zerstört hätten. Vorher liess der Seher Kalchas ein männliches Schwein herbeibringen, zerteilte es und legte die beiden Hälften nach Osten und Westen zu auseinander: sodann liess er die Fürsten einzeln, mit nackten Schwertern, mitten hindurchschreiten (1, 15). Etwas weiter ab stehen die Stellen 2, 49 und 5, 10. An der ersten Stelle wird erzählt, wie Agamemnon zur Bekräftigung der Versprechungen, die er dem Achilles machte, ein Opfertier zerteilte, die Teile auseinanderlegte, sein Schwert mit dem Blute des Tieres bestrich und durch die Teile hindurchging. Nach 5. 10 schwuren Diomedes und Ulixes, dass sie halten würden, was sie mit Antenor ausgemacht hatten; wobei sie Jupiter, die Mutter Erde, die Sonne, den Mond und den Oceanus als Zeugen anriefen. Hierauf gingen sie durch Opfertiere hindurch, die in zwei Teile zerlegt wurden, 'ita ut pars ad Solem, residuum ad naves expectaret'.

Wie ist nun dieses Hindurchgehen durch zerteilte Opfertiere zu erklären? Ganz allgemein, in älterer wie in neuerer Zeit, fasst man die Handlung als eine Art von Selbstverwünschung auf: die Paziszenten fordern, dass sie für den Fall der Eidbrüchigkeit in ähnlicher Weise in Stücke gehauen werden sollen, wie die Opfertiere[1]). Damit ist aber, wie

bestanden, oft angeführte Stelle (Grimm RA. 933. R. Hirzel, Der Eid 1902 S. 199). Das Feuerdurchschreiten kann jedoch mit dem Schreiten durch geschlachtete Opfertiere keineswegs auf dieselbe Stufe gestellt werden: bei jenem ist eine Verletzung oder Verbrennung der hindurchschreitenden Person möglich, bei diesem ist jede Gefahr ausgeschlossen. Das Feuerdurchschreiten erscheint übrigens oft als Reinigungszeremonie. Ein hierher gehöriger Fall wird uns am Schluss dieser Abhandlung begegnen. Auch das Überschreiten des Feuers kommt vor; vgl. z. B. Festus 3, 1 Müller: Funus prosecuti redeuntes ignem supergradiebantur aqua aspersi; quod purgationis genus vocabant suffitionem.

1) Vgl. 1. Samuelis 11, 7. Selbstverwünschungen bei feierlichen Eiden häufig in Griechenland und Rom: Kraetzschmar, Bundesvorstellung S. 44. Siehe sonst Post, Grundriss 2, 485ff., wo viel Material zu finden ist. Ich will noch zwei weniger bekannte Fälle anführen, die schon deshalb unser Interesse erregen, weil die darin geschilderten Vorgänge eine gewisse Ähnlichkeit mit dem jüdischen Bundesritus besitzen. Joinville erzählt in seiner Geschichte Ludwigs des Heiligen, wie bei den Komanen Blutsbündnisse geschlossen wurden. Die Komanen liessen, wie auch anderwärts üblich, Blut aus den Adern rinnen, vermischten das Blut mit Wein und tranken es gegenseitig aus (s. Grimm RA. 194). Ausserdem gab es bei ihnen noch einen besonderen Ritus: 'Encore firent passer un chien entre nos gens et la lour, et descoperent le chien de lour espées, et nostre gent aussi: et distrent que ainsi fussent-il decopei se il falloient li uns à l'autre' (Joinville ed. N. de Wailly 1874, p. 272, § 496). — In seinem Aufsatz über die Blut- und Speichelbünde bei den Wadschagga teilt der Missionar J. Raum (Archiv f. Religionswissenschaft 10, 289) eine Form der Bundesschliessung mit, der ein hohes Alter zugeschrieben wird. Sie besteht darin, dass ein Knabe und ein Mädchen, nachdem die Paktierenden damit drei- oder siebenmal eingekreist und die Beschwörungsformeln gesprochen worden sind, in der

Robertson Smith mit Recht betont hat, der charakteristische Zug in der (jüdischen) Zeremonie, das Hindurchschreiten zwischen den Stücken, nicht erklärt. Derselbe Gelehrte hat auch versucht, eine Erklärung für dieses Hindurchschreiten zu geben. Er schreibt[1]): We see from Ex. 24, 8, 'this is the blood of the covenant which Jehovah hath cut with you', that the dividing of the sacrifice and the application of the blood to both parties go together. The sacrifice presumably was divided into two parts (as in Ex. l. c. the blood is divided into two parts), when both parties joined in eating it; and when it ceased to be eaten, the parties stood between the pieces, as a symbol that they were taken within the mystical life of the victim. This interpretation is confirmed by the usage of Western nations, who practised the same rite with dogs and other extraordinary victims, as an atoning or purificatory ceremony.

Ob Smith mit seiner Erklärung das richtige getroffen hat, muss ich dahingestellt sein lassen. Jedenfalls hat er das grosse Verdienst, darauf hingewiesen zu haben, dass nicht nur das Töten der Opfertiere, sondern auch das Hindurchschreiten durch die Stücke dringend einer Erklärung bedarf. Um nun, wenn möglich, zu einem sicheren Urteil über den merkwürdigen Vorgang zu gelangen, müssen wir noch die Fälle von Hindurchschreiten betrachten, in denen es sich, nach Smith, um eine Sühn- oder Reinigungszeremonie (lustratio, *κάθαρσις*) handelt. S. Bochart (auf den Smith verweist) und andere haben die folgenden Fälle aus griechischen und römischen Klassikern angeführt:

Im Monat Xandikos pflegten die Makedonier eine Musterung und Reinigung des Volkes in Waffen vorzunehmen. Die Reinigung geschah in der Weise, dass ein Hund mitten durchgeschnitten und zwischen den blutigen Hälften die ganze waffentragende Mannschaft in fester Ordnung hindurchgeführt wurde[2]).

Herodot 7, 38 – 40 berichtet, wie Pythios der Lyder den Xerxes bat, er möchte einen von seinen fünf Söhnen, den ältesten, vom Kriegsdienst befreien. Denn alle fünf sollten mitziehen in den Krieg gegen Hellas. Da schonte Xerxes zwar den Vater und die vier jüngsten Söhne; den ältesten aber liess er heraussuchen und mitten durchhauen, und die beiden Hälften liess er, die eine zur Rechten, die andere zur Linken des Weges

---

Mitte entzwei geschnitten und an der Grenze, die die beiden Länder trennt, eingegraben werden, worauf dann die Paziszenten, über das Grab hinwegschreitend, ihren Heimweg antreten. Nach einer Angabe soll es auch geschehen sein, dass beide Kinder lebendig begraben wurden. Wie die Kinder entzwei geschnitten wurden, so auch das Dasein des Bundbrüchigen, er soll sterben wie sie ohne Nachkommenschaft. (Zum Hinwegschreiten über das Grab vgl. Post, Grundriss der ethnologischen Jurisprudenz 2, 480.)

1) W. R. Smith, Lectures on the religion of the Semites 1894 p. 481; in Stübes deutscher Übersetzung 1899 S. 242f.

2) Usener, Archiv für Religionswissenschaft 7, 301: nach Livius und Curtius.

hinlegen. Darauf musste das ganze Heer mitten hindurchgehen. Seneca, der dieselbe Geschichte kürzer und etwas abweichend erzählt (De ira 3, 16, 4 Haase), bemerkt: Hac victima [Xerxes] lustravit exercitum und fügt hinzu: Habuit itaque quem debuit exitum; victus et late longeque fusus ac stratam ubique ruinam suam cernens medius inter suorum cadavera incessit[1]).

Hierher gehört wohl auch Apollodor 3, 13, 7. Peleus eroberte Jolkos, tötete die Astydameia, die Gattin des Akastos (die ihn beim Akastos verleumdet hatte), zerteilte die Glieder und führte sein Heer hindurch in die Stadt.

Liebrecht, Zur Volkskunde S. 350 verweist noch auf Plutarch Quaest. Rom. 111, wonach die Böoter zum Zweck der Reinigung zwischen den Teilen eines entzweigeschnittenen Hundes hindurchgingen, und auf Diodor 1, 65, wo dem ägyptischen König Bokchoris[2]) in einem Traume verkündet wird, er könne nur dann glücklich und lange über Ägypten regieren, wenn er alle Priester mitten entzwei schnitte und mit seinem Gefolge zwischen den Teilen hindurchginge.

Und wie will nun Liebrecht diese und ähnliche Fälle, bei denen sichs doch augenscheinlich um Sühn- oder Reinigungszeremonien handelt, erklären? Er stellt die Fälle auf eine Stufe mit dem wohlbekannten Durchziehen oder Durchkriechen, das gewöhnlich als Heilritus, aber auch in anderen Verwendungen vorkommt, und das er als eine symbolische Wiedergeburt auffasst. In einer bemerkenswerten Auslassung (Heidelberger Jahrbücher der Literatur 1869, 812 = Zur Volkskunde S. 349, Nr. 15), die ich hier, wenigstens auszugsweise, wiedergeben muss, geht er aus von dem Aberglauben bei Wuttke § 695, wonach man eine Kuh, die vom Bullen kommt, durch einen entzweigeteilten Wagen hindurchführt, damit sie tragend werde. Liebrecht sieht in dieser Zweiteilung des Wagens eine symbolische Handlung, die aber wie alle dergleichen abergläubische Mittel zugleich auch sympathetisch[3]) wirken soll. Hier wird symbolisch eine Geburt angedeutet; sowie nämlich die Kuh durch den entzweigeteilten Wagen durchgeht, so soll das gewünschte Kalb durch das sich teilende Geburtsglied zur Welt kommen. Wenn nach dem Aberglauben bei Grimm DM.[1], Anhang Nr. 929 ein der Schwangerschaft ver-

1) Wie Xerxes den Sohn des Pythes (Pythios) schlachtete und zerschnitt und dem Heer befahl, durch die Teile hindurchzugehen, erzählt Bochart, Hierozoicon 1, 333 nach Plutarchs Schrift über die Tugenden der Frauen und bemerkt dazu: ut [Xerxes] tam atroci supplicio militiae desertores terreret. Itaque idem fuit ritus, qui Judaeorum, sed finis plane diversus.

2) So! Ein seltsamer Irrtum Liebrechts. Gemeint ist Sabakon (Sabakos) der Äthioper, der längere Zeit über Ägypten herrschte. Vgl. Herodot 2, 139, wo ebenfalls von dem Traume des Sabakos die Rede ist; nur wird bei Herodot nichts gesagt von einem Hindurchschreiten durch die zerschnittenen Priester.

3) Vgl. Gaidoz, Un vieux rite médical p. 79. Hoops, Globus 63, 199b.

dächtiges Mädchen genötigt wird, zwischen einem entzweigeteilten Wagen hindurchzugehen, so soll sie, meint Liebrecht, auf diese Weise gezwungen werden, eine richtige Geburt abzuhalten. Schwieriger ist die Erklärung des Aberglaubens bei Burkhard von Worms (Grimm DM.[2] 1097), wonach ein Wagen entzweigeteilt und eine Leiche zwischendurch getragen wird[1]). Liebrecht vermutet: wie man von Krankheiten durch eine symbolische Wiedergeburt geheilt wurde, so hatte man dies auch auf eine Wiedergeburt durch den Tod im christlichen Sinne übertragen, was aber die Kirche als abergläubisch verwarf. Liebrecht verweist dann auf den bereits erwähnten böotischen Brauch (Reinigung vermittels des Durchgehens durch entzweigeschnittene Hunde); 'auch hier ist vielleicht eine reinigende Wiedergeburt angedeutet und zwar vermittels eines zugleich dargebrachten Opfers'. Liebrecht verweist ferner auf das, was Diodor 1, 65 von Bokchoris (vielmehr Sabakon!) erzählt, und endlich auf Jeremias 34, 18, mit anderen Worten, er zieht auch den oben ausführlich geschilderten altjüdischen Ritus der Bundesschliessung herbei. — Soweit Liebrecht.

Sollen wir Liebrecht Glauben schenken? Wenn wir uns ihm anschliessen, so werden wir alle die Zeremonien, die wir bei der Eingehung von Brüderschaften oder Bündnissen angetroffen haben, auf eine Linie stellen müssen: den Rasengang, das Kriechen durch hohle Steine, das Hindurchschreiten durch zerschnittene Opfertiere. Es könnte diesen Handlungen der Gedanke zugrunde liegen, dass vor dem Eingehen von Brüderschaften oder Bündnissen eine 'Reinigung' stattfinden müsse. Und diese Reinigung käme ebenso oder ähnlich zustande, wie die Heilung von Krankheiten mittels des Durchkriechens durch hohle Steine, gespaltene Bäume u. dgl. zustande kommt.

Ich vermag nicht über Liebrecht hinauszugehen und an die Stelle der von ihm gegebenen Erklärung eine bessere zu setzen. Wohl aber möchte ich die sich mir darbietende Gelegenheit benutzen, um mich über die verschiedenen Erklärungen zu verbreiten, die das Durchziehen oder Durchkriechen zu Heilzwecken (die 'Kriechkur') bisher erfahren hat. Und zwar geschieht dies in dem Bestreben, die von Liebrecht aufgestellte Wiedergeburtstheorie zu stützen und einiges zur Klärung der ganzen Frage beizutragen[2]).

Liebrecht hat sich, zuerst[3]), soweit ich sehe, in seinen Bemerkungen

1) Auch Gaidoz (p. 62) hält die Erklärung dieses Brauches für schwierig.

2) Zur Literatur über die Frage vgl. z. B. die Zusammenstellungen von Bolte (aus Weinholds Notizen) oben 12, 110[1]. Leider ist mir nicht alles, was dort angeführt wird, zugänglich. Übrigens ist die einschlägige Literatur jetzt schon so angeschwollen, dass sie sich kaum mehr übersehen lässt. [Sébillot, Folklore de France 3, 417. 4, 56. 157.]

3) Siehe sonst auch Liebrecht, Zur Volkskunde S. 349f. 397f.; Germania 16, 226; Zeitschrift für roman. Philologie 5, 419; u. s. f.

zu Grimms Deutscher Mythologie (s. Gervasius von Tilbury 1856 S. 170) dahin ausgesprochen, dass ihm die ursprüngliche Bedeutung des Durchkriechens in einer symbolischen Wiedergeburt des Kranken zu bestehen scheine, wodurch der Kranke gleichsam aufs neue durch eine den weiblichen Geburtsteilen ähnliche Öffnung in die Welt eintrete und seine frühere Krankheit hinter sich zurücklasse. Zur Begründung seiner Ansicht weist Liebrecht auf zwei merkwürdige Bräuche hin: zunächst auf einen indischen Brauch, wonach sich einer, der eine symbolische Wiedergeburt sucht, in eine goldene Kuh einschliessen und durch die Geburtsteile derselben herausziehen lässt. Das ist die 'Wiedergeburt durch die Kuh', von der weiter unten ausführlich gehandelt werden soll. Sodann verweist Liebrecht (Zur Volkskunde S. 397) auf einen von Plutarch überlieferten griechischen Brauch: Ein Totgesagter, für den die Bestattungsriten in absentia vollzogen worden waren, galt, wenn er wider Erwarten zurückkehrte[1]), solange für unrein, bis er eine symbolische Wiedergeburt durchgemacht hatte; er musste durch den Schoss eines Weibes gehen, er musste sich waschen, in Windeln wickeln und säugen lassen. Eine nahe verwandte Zeremonie, die im alten Indien aus derselben Veranlassung wie in Griechenland vorgenommen wurde, ist später von Caland ans Licht gezogen worden[2]). Es ist nun auffällig, dass Liebrecht den von Della Valle und andern überlieferten, von mir ausführlich besprochenen Adoptionsritus nicht zur Unterstützung seiner Wiedergeburtstheorie verwertet hat; um so auffälliger, als er diesen Ritus, das Hindurchziehen durchs Hemd, sehr wohl kennt und ziemlich ausführlich behandelt (Zur Volkskunde S. 432. 514). Meines Erachtens ist der Ritus sehr gut geeignet, zugunsten von Liebrechts Theorie ins Treffen geführt zu werden. Denn das Hindurchziehen durchs Hemd findet sich nicht nur bei der Adoption: es gilt auch als Heilritus. Ich zitiere den französischen Aberglauben bei Liebrecht zu Gervasius S. 240 Nr. 256: 'Faire passer un enfant malade du mal appellé de S. Gilles, dans la chemise de son père, et porter ensuite cette chemise sur un autel de S. Gilles, afin que l'enfant guerisse'. Und in Schweden[3]), 'pour guérir un enfant rachitique on conseille de déchirer une bande de la chemise du père, de nouer cette bande de trois noeuds et d'y faire passer l'enfant'. Was liegt nun näher, als das Durchziehen durchs Hemd, wenn es als Heilritus auftritt, ebenso aufzufassen, wie bei der Adoption? Wird das Durchziehen hier, bei der Adoption, mit Recht als eine Nachahmung des Geburtsaktes, als

1) Ein solcher hiess ὑστερόποτμος oder δευτερόποτμος. Letzteres Wort wird unter anderem erklärt mit ὁ δεύτερον διὰ γυναικείου κόλπου διαδύς. ὡς ἔθος ἦν παρὰ Ἀθηναίοις ἐκ δευτέρου γεννᾶσθαι (Hesychios). Vgl. dazu Rohde, Psyche[2] 2, 421. A. Dieterich, Eine Mithrasliturgie S. 160.

2) W. Caland, Von der Wiedergeburt Totgesagter; Der Urquell, N. F. 2, 193 (1898). Frazer, Golden bough[2] 1, 22.

3) Nyrop bei Gaidoz, Un vieux rite médical p. 63. Vgl. auch Mélusine 8, 177f.

eine μίμησις τῆς ἀληθινῆς γενέσεως, erklärt, so wird auch Liebrechts Erklärung der Durchzieh- oder Kriechkur zu Recht bestehen. Die Kriechkur ist ein symbolischer Akt der Wiedergeburt zur Gesundheit.

Liebrechts Wiedergeburtstheorie hat Anerkennung und Beistimmung[1]), aber auch Widerspruch gefunden. So stimmt Kristoffer Nyrop[2]) im wesentlichen mit Liebrecht überein. Insonderheit aber hat sich K. Weinhold für Liebrechts Theorie ausgesprochen, s. oben 2, 50. 3, 233 und die Abhandlung Zur Geschichte des heidnischen Ritus 1896 S. 37, wo Weinhold schreibt: 'Das Durchkriechen durch ein Loch oder eine Öffnung in der Erde, in Felsen oder Bäumen, oder durch eine künstlich gebildete Höhlung ist eine rituale Handlung, die wohl nicht das Abstreifen der Krankheit und die Übertragung auf den Stein oder den Baum usw. bezweckt, wie manche angenommen haben, sondern welche die symbolische Wiedergeburt als gesunder Mensch bedeutet'. In ähnlichem Sinne hat sich auch B. Kahle geäussert; s. oben 16, 318 und vgl. A. von Domaszewski, Abhandlungen zur römischen Religion 1909 S. 222 und 233.

Andere dagegen verwerfen Liebrechts Erklärung; sie gestehen im besten Falle zu, dass der Glaube an eine Wiedergeburt mittels des Durchkriechens beim Zustandekommen dieses abergläubischen Brauches mitgewirkt haben könne; keineswegs aber dürfe dieser Glaube als Ausgangspunkt des Brauches angesehen werden. Als Hauptgegner Liebrechts darf man wohl Gaidoz und Frazer bezeichnen. Henri Gaidoz hat in einer kleinen, aber gehaltvollen Schrift (Un vieux rite médical, Paris 1892) das Durchkriechen ausführlich behandelt[3]). Im 6. und letzten Kapitel der Schrift (Explication et théories) erklärt sich Gaidoz für die wohl zuerst von J. Grimm[4]) vorgetragene Auffassung des Durchkriechens als Übertragung (transplantation) der Krankheit auf einen Baum, einen Stein oder dergleichen. Hinzugesellt hat sich die Idee des Abstreifens der Krankheit an einem Baum oder Felsen. Gaidoz denkt an die Reptilien, die sich an einem Baum oder Felsen reiben, um ihre alte Haut abzustreifen. Auch Sympathiezauber soll noch im Spiele sein (S. 79f.; vgl. Grimm DM.[2] 1118); endlich auch 'transfusion', d. h. die Überleitung der Kraft z. B. eines jungen und kräftigen Baumes auf den durchkriechenden Kranken

1) Vgl. Liebrecht in den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur 1869, 803.

2) Dania 1, 1—31. Mir nicht zugänglich; doch siehe diese Zeitschrift 2, 50. 7, 43. 16, 318. Zeitschrift für deutsche Philologie 24, 157.

3) Die Schrift ist für jeden, der sich mit dem merkwürdigen Heilbrauch des Durchkriechens beschäftigt, unentbehrlich, wie Weinhold oben 3, 233 mit Recht bemerkt hat. Leider kann ich die seltene Schrift jetzt nur in den Auszügen benutzen, die ich mir vor einiger Zeit habe machen können. Übrigens sind die Nachträge nicht zu übersehen, die Gaidoz im 8. und 9. Bande der Mélusine zu seiner Schrift gegeben hat.

4) Deutsche Mythologie[2] S. 1119. 1122. Übrigens meint auch Liebrecht, dass man beim Durchkriechen, als sich die ursprüngliche Idee (die Idee von der Wiedergeburt) verdunkelte, vermutlich bloss an ein Übertragen der Krankheit auf einen Baum u. dgl. dachte; Gervasius S. 171.

(vgl. Mélusine 9, 6). Die Wiedergeburtstheorie will Gaidoz nicht ganz ausgeschlossen wissen (nous ne voulons pas exclure entièrement la théorie de la renaissance); nur dürfe man diese Theorie bei der Erklärung des Ritus nicht zum Ausgangspunkt nehmen.

Auf die Aufstellungen von Gaidoz werde ich weiter unten gelegentlich zurückkommen müssen. Hier will ich nur darauf aufmerksam machen, wie schwierig sich für ihn die Erklärung des Ganges unter den Rasenstreifen gestaltet (S. 82f.). Selbst in diesem Falle will er die Wiedergeburtstheorie nicht gelten lassen. In der Mélusine 9, 6ff. allerdings, wo er noch einmal auf Liebrechts Theorie zu sprechen kommt, erklärt er, dass sich die Idee von der Wiedergeburt mit den Primär-Ideen (transplantatio morbi usw.) vermischt habe, ja dass sie bisweilen vorherrschend sei, so z. B. in den Fällen, wo der Mensch unter den Rasen kriecht.

Für Frazer (The golden bough[2], London 1900) ist Liebrechts Wiedergeburtstheorie, wie es scheint, gänzlich abgetan. Er erwähnt sie, soweit ich sehe, mit keinem Worte: weder in dem kurzen Abschnitt über Scheingeburt (simulation of birth) 1, 19—22, noch in dem grösseren Abschnitt 'Passing through apertures to shake off ailments' 3, 394—406. Im ganzen und grossen stimmt Frazer in seiner Auffassung des Durchkriechens mit Gaidoz überein, wie er selbst bekennt (3, 396, N. 2). Er sieht in der Kriechkur ein Abstreifen der Krankheit: 'Apparently the disease is conceived as something physical, which forms part of the patient and yet can be stripped off him and left behind in the narrow aperture through which he has forced his way'. Zur Bestätigung seiner Ansicht verweist Frazer auf eine Reihe von Begräbniszeremonien[1]), Zeremonien von der Art, wie die oben 17, 470 (nach Caland) geschilderte indische Reinigungszeremonie[2]). Wie Gaidoz, so glaubt auch Frazer,

---

1) Siehe auch Andree, Ethnographische Parallelen und Vergleiche 1878, S. 32. Einer älteren Beschreibung der Begräbniszeremonien im Königreich Guinea entnehme ich folgende Stelle: Cum ad locum sepulturae ventum est, Libitinarii humum aperiunt, foueam facientes 4 pedes profundam, hanc deinde imposito cadauere multis palis operiunt, ita vt nihil penetrare ad funus possit, postmodo mulieres hac illac per sepulchrum serpendo, multas querelas lamitantes nectunt, et vltimum defuncto suo vale dicunt. Vgl. die India Orientalis der Gebrüder De Bry, Teil 6, Frankfurt 1604, S. 93 f. (= Allgemeine Historie der Reisen 4, 166). In dem diesem Teile beigegebenen Tafelband findet sich eine Abbildung (Nr. 18), wo dargestellt ist, 'quomodo mulieres hinc inde per sepulchrum serpant, cum defunctus in id iam collocatus, et terra aliquo modo opertus est'.

2) Oben 17, 470 ist auch angegeben worden, wie sich Caland den indischen Brauch zurechtlegt. Wenn die vom Verbrennungsplatz nach Hause zurückkehrenden Verwandten des Toten unter einem 'Joch' von zusammengebundenen Ästen hindurchgehen, wobei der letzte, der hindurchgeht, die Äste auseinanderwirft, so soll das bedeuten: die Verwandten verbarrikadieren dem Geiste des Verstorbenen, der ihnen folgen möchte, den Weg. Wie Frazer, auf den die Erklärung zurückgeht (Golden bough 3, 399ff.), diese und andere 'Reinigungszeremonien', insbesondere die, die nach der Bestattung eines Toten vorgenommen werden, aufgefasst sehen will, setzt er im Journal of the Anthropological Institute 15, 80 kurz auseinander. 'In general, I think we may lay down the rule that

dass der Gedanke an die Möglichkeit einer Überleitung z. B. der Kraft eines starken Tieres auf den durchkriechenden Kranken eine Rolle beim Durchkriechen gespielt habe (Golden bough 3, 405).

Zu den Bekämpfern der Wiedergeburtstheorie hat sich neuerdings auch gesellt Reinhard Hofschläger in seinem Aufsatz[1]) Über den Ursprung der Heilmethoden S. 209—215. 'Der Brauch des Hindurchkriechens', sagt dieser Autor, — 'ursprünglich eine primitive Heilform mit dem realen Zweck des Abstreifens[2]) lästiger Parasiten, wurde erst auf der Kulturstufe des Seelenglaubens mit dem Kultus in Beziehung gebracht. Da aber die Ursprungsbedeutung mit fortschreitender Kultur im Gedächtnis der Völker vollkommen verloren ging, erhielt die Heilmethode die symbolische Bedeutung einer mit Hilfe des Baumgeistes sich vollziehenden 'Wiedergeburt' oder eines symbolischen 'Abstreifens der Krankheit'. Mit diesen Worten gibt Hofschläger zu, dass die Idee der Wiedergeburt wenigstens für die spätere Zeit anzunehmen sei. Er selbst bemerkt S. 213, dass diese Idee in der Tradition des norddeutschen Volkes im Vordergrund stehe. Mecklenburger Weiber lassen abends kränkliche Kinder zwischen ihren Beinen hindurchkriechen. Auch beim Durchkriechen durch Wunderbäume wird die Heilkraft dem symbolischen Akte der Wiedergeburt beigemessen. Wie K. Bartsch[3]) betont, ist es in Mecklenburg notwendig, dass der Zwieselbaum an seinem Wiedervereinigungspunkte eine mit den weiblichen Geschlechtsteilen übereinstimmende Gestaltung besitzt. Ein Baum zu Lützow, zu dem noch im 19. Jahrhundert gewallfahrtet wurde, hat eine wulstförmige, einem Bauch mit Hüfte und Nabel ähnliche Bildung; die ganze Baumpartie gleicht dem Unterteil eines die Beine spreizenden Weibes.

Blicken wir jetzt zurück auf die Äusserungen der genannten Gelehrten über das Durchkriechen, so ergibt sich, dass vielfach verschiedene Ausgangspunkte zugleich für diesen Heilbrauch angenommen werden. Es

wherever we find a so-called purification by fire or water from pollution contracted by contact with the dead, we may assume with much probability that the original intention was to place a physical barrier of fire or water between the living and the dead, and that the conceptions of pollution and purification are merely the fictions of a later age, invented to explain the purpose of a ceremony of which the original intention was forgotten. The discussion of the wider question, whether all forms of so-called purification may not admit of an analogous explanation, must be reserved for another occasion'. Vgl. The golden bough 3, 57ff.

1) In der Festschrift zur Feier des 50jährigen Bestehens des Naturwissenschaftlichen Vereins zu Krefeld (Krefeld 1908) S. 135—218.

2) Das Hindurchkriechen ist ein elementarer Völkerbrauch, der seine Wurzel in dem tierischen Triebe hat, durch mechanisches Scheuern an rauhen Flächen sich des Unlustgefühles eines Hautreizes zu entledigen (Hofschläger S. 215). Das ist also etwa das 'frottement', von dem Gaidoz spricht (s. diese Zeitschrift 3, 233).

3) Sagen, Märchen und Gebräuche aus Meklenburg 1, 418 (Wer zwischen den Beinen eines Weibes durchkriecht, wird neu geboren) und 2, 321f.

haben, wie es scheint, 'Ideenkreuzungen' stattgefunden. So schreibt denn auch Feilberg oben 11, 327 an einer Stelle, wo er verschiedene Fälle von Durchziehen, die zur Abwendung des bösen Blicks dienen, bespricht: dass diese Mittel 'wohl unter die Vorstellung von einer bildlichen Wiedergeburt zusammengefasst werden können, obwohl auch der Gedanke an Abstreifen oder Überführung des Übels auf andere Gegenstände die Vorstellung mit beeinflusst haben mag'. Und mit einer gewissen Resignation schreibt Albrecht Dieterich[1]): 'Den verbreiteten Heilbrauch des Durchziehens (auch wenn es durch Erdgruben oder Erdstücke geschieht) würde ich nur in wenigen Fällen als einen Akt magischer Wiedergeburt verstehen können. Auch[2]) hier kann nicht ein ganzer Komplex von Bräuchen aus einem Punkte erklärt werden: unentwirrbar knüpfen sich ineinander die verschiedensten Fäden alten Glaubens'. Daher könnte es scheinen, dass ich für eine verlorene Sache eintrete, wenn ich, wie im obigen geschehen ist, nochmals zugunsten von Liebrechts Wiedergeburtstheorie das Wort ergreife und sie durch einen Hinweis auf jenen alten Adoptionsritus zu stützen versuche. Und wenn man das grosse Material überblickt, das von Gaidoz, Frazer und vielen anderen Forschern zusammengebracht und zur Erklärung des Durchkriechens verwertet worden ist, so könnte es fast unmöglich erscheinen, noch etwas neues vorzubringen, noch etwas beizutragen zur Lösung der Frage. Dennoch meine ich, dass das möglich ist. Ich glaube einige bisher übersehene, höchst charakteristische Fälle von Durchkriechen anführen zu können; ich glaube auch, dass sich einiges von dem, was bereits bekannt ist, in eine bessere Beleuchtung rücken und richtiger als bisher erklären lässt.

Der indische Hiraṇyagarbha-Ritus.

Zunächst habe ich einiges über jenen eigentümlichen indischen 'Religionsgebrauch' zu sagen, den Liebrecht[3]) seinerzeit bei der Erklärung des Durchkriechens heranzog: über die 'Wiedergeburt durch die goldne Kuh', über den Hiraṇyagarbha-Ritus[4]). Wer eine symbolische Wiedergeburt sucht, lässt sich in eine goldene Kuh einschliessen und durch ihre

1) Mutter Erde, ein Versuch über Volksreligion S. 29. Siehe auch Dieterich, Eine Mithrasliturgie S. 160.

2) Dieses 'auch' bezieht sich unter anderem auf eine Äusserung Dieterichs über die Beerdigung von Menschenleichen in Hockerstellung: 'Es braucht hier nicht aus einem einzigen Grunde und einer einzigen Vorstellung der so weit und mannigfaltig verbreitete Brauch erklärt zu werden' (Mutter Erde S. 28 Anm.; vgl. S. 9 Anm.). Ähnlich haben sich, mit Bezug auf andere Bräuche, ausgesprochen z. B. F. Galton, Journal of the Anthropological Institute 15, 101, und W. Hertz, Gesammelte Abhandlungen S. 208.

3) Gervasius von Tilbury S. 171. Zur Volkskunde S. 397.

4) Hiraṇyagarbha, Goldkeim, Goldschoss; auch Bezeichnung des Gottes Brahman. Liebrecht nennt den Hiraṇyagarbharitus, nach einer Zeitungsnotiz, Ernjagherpum. Dieses Ernjagherpum ist = Hiraṇyagarbha.

Geburtsteile wieder herausziehen. Die Kuh stellt, meint Liebrecht, bei dieser symbolischen Handlung die grosse Erdmutter dar, aus deren Schoss wir hervorgegangen, in den wir zurückkehren und aus dem wir, ob wirklich oder symbolisch, auch wiedergeboren werden sollen[1]). Liebrechts Angaben über die Wiedergeburt durch die Kuh sind von Gaidoz[2]), wenn ich mich recht erinnere, bezweifelt worden. Seine Zweifel beziehen sich insonderheit auf die Glaubwürdigkeit Wilfords, der Liebrechts Gewährsmann war[3]). Allein Frazer erzählt im Golden Bough 1, 307 unter Berufung auf Wilford die auch sonst öfters erzählte[4]) Geschichte von den zwei indischen Gesandten, die nach England geschickt und nach ihrer Rückkehr für unrein und ihrer Kaste für verlustig erklärt wurden, und die dann durch das Bildnis einer goldenen yoni (Mutterschoss, vulva) hindurchkriechen mussten, um gereinigt zu werden[5]). Die Herstellung einer goldenen Kuh wäre zu teuer gewesen. Dabei zitiert Frazer wörtlich genau dieselbe Stelle, die Liebrecht zu Gervasius S. 171 aus Colemans Mythology of the Hindus p. 151 = Wilford, As. Researches 6, 538 anführt. Wenn Liebrecht bei seiner Erklärung des Durchkriechens grosses Gewicht auf den indischen Brauch legte, so war er meines Erachtens vollkommen im Recht. Aber einige genauere Angaben über den Brauch dürften den Lesern dieser Zeitschrift willkommen sein. Erst nach der Zeit, wo Liebrecht seine Bemerkungen niederschrieb, sind die Texte bekannt oder besser bekannt geworden, auf die sich eine Darstellung des Brauches in erster Linie gründen muss.

Die älteste Fassung des Hiraṇyagarbharitus finden wir in einem der Pariśiṣṭas (Anhänge, Ergänzungen) zum Atharvaveda[6]). Das 13. Pariśiṣṭa führt den Titel Hiraṇyagarbhavidhi und enthält das Ritual für eine Zere-

1) Liebrecht fügt hinzu: 'deshalb auch liess der ägyptische König Mykerinos seine Tochter in einer goldnen Kuh begraben, Herod. 2, 129'. Diese Parallele ist bereits vor Liebrecht von James Forbes bei einer Besprechung des Hiraṇyagarbharitus gezogen worden (Oriental Memoirs 1, 379. 1813). Siehe auch A. Dieterich, Eine Mithrasliturgie S. 137.

2) Un vieux rite médical S. 70ff. 76f.; vgl. S. 33f.

3) Die Angaben von Coleman, Mythology of the Hindus p. 151, auf den sich Liebrecht beruft, gehen zurück auf einen Artikel von Francis Wilford 'On mount Caucasus' in den Asiatick Researches (Oktavausgabe) 6, 455–539.

4) Vgl. z. B. James Forbes, Oriental Memoirs, London 1813, vol. 1, p. 379. Von einem neueren Fall der Art berichtet William Crooke, Things Indian, being discursive notes on various subjects connected with India, London 1906, p. 500: Quite recently the ambassadors of a native prince, who had become polluted by crossing the 'Black Water', were purified by passing through the golden image of a cow.

5) Vgl. Dubois, Hindu manners, customs and ceremonies, translated by Beauchamp, Oxford 1897, p. 42: When expulsion from caste is the result of some heinous offence, the guilty person who is readmitted into caste has to submit to one or other of the following ordeals: his tongue is slightly burnt with a piece of heated gold; he is branded indelibly on different parts of his body with red-hot iron; he is made to walk barefooted over red-hot embers: or he is compelled to crawl several times under the belly of a cow.

6) Über diese Pariśiṣṭas vergleiche man M. Bloomfield, The Atharvaveda, Strassburg

monie, die die 'Vereinigung des Königs mit Hiraṇyagarbha, dem goldnen Embryo', bezweckt. Die Herausgeber der Pariśiṣṭas schildern die Zeremonie in ihren Hauptzügen wie folgt: 'The king is washed over a golden vessel with water containing pañcagavya[1]) and the leavings of the offering, and poured from golden jars; he is then shut up in a golden vessel[2]) and left to meditate upon Hiraṇyagarbha; afterwards he is taken out and pressed down again with a golden wheel; the Brāhmans declare that he has been accepted by Hiraṇyagarbha'. Zum Schluss heisst es, dass die Brahmanen, die bei dem Ritus assistieren, den üblichen 'Opferlohn' erhalten sollen. Aber davon ist noch keine Rede, dass das goldene Gefäss, wie es später der Fall war oder noch heute der Fall ist, zerschlagen und an die Brahmanen verteilt werden muss. Erst später wurde, um mich so auszudrücken, aus dem Hiraṇyagarbha-Ritus eine Hiraṇyagarbha-Schenkung (Hiraṇyagarbhadāna). Und so ist es, wie ich meine, zu erklären, dass der Hiraṇyagarbha unter die 16 'grossen Geschenke' (mahādānāni) aufgenommen wurde. Geschenke spielen im religiösen Leben der Inder eine grosse Rolle; die Berechtigung zum Empfang von Geschenken bildet das wichtigste Privileg der Brahmanen. Je wertvoller das Geschenk, desto grösser der Himmelslohn[3]). An der Spitze der 16 grossen Geschenke steht der Tulāpuruṣa (Tulābhāra), d. h. das Wegschenken von 'Gold oder anderen Kostbarkeiten im Gewicht eines Mannes'; an zweiter Stelle steht der Hiraṇyagarbha. Über die Geschenke handeln eine ganze Reihe von indischen Schriften. Die wichtigsten Stellen daraus hat Hemādri (zwischen 1260 und 1309 n. Chr.) ausgezogen und zu einem Bande, dem Dānakhaṇḍa[4]), vereinigt. Auf eine genauere Darstellung des Hiraṇyagarbha nach den späteren Sanskritschriften kann ich mich hier nicht ein-

---

1899, S. 16f.; J. von Negelein, Orientalistische Litteraturzeitung 11, 447—456. Eine Ausgabe der Pariśiṣṭas ist begonnen worden von G. M. Bolling und v. Negelein (Teil 1, Leipzig 1909).

1) D. h. die 5 (pañca) Dinge von der Kuh: Milch, saure Milch, Butter, Harn und Kot, denen eine ausserordentliche reinigende Wirkung zugeschrieben wird; Dubois, Hindu manners p. 42f. 154f. 196f. W. Crooke, Popular religion 2, 28. J. Jolly, Recht und Sitte § 37. Noch heute wird beim Hiraṇyagarbharitus das goldene Gefäss mit dem pañcagavya angefüllt; siehe S. Mateer, Native Life in Travancore 1883 p. 130. 389.

2) Man sehe das Titelbild 'Procession of golden tub' in dem eben zitierten Buche von S. Mateer. Was die goldene Kuh angeht, so ist davon in den mir bekannten Sanskrittexten keine Rede. Doch gibt es z. B. einen Tiladhenuvidhi, d. h. einen Ritus (der Schenkung) einer Kuh, die künstlich, aus Sesam, hergestellt wird; und dergleichen mehr.

3) Nach J. Jolly, Recht und Sitte, Strassburg 1896, § 31, wo man näheres über die 16 grossen Geschenke finden kann.

4) Dieser Band, ein Teil des 'imposanten' Caturvargacintāmaṇi, umfasst in der gedruckten Ausgabe (Calcutta 1873) nicht weniger als 1056 Seiten. Vom Hiraṇyagarbha handelt Hemādri auf S. 218—232. Zum ersten Male erschien, soviel ich weiss, eine Darstellung des Hiraṇyagarbha in dem zu wenig beachteten enzyklopädischen Wörterbuch Śabdakalpadruma u. d. W. Hiraṇyagarbha.

lassen. Im ganzen und grossen deckt sich der Ritus mit dem Ritus, der im Atharva-Pariśiṣṭa 13 vorgeschrieben wird. Eine Einzelheit aber, von der wir im Pariśiṣṭa nichts erfahren, — eine Einzelheit, die für unsere Untersuchung von der grössten Wichtigkeit ist, muss besonders hervorgehoben werden. Während die Person, die sich dem Ritus unterwirft, in dem Gefäss[1]) sitzt, werden die sogenannten Schwangerschaftszeremonien, vom Garbhādhāna ab, von den Priestern vollzogen; und wenn die Person aufgestanden und aus dem Gefäss herausgekommen ist, werden die Geburtszeremonien verrichtet[2]). Es ergibt sich nun die interessante Tatsache — eine Tatsache, auf die meines Wissens noch niemand mit voller Schärfe hingewiesen hat: dass der Hiraṇyagarbharitus fast ganz genau übereinstimmt mit dem indischen Ritus, der mit einer totgesagten, in effigie bestatteten, aber wider Erwarten zurückkehrenden Person vorgenommen wird. Man vergleiche nur die Darstellung dieses Ritus, die W. Caland nach den indischen Quellen, die er wie kein anderer beherrscht, gegeben hat[3]).

Die Nacht nach seiner Rückkehr wird der Totgesagte in eine mit flüssiger Butter und Wasser gefüllte Wanne eingeschlossen. Sein Vater oder dessen Stellvertreter rezitiert einen vedischen Spruch, aus dessen Inhalt hervorgeht, dass die Wanne als der Mutterschoss angesehen wurde. Der Eingeschlossene bringt die Nacht, wie ein Embryo im Mutterschoss die Fäuste ballend[4]), ohne ein Wort zu sprechen, in der Flüssigkeit zu. Am nächsten Morgen werden an ihm vom Vater alle die Zeremonien (Sakramente) vollzogen, die an einer schwangeren Frau verrichtet zu werden pflegen. Dann wird der Totgesagte aufs neue geboren, indem er die Wanne auf der hinteren Seite verlässt. Endlich werden noch die Geburtszeremonien an ihm vollzogen, er heiratet in optima forma seine frühere Gattin wieder, oder er nimmt eine andere, und er legt mit ihr wieder die sakralen Feuer an.

Der Hiraṇyagarbha kann nicht anders aufgefasst werden als der eben geschilderte Ritus. Der Hiraṇyagarbha ist ein Regenerationsritus. Mit Bewunderung müssen wir feststellen, dass Liebrecht schon vor Jahren, gestützt auf höchst dürftiges Material, mit genialem Blick den Zusammenhang erkannte, der zwischen dem indischen 'Ernjagherpum' und der 'symbolischen Wiedergeburt' der ὑστερόποτμοι in Griechenland besteht (Zur Volkskunde S. 397). Warum Frazer im Golden Bough 1, 22, wo er unter der Überschrift 'simulation of birth' von der Wiedergeburt der Totgesagten in Griechenland und Indien handelt, nicht auch den Hiraṇya-

1) Sanskrit kuṇḍa 'Krug, Topf'; soll die Gestalt einer Trommel haben; also etwa 'Tonne, Wanne'.

2) Über diese Zeremonien vgl. A. Hillebrandt, (Indische) Ritualliteratur S. 41ff.; J. Jolly, Recht und Sitte § 56.

3) Die altindischen Toten- und Bestattungsgebräuche, Amsterdam 1896, S. 89; Der Urquell 1898, 193f. Die von Caland benutzten Quellen sind mir nicht zugänglich.

4) Zum Ballen der Fäuste vgl. die Bemerkungen von Caland im Archiv für Religionswissenschaft 11, 128.

garbharitus (der ihm wohl bekannt ist; vgl. 1, 307) erwähnt hat, vermag ich nicht zu sagen. Neuerdings hat übrigens Crooke, wie ich mit Befriedigung gesehen habe, bei seiner Behandlung des Hiraṇyagarbha (Things Indian p. 501) unter anderem auch auf Frazer, Golden Bough 1, 22 verwiesen; d. h. also, Crooke zweifelt nicht daran, dass der Hiraṇyagarbha und der Ritus, der an einem Totgesagten vollzogen wird, eng zusammengehören. Und noch eins. Wenn Liebrecht den indischen Ritus, 'genannt Ernjagherpum', bei seiner Erklärung des Durchkriechens heranzog und das Durchkriechen als eine symbolische Wiedergeburt auffasste, so hat derselbe Crooke eine Äusserung getan, die darauf schliessen lässt, dass er Liebrechts Standpunkt durchaus teilt. Crookes Äusserung ist deshalb besonders wertvoll, weil sie wahrscheinlich in keiner Weise, weder mittelbar noch unmittelbar, durch die Liebrechtsche Wiedergeburtstheorie beeinflusst ist. Crooke schreibt in seinem Buche Things Indian S. 500: 'We may perhaps connect rites like these[1]) with the custom common in Europe and elsewhere of passing people through the holes in a dolmen, or through a cloven ash-tree as a cure for rupture or rheumatism, or as a chastity test, as at "St. Wilfrid's Needle" in Ripon[2]) Cathedral'.

Ich habe noch einiges hinzuzufügen über den Hiraṇyagarbharitus, wie er uns in der neueren und neuesten Zeit entgegentritt. Denn wie schon aus der Zeitungsnotiz vom Jahre 1869 bei Liebrecht, Zur Volkskunde S. 397, zu ersehen ist, wird der Ritus noch heute vorgenommen. Über Form und Zweck des heutigen Ritus unterrichtet uns z. B. William Crooke, Things Indian S. 499f. in dem Artikel 'Twice-born'.

In the modern form of the rite, which was solemnised [in Travancore] in 1854 and again in 1894, the Mahárája entered a large golden vessel filled with water, which had been mixed with all the products of the sacred cow[3]). A cover was put on the vessel, and he bathed four times in the liquid, while Bráhmans chanted hymns. On emerging, he bowed before the tutelary gods of his kingdom, and the crown was placed on his head. The object of the rite is to elevate the Mahárája from the lower caste to which he rightfully belongs[4]) to the dignity of a Bráhman, or as near this as it is possible for him to reach. After the 'Regeneration ceremony', the Prince can no longer partake of food with the members of his own family, to whom he is now superior in caste as well as rank. But he is admitted to the privilege of being present when the Bráhmans are fed, and he may eat in their presence.

---

1) D. h. den Hiraṇyagarbha und andere, später von mir zu erwähnende Riten. Den Namen Hiraṇyagarbha erwähnt Crooke a. a. O. nicht, wohl aber in seinem Buche: The Popular Religion[2] 2, 231.

2) Vgl. oben 16, 316 f. Auf das 'Nadelöhr' im Dom zu Ripon komme ich weiter unten zu sprechen.

3) D. h. mit dem bereits im Atharvapariśiṣṭa erwähnten pañcagavya; siehe oben.

4) Der König ist ein 'Nair' und wird als solcher zur Kaste der Śūdras gerechnet. Eine reiche Literatur über die Nairen verzeichnet Wilhelm Hertz, Gesammelte Abhandlungen S. 199.

Formerly the Mahárája passed through a golden image of the cow. More recently a representation of the holy lotus of Vishnu was selected. After the rite the image is broken up, and the fragments shared between the Bráhmans and the temple treasury.

Aus dieser Mitteilung Crookes, sowie aus dem, was Samuel Mateer[1]) ausgeführt hat, geht hervor, dass der Hiraṇyagarbha zusammen mit dem oben genannten Tulāpuruṣa heutzutage zu den Feierlichkeiten gehört, die bei der Thronbesteigung eines Fürsten vorgenommen werden.

Dem Berichte Crookes will ich noch zwei andere hinzufügen. Der erste ist 200, der zweite fast 100 Jahre älter als Crookes Bericht. Von dem grössten Interesse ist die ausführliche Beschreibung eines Hiraṇyagarbha, die der Venetianer Niccolao Manucci (in Indien von 1653—1708) gegeben hat. Der Bericht ist erst seit drei Jahren bekannt[2]).

Some years ago a Hindū prince called 'the Victorious', whose country is close to Cape Comorin[3]), sought to obtain the privileges of a Brahman, a thing that in that country is absolutely impossible. However, the prince, anxious to carry out this design, called an assembly of all the Brahmans within his dominions. He gave them a great feast, and promised a large sum of money if they would grant him the right to enjoy their privileges. To this the Brahmans answered that he was asking an impossibility. Nevertheless, he continued to press them with such insistence that to get rid of him they told him that nothing of the sort could be effected until he was born anew in the stomach of a cow.

Not to lose so excellent an opportunity, the prince caused a golden cow to be made secretly such as would suit his purpose. Then he caused the Brahmans to be sent for, and once more renewed his demands. The Brahmans gave the same answer as before. At this the king put on a look of sadness, but retiring, placed himself in the belly of the golden cow, which stood ready in a large hall close by. All the Brahmans were called in, and then the prince issued from the cow and began to bellow like a calf. They per-

1) Native life in Travancore p. 130. 388—390. Weitere Einzelheiten über den Hiraṇyagarbha hat Mateer in seinem Buche 'Land of Charity' p. 169—175 gegeben. Dieses Buch ist mir leider nicht zugänglich. Ich verweise noch auf den Aufsatz 'A Travancore State Ceremony' in der Calcutta Review 111, 330.

2) Manucci, Storia do Mogor; ins Englische übersetzt von William Irvine, 3, 274 (1907). Eine kurze Erwähnung des Hiraṇyagarbha auch schon bei dem Holländer Ph. Baldaeus, Beschreibung der Ost-indischen Kusten Malabar und Coromandel, Amsterdam 1672, S. 445: 'Dann der König von Trevancor, damit er ein Bramine würde, soll von einer guldnen Kuh hergekommen seyn, die er darzu hatte machen lassen'.

3) Nach Irvine in seiner Ausgabe des Manucci 4, 451 ist gemeint: König Vijaya Rāghava († 1674) von Tanjore, Präsidentschaft Madras. Auf denselben König bezieht sich folgende Beschreibung des Hiraṇyagarbha, die ich der Calcutta Review 117, 28 entnehme: 'A colossal cow in bronze was cast in a mould and the king was shut up inside. The wife of the king's Brahman Guru acted as nurse, received him in her arms, rocked him on her knees, and caressed him on her breast, and he tried to cry like a baby' (vgl. Plut. Quaest. Rom. 5: *λέγεται τὸν Ἀριστῖνον παρασχεῖν ἑαυτὸν ὥσπερ ἐξ ἀρχῆς τικτόμενον ταῖς γυναιξὶν ἀπολοῦσαι καὶ σπαργανῶσαι καὶ θηλὴν ἐπισχεῖν*). Derselbe Bericht, wohl aus Nelson, Madura 3, 188 stammend, bei Baierlein, Allgemeine Missionszeitschrift 7, 166.

formed on him such ceremonies as are observed for a new-born child[1]), in spite of his being then fifty-two years of age.

The Brahmans were much incensed at being thus overreached, and asserted that he was not truly a calf. At these complaints the would-be new-born calf went down on all fours and bellowed louder than ever. In spite of all this they were not satisfied, and they made every effort to evade the claim of this prince. To this intent they set forth divers reasons, to each of which an instant reply was produced. Finally they were reduced to asking that the cow might be sent to the temple where they dwelt. When this had been done, the prince at last obtained what he desired, and enjoyed the privileges of Brahmanhood, and after him his posterity likewise.

Die meisten Berichte über den Hiraṇyagarbha stammen, wie der Bericht Manuccis, aus dem Süden Indiens. Travancore zumal scheint das klassische Land des Hiraṇyagarbha zu sein; Crooke, Things Indian p. 501 spricht geradezu von einem 'Travancore rite'. Aber der Ritus ist sicher auch in anderen Gegenden Indiens, ja ausserhalb des eigentlichen Indiens, vorgekommen. Zum Beweise folge hier ein Bericht, der aus der Landschaft Katschar in der indobritischen Provinz Assam stammt. Ich entnehme ihn einer Notice sur le Royaume de Katchar ou Hiroumba[2]) in Malte-Bruns Nouvelles Annales des Voyages 15, 362 (Paris 1822). Von einem König der Katschārīs wird hier erzählt, dass er, aus Vorliebe für den Brahmanismus, ein Proselyt dieser Religion habe werden wollen. Dann heisst es weiter:

A cet effet, il subit la cérémonie connue sous le nom de pounneh djenma[3]); il s'y prépara par plusieurs actes religieux, et nourrit un grand nombre de brahmes. Ceux de ses serviteurs qui étoient animés du désir de lui plaire suivirent son exemple. On raconte encore qu'il fit faire une vache en or, par le ventre de laquelle il passa avec ses courtisans les plus dévots, afin de se rendre plus dignes d'être admis dans la religion de Brahma. Si le fait est vrai, il n'est pas douteux que la figure en or de l'animal sacré n'ait été tellement sanctifiée par cet acte, qu'elle n'ait pu passer ensuite que dans les mains des brahmes.

Der Hiraṇyagarbha ist ein Regenerationsritus. Es scheint aber, dass er auch als Sühnritus sowie als glückbringender Ritus vorgenommen wurde oder noch vorgenommen wird. Auffällig wäre das nicht. Crooke, Things Indian p. 499 schreibt geradezu: 'The rite is still retained as being most efficacious in removing sin and impurity'. Ob freilich der Fall, den Crooke als Beleg anführt, hierher gehört, ist zweifelhaft. Der unbeschuhte Karmeliter Fr. Paullinus a. S. Bartholomaeo erzählt nämlich in seinem Systema Brahmanicum[4]), dass ein König von Travancore, der mehrere heidnische Tempel hatte abbrennen lassen, nur dadurch

---

1) Die Geburtszeremonien, die jātakarmādikāḥ kriyāḥ der Sanskrittexte (siehe oben).

2) Ein Auszug aus der mir nicht zugänglichen Zeitschrift 'The friend of India'.

3) Dieser Ausdruck ist = Sanskrit punarjanma 'Wiedergeburt'.

4) Romae 1791, p. 39. Vgl. auch des Fra Paolino da San Bartolomeo Reise nach Ostindien, deutsch von J. R. Forster 1798, S. 174f.

von seiner Sünde habe losgesprochen werden können, dass er durch eine goldene Kuh kroch[1]). Dabei polemisiert der allzeit kampflustige Karmeliter gegen Karsten Niebuhr und Anquetil Duperron[2]), die behauptet hatten, jener König sei durch die Kuh hindurchgekrochen 'ut se nobilem redderet'. Es ist aber möglich, dass sich vielmehr Paullinus einen Irrtum, eine Verwechslung hat zuschulden kommen lassen. Näheres darüber bei S. Mateer[3]). Dagegen wird man hierher ziehen dürfen, was Forbes[4]) von Raghunāth Rāo (genannt Ragoba) berichtet. Ragoba soll, als er von seinen Feinden besiegt und aus seiner Hauptstadt vertrieben war, 'in hopes of better fortune' durch eine goldene Kuh gekrochen sein. Man vergleiche auch die Sitte, die, nach Crooke, im Norden Indiens heimisch ist: wenn das Horoskop eines Kindes anzeigt, dass das Kind irgend ein Verbrechen in einer früheren Existenz begangen hat, oder dass ihm ein Unglück in seinem Leben bevorsteht, so wird ein dem Hiraṇyagarbha sehr ähnlicher Ritus an dem Kinde vollzogen[5]).

Ein paar Worte möchte ich noch hinzufügen über den Tulāpuruṣa, von dem ich oben gesagt habe, dass er, wie der Hiraṇyagarbha, in den Sanskritschriften zu den 16 'grossen Geschenken' gerechnet wird. Doch kann ich mich kurz fassen, da Max Bartels in dieser Zeitschrift 13, 359 den Tulāpuruṣa bereits erwähnt, und da Michael Haberlandt[6]) ausführlich darüber gehandelt hat. Beim Tulāpuruṣa ist, wie beim Hiraṇyagarbha,

---

1) Ähnlich äussert sich auch Robert Orme (bei Forbes, Oriental Memoirs 1, 378 n.): The king of Travencore has conquered, or carried war into all the countries which lay round his dominions, and lives in the continual exercise of his arms. To atone for the blood which he has spilt, the brahmins persuaded him that it was necessary he should be born anew: this ceremony consisted in putting the prince into the body of a golden cow of immense value; where, after he had laid the time prescribed, he came out regenerated, and freed from all the crimes of his former life. The cow was afterwards cut up, and divided amongst the Seers who had invented this extraordinary method for the remission of his sins.

2) Niebuhr, Reisebeschreibung 2, 17f.; Anquetil Duperron, Zendavesta, Discours préliminaire p. CXLIX n. ('renaissance du Veau d'Or').

3) Native Life in Travancore S. 130 gegen Ende. Man sehe auch Papi, Lettere sull' Indie Orientali, deutsch Weimar 1806 (Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen 32), S. 310ff.

4) Oriental Memoirs 1, 379. Der oben genannte Ragoba kroch auch, um seine Sünden loszuwerden, durch einen hohlen Felsen; siehe Campbell, Indian Antiquary 27, 108.

5) Crooke, Things Indian p. 500. Fast dasselbe sagt Crooke in seiner 'Popular Religion' 2, 231 (s. schon oben 12, 112f., wo die Stelle nach der 1. Auflage des Buches im Wortlaut mitgeteilt ist). Nachdrücklich will ich noch hinweisen auf die Sage von der Verheiratung des Gottes Brahman mit der Hirtentochter Gāyatrī bei Crooke, Pop. Religion 2, 231 (vgl. 1, 54. 2, 233), wo eine 'Wiedergeburt durch die Kuh' vorkommt. (Dieser Zug fehlt in der entsprechenden Sage des Padmapurāṇa; siehe Lenz, Journal of the Royal Asiatic Society, old series 2, 190.)

6) Da Bartels, der sich auf Haberlandt beruft, anzugeben unterlassen hat, wo man Haberlandts Abhandlungen finden kann, so will ich das hier nachholen. Kurz hat Haberlandt den Tulāpuruṣa behandelt unter der Überschrift 'Die wohltätige Wage' in seinem

das Schenken allmählich zur Hauptsache geworden. In Travancore kommt der Tulāpuruṣa noch heute vor, und zwar in inniger Verbindung mit dem Hiraṇyagarbha, unter den Krönungsfeierlichkeiten. Die Kosten für beide Zeremonien belaufen sich, nach S. Mateers Berechnung, auf 30 000 Pfund Sterling. Aber der ursprüngliche Sinn und Zweck des Tulāpuruṣa war nicht das Verschenken des Gewichtes der eigenen oder einer andern Person in Gold u. dgl. Wir wissen, dass das Gewicht des menschlichen Körpers, ebenso wie das Mass, eine übersinnliche und übernatürliche Bedeutung besitzt (M. Bartels). Das Zahlen von Gold im Gewichte des Körpers erscheint als eine Ersatzleistung für begangene Sünden oder Verbrechen. Es kann also als eine Art Busse angesehen werden. In dem ältesten indischen Dokumente über den Tulāpuruṣa heisst es, dass sich zuerst der Gott Indra dieser Prozedur unterzogen habe 'sarvapāpapraṇāśāya' d. h. zur Vernichtung aller seiner Sünden (Atharvapariśiṣṭa 11, 2, 2). So schreibt Mateer: 'Scale-weighing is primarily a religious donation as atonement for sin, or as a deed of merit no uncommonly practised in Bengal' (Native life in Travancore p. 390). Aus Pegu berichtet Mendez Pinto, dass sich bei Gelegenheit eines Festes viele Leute abwägen liessen und eine ihrem Körpergewicht entsprechende Gabe opferten, und zwar einerseits, um Gelübde zu erfüllen, die sie bei Unglücksfällen und Krankheiten getan hatten, andererseits, um Vergebung für früher begangene Sünden zu erlangen (Liebrecht, Zur Volkskunde S. 505). Besonders bemerkenswert in diesem Berichte ist das, was über das Abwägenlassen im Fall einer Krankheit gesagt wird. Denn das Opfern einer Gabe im Gewicht des Kranken, also gewissermassen das Loskaufen des Kranken von dämonischen Mächten, ist, wie Grimm und andere gezeigt haben, etwas sehr gewöhnliches. So in Indien[1]); so auch anderwärts. Ich zitiere nur den Satz: Ad superstitionem pertinet ponderatio hominis ad aequalitatem siliginis contra morbum caducum (Dionysius Carthusianus bei Liebrecht, Gervasius von Tilbury S. 237, nr. 223). —

Was ich über das Durchkriechen zu sagen habe, will ich zusammenfassen unter der Überschrift

Durchkriechen als Reinigungszeremonie (Gottesgericht; Keuschheitsprobe).

Man ist gewohnt, das Durchkriechen oder Durchziehen als einen Heilritus anzusehen. Grimm hat das Kriechen durch ausgehöhlte Erde, hohle

Buche 'Der altindische Geist' 1887 S. 343—347 und ausführlicher in den Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien 19, 160—164 (1889). Ferner will ich, da Haberlandt seine Quellen fast durchweg ungenau zitiert, noch besonders hinweisen auf Grimm RA. 673f., auf Liebrecht, Zur Volkskunde S 236. 505, auf Ducange u d. W. ponderare und auf Godefroy, Dictionnaire de l'ancienne langue Française u. d. W. contrepeser. Eine Abhandlung, die Gaidoz über den Tulāpuruṣa geschrieben hat (siehe Journal of the R. Asiatic Society 1891, 349), ist mir leider nicht zugänglich.

1) Ausser dem, was Haberlandt beigebracht hat, vergleiche man namentlich Indian Antiquary 11, 122.

Steine oder gespaltene Bäume in dem Kapitel 'Krankheiten' behandelt (DM.[2] S. 1118—1121). Gaidoz hat sein kleines Buch über das Durchkriechen mit dem Titel 'Un vieux rite médical' versehen. Dem gegenüber kann nicht genug betont werden, dass mit dem Durchkriechen keineswegs nur eine körperliche, sondern auch eine geistige Wiedergeburt bezweckt wird, um Liebrechts[1]) Ausdruck zu gebrauchen. Ja, nach Nyrop bedeutet der Ritus des Durchkriechens ursprünglich die Reinigung von Sünden, erst später die Befreiung von Krankheiten[2]). Fälle, die hierher gehören, sind allerdings von Gaidoz und anderen bereits erwähnt und besprochen worden. Doch sind die Fälle in der Schrift von Gaidoz nicht ohne weiteres zu übersehen, da es diesem Autor in erster Linie darauf ankommt, die verschiedenen Arten des Durchkriechens und die dabei in Betracht kommenden Gegenstände vollständig aufzuzählen; die Beantwortung der wichtigen Frage, zu welchen Zwecken[3]) das Durchkriechen unternommen wird, steht bei Gaidoz in zweiter Linie und nimmt eine mehr untergeordnete Stellung ein. Jedenfalls dürfte es nicht überflüssig sein, hier einige weniger bekannte Fälle aufzuführen, in denen das Durchkriechen klar und deutlich als Reinigungszeremonie auftritt.

Das Durchkriechen kommt nicht selten zur Verwendung, wenn sich jemand von einem Verdacht reinigen, wenn jemand seine Unschuld beweisen will. Wem es gelingt, durch eine enge Öffnung zu kriechen, der gilt als ein ehrlicher, unschuldiger Mann. Kurz, das Durchkriechen steht im Dienste des Gottesgerichts[4]), genau so, wie etwa das Schreiten durchs Feuer oder das Tragen glühenden Eisens. Wenn wir also z. B. lesen, dass sich der Brahmane Vatsa, von seinem jüngeren Bruder unedler Herkunft beschuldigt, der Feuerprobe[5]) unterwarf, wobei ihm 'das Feuer auch nicht ein Haar versengte'; oder wenn wir bei Grimm RA. 463

---

1) Zu Gervasius S. 171: 'In Indien wird die geistige, in Europa die körperliche Wiedergeburt symbolisch dargestellt'. Wogegen nur zu bemerken ist, dass die 'geistige Wiedergeburt' keineswegs auf Indien beschränkt ist.

2) Siehe Weinhold oben 3, 233; vgl. 2, 50 und seine Abhandlung Zur Geschichte des heidnischen Ritus 1896 S. 37. Nyrops Ansicht wird bekämpft von Gaidoz, Un vieux rite médical p. 76. [M. Andree-Eysn, Volkskundliches 1910 S. 9—12.]

3) Zu den verschiedensten Zwecken wird das Durchkriechen unternommen. Durchkriechen kann höheres Wissen verleihen. So wurden in Obersteiermark zwei Bauern belauscht, als sie nackt durch eine gespaltene Buche krochen, in der Meinung, danach hexen zu können (Weinhold, Zur Gesch. des heidn. Ritus S. 38f.). In einem polnischen Märchen kriecht ein Prinz durch die Ohren eines Wunderpferdes und gewinnt dadurch übermenschliche Stärke, die er später, nach wiederholtem, aber umgekehrtem Durchkriechen wieder verliert (R. Köhler, Kl. Schriften 1, 406).

4) Der Rasengang im Sinne eines Beweises der Unschuld oder Wahrheit ist bereits oben erwähnt worden. 'Der Rasen konnte losbrechen und den darunter stehenden beschädigen, insofern war es gefährlich und einem Gottes Urteil zu vergleichen' (Grimm RA. 119). Dubois nennt das Hindurchkriechen unter dem Bauch einer Kuh ein 'ordeal' (Hindu manners 1897 p. 42).

5) Manu 8, 116; vgl. A. Weber, Indische Studien 9, 44f.

lesen, dass ein natürlicher Sohn im alten Norden den Vater aufsuchen und, wenn er im Gottesgericht das glühende Eisen trug, seine Anerkennung fordern konnte: so lesen wir ähnlich auch von einem Felsloch in dem Gebirge nahe bei Desht-e-arjun[1]), das durchkrochen wird zum Beweise legitimer Geburt. James Morier, A second journey through Persia, London 1818, S. 54 (deutsch, Weimar 1820, S. 62) erzählt davon folgendes:

At Desht-e-arjun there is a hole in the mountain, which the Persians believe possesses the quality of deciding legitimacy of birth. The epithet of haram zadeh (unlawfully begotten) is nearly the most odious that can be given to a Persian, one which easiest excites his wrath, and therefore in their quarrels they constantly recur to it, as a great means of irritation. One of their stories is, that a corpulent man, of larger circumference than the hole, once presented himself to pass through it, in order to ascertain his legitimacy, when the sagacious rock yielded him an easy passage; but that a thin man, who came on a like errand, could not force his way through[2]), and was ever after called haram zadeh.

Kurz erwähnt auch William Ouseley dieses Felsloch (by passing through which, a man of suspected birth might absolve himself from every imputation of illegitimacy) in seinen Travels in various countries of the East 1, 305. London 1819.

Felslöcher, durch die man kriecht, um sich von Sünden zu reinigen oder um seine Unschuld zu beweisen, gibt es auch anderswo. So in Indien[3]). Ich erwähne zunächst das von Liebrecht (Zur Volkskunde S. 398) und anderen bereits genannte berühmte Felsloch auf dem Malabar Point bei Bombay, wo die Gläubigen hindurchkriechen, um ihre Sünden loszuwerden, wie es z. B. John Henry Grose im 6. Kapitel seiner Reise nach Ostindien geschildert hat (s. Crooke, Things Indian p. 500f.). Von unten gehen die Pilger in den Felsen hinein und oben kommen sie wieder heraus. Berühmte Männer, wie Śivājī, Kanoji Angria und der oben schon genannte Raghunāth Peishwa sollen durch das Felsloch auf dem Malabar Point bei Bombay gekrochen sein. Campbell, aus dessen Notes on the

1) An der Strasse von Abuschehr nach Schiras; etwa 50 englische Meilen von Schiras entfernt.

2) So gibt es auch in Ezrâ (im Haurān; Syrien) zwei Pfeiler, zwischen denen ein Bastard nicht hindurchschreiten kann; s. S. J. Curtiss, Ursemitische Religion 1903 S. 91.

3) Wie Gaidoz, Un vieux rite médical p. 33f. feststellt, ist die folgende Anfrage, die in den Panjāb Notes and Queries 1, 50 erschien, ohne Antwort geblieben: 'Holy Stones. It has been stated that naturally perforated stones (possibly artificially enlarged) exist in parts of India, — the neighbourhood of Bombay and Gujarāt have been cited as localities, — and that people who have passed through them are supposed to have become new-born — i. e., to receive a new birth of the soul. Can any one state exactly where such stones are to be found, and whether they are still in common use in such a sense, as, for instance, when the Mahārājā of Travancore, a Nair by birth, is made a Brāhman by passing through a golden cow?' (Nach dem Wiederabdruck der Anfrage im Indian Antiquary 26, 252.)

spirit basis of belief and custom ich diese Angabe schöpfe, bemerkt noch: The cleft stone in Malabar Point is explained by Brāhmans as a symbol of a second birth (Indian Antiquary 27, 109).

Weiter nenne ich den durchlöcherten Stein in Bhownugger[1]), über den Alexander Kinloch Forbes, Râs Mâlâ (London 1856) 2, 285 in einer Besprechung der indischen Gottesgerichte folgendes bemerkt:

Another kind of ordeal is used at Bhownugger. There is a stone there with a hole in it, through which, if a suspected man can creep, his character is held to be cleared; if he cannot, he is pronounced to be a liar. The stone goes by the name of the window of truth and falsehood.

In der Anmerkung zu dieser Stelle verweist Forbes auf Râs Mâlâ 1, 460, wo er den Stein kurz erwähnt (an oblong stone, derived, apparently, from the funeral monument of an ascetic); ausserdem bemerkt er, dass sich ein ähnlicher Stein in Dhuboy[2]) befinde. Von diesem Stein berichtet James Forbes, der von 1780 bis 1782 britischer Resident in Dhuboy war:

Near it [d. h. nicht weit von dem Grabmal der Mahma Doocree] a perforated stone is used for ordeal trials, and I was often obliged to consent to this experiment in favour of injured innocence, from the faith which the present inhabitants of Dhuboy, both Hindoos and Mahomedans, place in the sanctity of this heroine. (J. Forbes, Oriental Memoirs 2, 338. London 1813.)

Denselben Stein erwähnt auch Crooke, Things Indian p. 357 in dem Artikel über die indischen Gottesgerichte; sehr passend vergleicht er das 'Nadelöhr' in dem Dom zu Ripon in England, von dem weiter unten noch die Rede sein wird. Crooke fügt hinzu, dass ein heiliger Baum in Riwakantha (?Rewakantha; Präsidentschaft Bombay) ebenso verwendet werde, wie der durchlöcherte Stein in Dabhoi. 'Its intertwined branches form a loop, through which suspected persons are made to pass; every one believes that it grips the guilty, and allows the innocent to pass unscathed'.

Steine, wie die in Bhaunagar und Dabhoi, durch deren Öffnungen man kriecht, um seine Unschuld oder Ehrlichkeit zu beweisen, gibt es auch in Tibet. Von solchen Steinen gab Sven Hedin in den Vorträgen über seine letzte tibetische Reise Kunde und erregte mit seinem Bericht die Heiterkeit der Zuhörer.

The Tibetans have some strange tests for ascertaining the character of a man. One is by means of a hole in a block of granite, through which the individual has to crawl. If he is an honest man he will, according to the theory of the Tibetans, creep through, but if a scoundrel he will stop in the middle.

---

1) Bhownugger (Bhaunagar) liegt in Gujarāt, am Golf von Cambay.

2) Dhuboy (Dabhoi), im Staate Baroda (Gujarāt). W. W. Hunter schreibt im Imperial Gazetteer of India[2] 4, 76 in dem Artikel Dabhoi: 'In the town is a place called mámádokri, where stands a khirni or musk-melon tree, through whose hollow trunk no guilty person can pass.' (In der neuesten Auflage des Imperial Gazetteer 11, 99 ist dieser Passus weggeblieben.)

'We had a very funny experience with one of these blocks of granite', said Dr. Hedin. 'A fellow could not continue and could not come back, and so all our men had to tie ropes to his feet and drag him out in that way'. (The Daily Telegraph, February 12, 1909.)

Ob der 'Stein mit einer engen Öffnung' im Kloster des h. Johannes von Rila, wovon ich oben, nach einer Mitteilung Ciszewskis, gesprochen habe, hierher gezogen werden kann, vermag ich nicht zu entscheiden. Dagegen gehört ohne Zweifel ein Brauch hierher, den derselbe Ciszewski (Künstliche Verwandtschaft S. 5 Anm.) aus einer Schrift Načovs mitteilt. Načov erzählt aus seiner Jugend, dass sich in der Nähe der Stadt Stara-Zagora ein Stein mit nicht allzugrosser Öffnung befand, durch die er sich als Kind zusammen mit seinen Altersgenossen hindurchdrückte, um zu erkennen, wer ein Sünder sei; den Sünder nämlich sollte der Stein zusammenquetschen.

Die hier und auch sonst zutage tretende Anschauung, dass der Gute leicht und unversehrt durch eine enge Öffnung zu gelangen vermag, während der Schlechte stecken bleibt oder zerdrückt wird, kehrt ähnlich wieder in einem türkischen Brauche, den ich nicht unerwähnt lassen möchte. In einem Aufsatz über osmanisch-türkischen Volksglauben schreibt Julius Mészáros (Keleti Szemle 7, 65):

Stambul ist voll von Heiligengräbern, an jedes derselben knüpft sich irgend etwas aus dem Volks-Aberglauben. Unter die berühmtesten derselben gehört das Grab Merkez efendis in der Nähe des Brunnens Čilehāne. Will jemand, dass ihm irgend ein Wunsch in Erfüllung gehe, so geht er zu dem in der Nähe dieses Heiligengrabes gelegenen Brunnen, dessen Wasser schon ausgetrocknet ist und zu dessen Auslaufrohr ein schmaler enger Weg[1]) führt. Dort hebt er ein kleines Steinchen auf, steckt es in die Tasche und trägt es ein volles Jahr bei sich. Nach Verlauf eines Jahres trägt man das Steinchen wieder zurück und legt es dort wieder nieder, von wo man es genommen. Man mag was immer wünschen, ist es was Gutes, so geht alles in Erfüllung, sollte es aber jemand wagen, sich dem Brunnen in böser Absicht, oder mit schlechten Wünschen zu nähern, so wird er von dem zu den Auslaufröhren führenden schmalen Weg erdrückt.

G. Jacob, dem ich den Hinweis auf diesen türkischen Brauch verdanke[2]), macht noch aufmerksam auf das Säulenpaar der 'Amr-Moschee in Kairo, von dem erzählt wird, dass sich nur der wahre Gläubige hindurchzudrücken vermöge[3]).

Als Reinigungszeremonie scheint das Durchkriechen auch in zwei deutschen Bräuchen aufzutreten, die R. Hofschläger in der oben

---

1) Professor E. Littmann macht mich aufmerksam auf eine abessinische Zauberhandlung, in der ein enger Pfad vorkommt (vgl. Andree, Abessinien, Leipzig 1869, S. 97).

2) Vgl. G. Jacob, Türkische Bibliothek 7, 17, Anmerkung.

3) Vgl. R. Andree, Ethnographische Parallelen und Vergleiche 1878, S. 34; H. Gaidoz, Un vieux rite médical, chap. 5. G. Jacob zitiert den mir nicht zugänglichen Cicerone durch das alte und neue Ägypten von G. Ebers 1, 190. [Andree-Eysn 1910 S. 12.]

zitierten Abhandlung[1]), nach einer mir nicht zugänglichen Quelle, angeführt hat.

Am Niederrhein war noch vor etwa einem halben Jahrhundert das Hindurchkriechen eine Entsühnungsprozedur, durch die man sich von sittlichen Verfehlungen reinigen konnte. Ein Bursche, der durch die Lösung eines Liebesverhältnisses in den Kreisen der Dorfjugend moralischen Anstoss erregt hatte, konnte von allem Makel befreit werden durch eine Zeremonie, bei der er durch einen bodenlosen Korb kriechen musste. Durch einen feierlichen Ausruf wurde kund getan, dass er 'rein und ledig sei, wie ein Kind von Mutterleib her, rein wie die Sonne, rein wie der Mond und rein wie das Licht des Tages'. War ein Mädchen zur 'Drüwäsch' (Trockenwaschung) verurteilt, so musste sie durch das 'Drügelstach' hindurch, d. h. durch ein langes, schmales Handtuch, dessen Enden zu einem Ring zusammengenäht waren[2]).

Ich komme jetzt zu einem Fall von Durchkriechen, das klar und deutlich im Dienst eines Gottesgerichts steht. Ja die Quellen, die ich sofort anführen werde, sprechen ausdrücklich von einem Gottesgericht. Letzterer Umstand ist es, der den Fall besonders interessant macht. Wie bekannt, wird die Entscheidung durch ein Gottesgericht nicht selten angerufen zum Beweis der jungfräulichen Reinheit oder der ehelichen Treue. So ruft Sītā, des Rāma Gattin, als ihre Treue angezweifelt wird, das Feuer zum Zeugen ihrer Unschuld an und stürzt sich in die Flammen; da steigt der Feuergott aus dem Scheiterhaufen empor, übergibt die Sītā, die unverletzt geblieben ist, dem Rāma und versichert ihn, dass ihm seine Gattin die Treue gewahrt habe[3]). In einer indischen Erzählung badet sich eine verleumdete Frau in siedendem Öl, um ihre Keuschheit zu beweisen[4]). Nach den Chroniken des Mittelalters soll Richardis, Karls des Dicken Gemahlin, ihre Unschuld bewährt haben, indem sie im blossen Hemde durch einen entflammten Holzstoss ging[5]).

---

1) Über den Ursprung der Heilmethoden S. 213. Quelle: Montanus, Die deutschen Volksfeste 1854 S. 82.

2) Über die Drüwäsch (dröge Wäsche) und verwandte Gebräuche macht mir Prof. Bolte die folgende Mitteilung: Die Drüwäsch gehört zu den Ehrenstrafen, die an dem treulosen oder abgewiesenen Burschen oder Mädchen von den Dorfgenossen vollzogen wurden: körben oder durch den Korb fallen lassen (Schmitz, Sitten und Sagen a. d. Eifel 1856 1, 52. Deutsches Wörterbuch 5, 1800ff. 1805), durch den Teich ziehn (Borkum), Häcksel streuen oder Strohmann setzen (E. H. Meyer, Badisches Volksleben S. 193. 223. A. de Cock, Volkskunde 12, 15) usw. — Siehe auch E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde 1898 S. 165. Bereits Albrecht Weber hat 'die entsühnende Kraft des Körbens in der Eifel' mit dem Durchziehen oder Durchkriechen verglichen; Indische Studien 5, 453 (1862).

3) M. Winternitz, Geschichte der indischen Literatur 1, 420. Vgl. Crooke, Popular Religion 1, 52.

4) Steel and Temple, Wide-awake Stories 1884 p. 429. Crooke, Popular Religion 2, 272.

5) Siehe Grimm RA. 912ff., wo weitere ähnliche Fälle zu finden sind. Vgl. sonst etwa Weinhold, Die deutschen Frauen in dem Mittelalter[2] 1, 205. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube § 284. 342. 426. Funkhänel im Philologus 2, 395. 398f. R. C. Temple, Indian Antiquary 29, 95.

Das gleiche begegnet nun in einer Erzählung der Śukasaptati (Textus simplicior, Nr. 15), in einer von jenen Erzählungen, die das in der Literatur so berühmte Motiv vom gefälschten Gottesurteil[1]) enthalten. Und zwar vollzieht sich die Rechtfertigung einer ungetreuen Frau hier mittels des Durchkriechens zwischen den Beinen (der Statue) eines Halbgottes.

Śriyādevī, die Gattin des Guṇākara, hat ihrem Gatten die Treue gebrochen. Als man sie verdächtigt, erbietet sie sich, zum Beweis ihrer Treue ein Gottesurteil anzurufen. 'Hier im Dorfe steht im Norden ein Yakṣa; zwischen seinen Beinen will ich hindurchgehn. Wer auch immer die Wahrheit sagt, der geht zwischen den Beinen (unversehrt) hindurch: das ist bekannt.' Ehe es Tag wird, geht die Treulose in das Haus ihres Buhlen und spricht zu ihm: 'Geliebter, frühmorgens will ich, eines Gottesurteils halber, zwischen den Beinen des Yakṣa hindurchgehn. Du musst dorthin kommen, dich wahnsinnig stellen und mir um den Hals fallen'. Als er zugesagt hat, kehrt sie in ihr Haus zurück. Am Morgen nun versammelt sie alles Volk, geht nach dem Tempel des Yakṣa, nimmt in dem nahen Teiche ein Bad und fängt an, den Yakṣa zu verehren; da schlingt ihr Buhle nach der vorher getroffenen Verabredung als Wahnsinniger seine beiden Arme um ihren Hals. Da ruft sie: 'Was soll das?' und geht nochmals baden, während der Verrückte von den Leuten an der Gurgel gepackt und von dem Platze entfernt wird. Als sie ihr Bad vollendet hat, tritt die Frau zu dem Yakṣa, bringt ihm Verehrung dar und spricht, so dass es alle hören können: 'Ehrwürdiger Yakṣa, wenn mich ausser dem eignen Gatten und diesem Verrückten noch ein andrer Mann jemals berührt hat, dann möge ich zwischen deinen Beinen hindurch keinen Weg finden.' Mit diesen Worten schreitet sie vor den Augen aller Welt zwischen die Beine und hindurch. Der Yakṣa lobt sie im Herzen wegen ihrer Klugheit. Sie aber geht in ihre Behausung, von allen Leuten als eine Gattentreue gepriesen[2]).

Dieselbe Erzählung findet sich, als Episode einer grösseren Erzählung 'Nūpurapaṇḍitā und der Schakal', in Hemacandras[3]) Pariśiṣṭaparvan 2, 533—545. Auch hier sagt die ungetreue Frau, dass sie sich einem Gottesurteil (daivī kriyā) unterwerfen wolle; und weiter, dass es einem Unreinen unmöglich sei, zwischen den Beinen des Yakṣa hindurchzugehen.

In den verwandten Erzählungen, oder auch in den Erzählungen, die, im übrigen unverwandt, dasselbe Motiv vom gefälschten Gottesurteil[4]) enthalten, wie Śukasaptati 15, kommt das Durchkriechen, so-

1) 'Die raffinierte Eidesleistung mit Reservation'; E. Rohde, Der griechische Roman S. 484.

2) Nach R. Schmidts Übersetzung der Śukasaptati, Textus simplicior, Kiel 1894, S. 29f. Genau stimmt zu dieser Version die gleichfalls von R. Schmidt übersetzte Marāṭhīversion der Śukasaptati (Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes 10, 4 S. 29f. 106f.). In der entsprechenden Erzählung des Textus ornatior der Śukasaptati (Nr. 24) fehlt das gefälschte Gottesurteil.

3) Vgl. die ausgewählten Erzählungen aus Hemacandras Pariśiṣṭaparvan, deutsch von Joh. Hertel 1908, S. 102. 235.

4) Joh. Hertel oben 18, 69. Benfey, Pantschatantra 1, 455ff.

weit ich sehe, nicht vor. Im Aṇḍabhūta-Jātaka (Nr. 62) erbietet sich die Frau des betrogenen Brahmanen, zum Beweis ihrer Unschuld durchs Feuer zu schreiten[1]). In dem von Joh. Hertel übersetzten kaschmirischen Volksroman (oben 18, 384f.) besteht das Gottesurteil darin, dass die Prinzessin die Kette einer Moschee berührt: ruft sie das Gottesurteil ungerechterweise an, so wird ihre Hand von der Kette gefesselt; tut sie es gerechterweise, so bleibt ihre Hand frei. Im Ardschi Bordschi leistet Naran Gerel den Reinigungseid über Gerstenkörnern[2]). In der Geschichte 'La femme justifiée' bei Cardonne, Mélanges de littérature orientale 1, 39—49 steigt die des Ehebruchs angeklagte Frau ins Eidwasser, ohne unterzusinken usw.

Das Durchkriechen zwischen den Beinen, das in der 15. Erzählung der Śukasaptati und bei Hemacandra vorliegt, ist uns oben, in einem anderen Zusammenhang, bereits begegnet. Ausserdem sind hier noch zwei Fälle erwähnenswert. Der erste Fall findet sich in einem indischen Drama, in der Viddhaśālabhañjikā des Rājaśekhara.

Mekhalā, die Milchschwester der Königin Madanavatī, hat dem Vidūṣaka[3]) einen Possen gespielt. Der Vidūṣaka beschliesst, sich dafür zu rächen. Eine Dienerin der Königin muss in der Dämmerstunde, als Mekhalā im Garten lustwandelt, einen Baum besteigen[4]) und ihr zurufen, dass sie an einem bestimmten Tage sterben werde. Auf die Frage der Mekhalā, wie sie dem Tode entrinnen könne, verkündet ihr die Dienerin: 'Wenn du einem Brahmanen Verehrung darbringst, ihm zu Füssen fällst und zwischen seinen Beinen hindurchgehst, so wirst du dein Leben empfangen.' Als nun die Schergen des Todesgottes kommen, um die Mekhalā zu fesseln und fortzuführen, flüchtet sie sich zu dem Vidūṣaka, geht zwischen seinen Beinen hindurch und wird so gerettet[5]).

Auf diese interessante Stelle hat Hanns Oertel vor kurzem hingewiesen (Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte 8, 116). Wenn er aber meint, die Stelle beziehe sich auf 'Heilung durch Durchkriechen', so kann ich ihm darin nicht beistimmen. Ich meine vielmehr, dass Mekhalā mittels des Durchkriechens ein neues Leben, eine Wiedergeburt erlangt[6]).

---

1) H. Oldenberg, Die Literatur des alten Indien S. 118—121.

2) Mongolische Märchen. Die neun Nachtrags-Erzählungen des Siddi-Kür und die Geschichte des Ardschi-Bordschi Chan. Übersetzt von B. Jülg 1868 S. 116—118.

3) Der Vidūṣaka ist die lustige Person des indischen Dramas und immer ein Brahmane.

4) Auf Bäumen wohnen die Bhūtas, die bösen Geister.

5) Vgl. L. H. Grays Übersetzung der Viddhaśālabhañjikā im Journal of the American Oriental Society 27, 42 - 45 und S. Lévi, Le théâtre Indien 1890 p. 246. Bemerkenswert ist der Ausspruch der 'alten Weisen', den Rājaśekhara anführt: 'Von den Füssen eines Brahmanen her (kommt) Reinheit'. Gray verweist dazu auf Böhtlingk, Indische Sprüche[2] 4508: 'Brahmanen sind an den Füssen rein, Kühe am Rücken, Ziegen und Pferde am Maule, — Weiber aber an allen Teilen des Körpers'.

6) Auch Winternitz geht in seiner ausgezeichneten Abhandlung über das altindische Hochzeitsrituell 1892 S. 46 bei der Erklärung eines indischen Brauches (das Loch des

Den zweiten Fall entnehme ich dem Buche von S. Lévi über Nepal[1]). Bei den Gōrkhas in Nepal wird der Ehebruch sehr streng bestraft. Der Verführer wird gefangen gesetzt und vor Gericht gestellt; wird er schuldig befunden, so erhält der betrogene Gatte das Recht, ihn mit dem Kukhrimesser[2]) niederzustossen. Doch stehen dem Verurteilten zwei Möglichkeiten der Rettung offen. Es ist ihm gestattet, sein Heil in der Flucht zu suchen, ja, man gibt ihm sogar einen kleinen Vorsprung. Gewöhnlich allerdings umzingeln ihn des Gatten Freunde und stellen ihm ein Bein, so dass ein Entrinnen unmöglich ist. Das Gesetz erlaubt ihm aber noch einen anderen Ausweg; 'il peut sauver sa vie en acceptant de passer sous la jambe levée du mari: mais du même coup il perd la caste et l'honneur'. — Soweit der Bericht. Eine Beurteilung des Falles ist nicht leicht. Ist das Durchkriechen unter dem Bein des beleidigten Ehegatten wirklich eine 'Schmach', wie Boeck[3]) oder sein Gewährsmann annimmt? Wurde es ursprünglich als eine Schmach empfunden? Ist der Verlust der Kaste eine Folge des Durchkriechens unter dem Bein des Beleidigten? Vielleicht hat der Verlust der Kaste mit dem Durchkriechen gar nichts zu tun, sondern ist nur als eine Ehebruchsstrafe anzusehen, eine Strafart, die auch sonst vorkommt[4]).

Wir haben gesehen, dass das Durchkriechen häufig als Reinigungszeremonie auftritt; wir haben gesehen, dass solche, die in irgendeinem Verdachte stehen, mittels des Durchkriechens ihre Unschuld beweisen können. Wir sind jetzt genügend vorbereitet, um einen Aberglauben zu begreifen, der sich an St. Wilfrids Needle, das 'Nadelöhr' in der Kathedrale zu Ripon (Yorkshire), knüpft. Nach den Berichten, die B. Kahle oben 16, 317 mitgeteilt hat, diente dieses Nadelöhr, ein enger Gang, zur Probe für die Frauen, die mehr 'mit dem Herzen als mit dem Verstand' geliebt hatten. Valdemar Bennike erfuhr von einem Kirchendiener, dass Frauen, die im Verdacht standen, ausserehelich schwanger zu sein, zu dem Nadelöhr geführt worden seien. Die Frauen knieten auf einem Stein nieder, der unter der Öffnung lag, und baten Gott, ihre Unschuld zu beweisen. Darauf probierten sie, durch die Öffnung zu kriechen, während der Priester im Gang davor stand und sie durchziehen half.

Wagenjochs wird auf das Haupt der Braut gelegt) von der Voraussetzung aus, dass das Durchziehen 'eigentlich eine Heilzeremonie' ist. Ich sehe mit Oldenberg, Religion des Veda 495 in dem indischen Brauche eine Reinigungszeremonie, die mit dem Brautbade, dem *λουτρὸν νυμφικόν*, auf einer Stufe steht.

1) Sylvain Lévi, Le Népal: étude historique d'un royaume Hindou 1, 269 (Paris 1905). Vgl. auch [Daniel Wright], Encyclopaedia Britannica[9] 17, 343; Kurt Boeck, Durch Indien ins verschlossene Land Nepal 1903 S. 286. Die gemeinsame Quelle, die Lévi und Boeck benutzt zu haben scheinen, habe ich bis jetzt nicht aufzuspüren vermocht.

2) Kukhri, die Nationalwaffe der Görkhas. Eine Abbildung bei Lévi 1, 278 und bei Boeck S. 319.

3) Durch Indien ins verschlossene Land Nepal S. 286.

4) A. H. Post, Grundriss der ethnologischen Jurisprudenz 2, 370.

War die Öffnung nun zu eng, so dass es nicht anging, hielt man sie der Schuld überführt. Ausserdem soll der Glaube herrschen, dass sich eine Frau, die durch St. Wilfrids Nadel hindurchkriecht, die Treue ihres Mannes und ein glückliches Zusammenleben mit ihm für immer sichert. Dennoch diente das Durchkriechen im vorliegenden Falle, seinem ersten und ursprünglichen Sinne nach, ohne Zweifel als Keuschheitsprobe[1]): eine unschuldige Frau gelangte mit Leichtigkeit durch die Öffnung hindurch, eine schuldige blieb stecken.

B. Kahle ist allerdings anderer Ansicht. Er vermutet, dass der Sinn der Handlungsweise falsch angegeben oder nicht mehr verstanden worden ist. Das Ursprüngliche, meint er, wird gewesen sein, dass schwangere Frauen zur Erleichterung der Geburt durch die Öffnung krochen. Dafür sprechen ja, wie Kahle mit Recht bemerkt, zahlreiche Analogien. Ich selbst habe in dieser Zeitschrift 12, 110ff. einen Aufsatz über das 'Durchkriechen als Mittel zur Erleichterung der Geburt' veröffentlicht, wozu ich noch einige Nachträge geben kann[2]). Allein in dem Falle, der uns hier beschäftigt, sind wir, wie ich glaube, nicht berechtigt, die Überlieferung für falsch zu halten. Für die Richtigkeit der Überlieferung treten die analogen Fälle beweisend ein, die ich im vorhergehenden ausführlich besprochen habe.

Zum Schluss habe ich einiges über eine sehr alte, wohlbekannte Sitte zu sagen: über das Hindurchgehen oder Entlassen eines gefangenen Heeres unter dem 'Joch' (sub iugum abire, iugum subire; sub iugum mittere, emittere, traducere; *ὑπὸ ζυγὸν ἐκπέμπειν* usw.). Dass hier ein regelrechtes Durchkriechen[3]) vorliegt, ist nicht zu bezweifeln. Und so ist denn der Fall auch bereits von Gaidoz am Schluss seines Buches Un vieux rite

1) 'A chastity test'; W. Crooke, Things Indian p. 500. Auch auf S. 357 erwähnt er 'the opening of the crypt of Ripon Cathedral, through which only the virtuous can pass'.

2) In Ljubinje (Hercegovina) herrscht der Brauch, dass schwangere Frauen unter der Türschwelle hindurchschlüpfen, damit sie leicht gebären (Lilek, Wissenschaftl. Mitteilungen aus Bosnien und der Hercegovina 4, 486). Ebenso dient das Durchkriechen zur Erzielung von Nachkommenschaft. Einer Frau, die unfruchtbar ist, rät man, unter dem Bauche eines Elefanten hindurchzugehen (Mitteilungen des deutschen Palästinavereins 7, 114, Nr. 215). In Gujarāt, when an ascetic of the Dūndiya sect dies, women who seek the blessing of a son try to secure it by creeping under the litter on which his corpse is removed (Crooke, Popular religion 1, 227). Women in Cairo walk under the stone on which the decapitated bodies of criminals are washed, in the hope of curing ophthalmia or procuring offspring. The woman must do this in silence, and with the left foot foremost (Crooke 2, 165).

3) Weinhold, Zur Geschichte des heidnischen Ritus S. 37 weist nach, dass sich die ursprünglich allgemein beim Ritus des Durchkriechens vorauszusetzende Nacktheit noch jetzt erhalten hat. Wer die Berichte über das Mittere sub iugum wörtlich nimmt, kann behaupten, dass Weinholds Voraussetzung in ihnen zuweilen erfüllt erscheint: Nudos enim emiserat Livius 3, 29, 1; omnes nudi sub iugum missi 10, 36, 14; vgl. Primi consules prope seminudi sub iugum missi 9, 6, 1; cum singulis vestimentis 9, 4, 3; 5, 12; 15, 6; *σὺν χιτωνίσκῳ μόνῳ* Appian. de rebus Punicis 73.

médical zur Sprache gebracht worden. Auf S. 83 behandelt er den von mir bereits erwähnten Rasengang, der auch als ein Zeichen der Unterwerfung vorkommt[1]). Er meint, in diesem Falle liege eine Vermischung des Durchkriechens mit einem Unterwerfungsritus vor; er erinnert an das Werfen auf die Erde, an Redensarten wie deutsch 'ins Gras beissen'[2]), französisch 'mordre la poussière' und zieht schliesslich auch die alte Sitte des Jochganges — wie ich sie der Kürze halber nennen will — herbei.

Es fragt sich aber, ob der Jochgang als ein Unterwerfungsritus betrachtet werden kann. Wenn wir ergründen wollen, was die ursprüngliche Bedeutung des Jochganges gewesen ist, so müssen wir uns ganz und gar frei machen von der uns so nahe liegenden Vorstellung, als sei das Joch ein 'Symbol' der Knechtschaft, der Unterwerfung. Ausdrücke wie: einem ein Joch auflegen, den stolzen Nacken unters Joch beugen[3]); Joch der Dienstbarkeit, der Fremdherrschaft usw. sind uns ja so geläufig, sind so gewöhnlich im Deutschen wie in anderen Sprachen. Die falsche Vorstellung, die wir an den Jochgang zu knüpfen gewöhnt sind, ist hervorgerufen durch die freilich wörtliche, aber nur allzu wörtliche Übersetzung des lateinischen iugum. Der Weg zu einem richtigeren Verständnis des Jochganges ebnet sich sofort, wenn wir für 'Joch' einen anderen Ausdruck einsetzen. Man gebe dem Gerüst, das die Römer iugum nannten, und das, den Beschreibungen zufolge, die Form eines griechischen *Π* hatte, die Bezeichnung 'Pforte' oder 'Torweg'[4]). Und so darf denn auch der

1) Grimm RA. 119. Der Rasengang 'eine demütigende Art der Busseleistung': Pappenheim, Zs. für deutsche Philologie 24, 158.

2) R. Pischel in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie 1908, S. 447. Siehe auch Grimm DM.[2] S. 609.

3) Forcellini schreibt im Lexicon totius latinitatis: 'Iugum dicitur in re militari, cum transversa hasta duabus stantibus imponitur, ita tamen demissa, ut qui subter transire velit, curvare se, et corpus duplicare necesse sit'. Was Forcellini in der zweiten Hälfte dieses Satzes sagt, dürfte in den Bereich der Phantasie gehören. Bei welchem antiken Autor steht zu lesen, dass sich die Jochgänger bücken und krümmen mussten? Aber selbst wenn von einem Klassiker etwas derartiges erwähnt würde, so brauchten wir kein besonderes Gewicht darauf zu legen.

4) So sagt C. Peter, Geschichte Roms[3] 1, 150 von dem Jochgang der Aequer im Jahre 458 v. Chr: 'Es wurden zwei Speere in die Höhe gerichtet, über diese wurde ein dritter gelegt, und durch dieses schimpfliche Tor wurden sie aus ihrer Einschliessung entlassen'. Bemerkenswert ist ferner, dass Appian einmal *πύλη (διὰ μιᾶς πύλης διεξελθεῖν* De reb. Pun. 73) gebraucht, wo man *ζυγόν* erwarten sollte. Mommsen RG.[7] 2, 24, der die Appianstelle wiedergibt, spricht von einem Abzug der Karthager 'unter dem Joch'. Auch die scheinbar so weit abliegende porta triumphalis mag zum Vergleich mit dem iugum herangezogen werden, s. A. von Domaszewski, Archiv für Religionswissenschaft 12, 72f. = Abhandlungen zur römischen Religion 1909 S. 223. Ebenso auch das a. a. O. erwähnte tigillum sororium, von dem weiter unten gesprochen werden soll. Die Alten selbst verglichen das Hindurchgehen des Horatiers unter dem 'Schwesterbalken' mit dem Jochgange; Liv. 1, 26, 13: is (Horatii pater) transmisso per viam tigillo capite adoperto velut sub iugum misit iuvenem, und Dionys von Halikarnass sagt geradezu: *ὑπήγαγον τὸν Ὁράτιον ὑπὸ ζυγόν* (Ant. Rom. 3, 22, 7 ed. Jacoby).

Jochgang nicht als eine Schande betrachtet werden, als eine Schande, die ein siegreicher Feind einem besiegten Heere antun wollte. Der oft gebrauchte, übrigens wohl nicht klassische Ausdruck iugum ignominiosum ist zu verwerfen. Die Alten sind freilich anderer Ansicht. Fassen wir nur das berühmteste Beispiel eines Jochganges ins Auge, den Jochgang der Römer nach der Niederlage bei Caudium. Ob die Schilderung der Vorgänge bei und nach dieser Niederlage auf Wahrheit beruht, verschlägt nichts[1]). Den Berichten zufolge werden die Römer von den Samnitern in den furculae Caudinae eingeschlossen. Sie müssen sich zu einem Vertrag bequemen, 600 Ritter als Geiseln stellen und die Waffen ausliefern; dann werden sie unter dem Joch aus der Gefangenschaft entlassen. Dieser Jochgang wird nun ganz allgemein von den alten Historikern für einen grossen Schimpf, der den Römern widerfuhr, ausgegeben. Es genügt, auf Liv. 9, 5f. zu verweisen. Livius sagt auch, die Samniter hätten die Römer beim Durchzug unter dem Joch verhöhnt und verspottet; ja sie hätten einige, in deren Mienen sie den Ingrimm über die unwürdige Behandlung seitens der Sieger entdeckten, verwundet und getötet. Appian bemerkt: *δύναται ἐμοὶ δοκεῖν τὸ εἶδος τῆς ἀφέσεως, ὃ καλοῦσιν οἱ τῇδε ζυγόν, ὀνειδίζειν ὡς δοριαλώτοις*[2]).

Dennoch war das Entlassen durchs Joch ursprünglich keine Beschimpfung. Liest man die Berichte über die Einschliessung der Römer bei Caudium und über ähnliche Katastrophen ohne Voreingenommenheit, so muss man zu dieser Auffassung gelangen. 'Ich will einen jeden von euch', sagt Pontius zu den Römern, 'unversehrt durch das Joch entlassen, wenn ihr schwört, die und die Friedensbedingungen zu halten' (App. Samn. 4, 5; vgl. Liv. 9, 4, 3). Ebenso sagt Jugurtha zu dem Legaten A. Postumius Albinus, den er besiegt und eingeschlossen hat: se memorem humanarum rerum, si secum foedus faceret, incolumis omnis sub iugum missurum[3]). Das heisst also: wenn sich ein besiegtes oder eingeschlossenes Heer den Kapitulationsbedingungen fügte, die ihm ein siegreicher Feind stellte, so erhielt es freien Abzug durchs Joch. Schimpflich war wohl der Vertrag[4]), den man schliessen musste, ehe man freien Abzug

1) Die Erzählung von den Vorgängen bei Caudium eine Dichtung: Nissen, Rhein. Museum für Philologie 25, 57.

2) Liv. 9, 6, 2; Appian, de reb. Samn. 4, 6 ed. Mendelssohn. Es ist vielleicht bemerkenswert, dass Dionys von Halikarnass an der Stelle, wo er ausführlich von dem iugum der Römer handelt, nichts von einer Beschimpfung sagt. Er schreibt (Ant. Rom. 3, 22, 7): *ἔστι Ῥωμαίοις νόμιμον, ὅταν πολεμίων παραδιδόντων τὰ ὅπλα γένωνται κύριοι, δύο καταπήττειν ξύλα ὀρθὰ καὶ τρίτον ἐφαρμόττειν αὐτοῖς ἄνωθεν πλάγιον, ἔπειθ' ὑπάγειν τοὺς αἰχμαλώτους ὑπὸ ταῦτα καὶ διελθόντας ἀπολύειν ἐλευθέρους ἐπὶ τὰ σφέτερα. τοῦτο καλεῖται παρ' αὐτοῖς ζυγόν.*

3) Sallust Jug. 38, 9. Zu beachten Liv. 10, 36, 19 quod captivos sine pactione sub iugum misisset (?).

4) So z. B. die pax Caudina, die von Livius als ignominiosa (oder foeda) pax oder als sponsio infamis bezeichnet wird.

erlangte; aber der Jochgang selbst war kein Schimpf. Der Schimpf, der einem ungünstigen, demütigenden Vertrag naturgemäss anhaftet, wurde von den Historikern, wenn ich so sagen darf, auf den Jochgang übertragen. Für meine Ansicht, dass der Jochgang keinen Schimpf in sich schliesst, kann ich eine Stelle aus H. Nissens Abhandlung über den caudinischen Frieden, Rhein. Museum für Philologie 25, 58f., zitieren. Sie scheint mir wichtig genug, um hier wörtlich mitgeteilt zu werden:

Die Annalisten betonen die Schmach so überaus stark, dass das römische Heer das Joch passierte und wissen ihre Freude nicht laut genug zu bezeugen, als die Samniten von Luceria das gleiche Schicksal betraf (Liv. 9, 15). Allein sie verkennen damit das allgemeine Kriegsrecht, welches bei einer Anzahl von Völkern des Altertums Geltung hatte. Es ist mitnichten ein besonderer Schimpf, den C. Pontius über die Legionen verhängen wollte. Vielmehr wenn in die geheiligte Umzäunung des Lagers von dem Sieger ein Durchgang gebrochen ward[1]) und die Eingeschlossenen unter dem Speer davonzogen, so deutet die Symbolik an, dass sie sich als kriegsgefangen und nur durch Gnade in Freiheit gesetzt bekennen[2]).

Ich glaube, dass man sich dieser Äusserung Nissens in jeder Hinsicht anschliessen kann. Nur mit der 'Symbolik', die Nissen in dem Jochgang sucht, wird heutzutage schwerlich noch jemand einverstanden sein. Der Jochgang ist eine Form des freien Abzuges; aber warum musste der Abzug 'durchs Joch' geschehen? Ich meine, der Jochgang ist nichts weiter als eine uralte, später gar nicht mehr verstandene Form der Reinigung, eine Reinigungszeremonie, eine lustratio. Die Frage, welches der ursprüngliche Zweck der Reinigung war, will ich vorläufig offen lassen[3]).

Die Ansicht, dass der Jochgang ursprünglich eine Reinigungszeremonie war, ist nicht neu. Sie ist bereits von Frazer, The golden bough 3, 406 Anm. aufgestellt worden[4]). In der Tat, wer die Fälle bei Frazer 3, 398ff. durchmustert, die Fälle, wo das Durchkriechen deutlich als Reinigungs-

1) Hierfür zitiert Nissen Appian, Samn. 4, 6 *γενομένων δὲ τῶν ὅρκων ὁ μὲν Πόντιος παραλύσας τι τοῦ διατειχίσματος, καὶ δυσὶ δόρασιν ἐς τὴν γῆν ἐμπεπηγόσιν ἐπικάρσιον ἄλλο ἐμιθείς, ἐξέπεμπε Ῥωμαίων ἕκαστον ὑπὸ τούτῳ.*

2) Vgl. was Livius 3, 28, 10 den L. Quinctius Cincinnatus sagen lässt: Sanguinis se Aequorum non egere; licere abire; sed ut exprimatur tandem confessio subactam domitamque esse gentem, sub iugum abituros.

3) Frazers Ansicht über diesen Punkt teile ich in der folgenden Anmerkung mit. Vielleicht war das Durchkriechen unterm Joch ein Ritus, der ursprünglich die Zurückführung der Kriegsgefangenen in ihre frühere Stellung, in ihre früheren Rechtsbeziehungen bezweckte ('Kriegsgefangenschaft suspendirt das Bürgerrecht'; Mommsen, Römisches Staatsrecht[1] 3, 46). Vgl. E. Goldmann in den Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte 68, 132. Doch dies will nur eine Vermutung sein. Möglich wäre es, dass in unserem Falle, wie sonst oft, eine 'Kreuzung von Motiven' stattgefunden hat.

4) With the preceding examples before us, it seems worth while asking whether the ancient Italian practice of making conquered enemies to pass under a yoke may not in its origin have been a purificatory ceremony, designed to strip the foe of his malignant and hostile powers before dismissing him to his home. For apparently the ceremony was only observed with prisoners who were about to be released; had it been a

zeremonie, zumal nach Leichenbegängnissen, auftritt, der muss, wie Frazer selbst, zu der Überzeugung gelangen, dass der Jochgang nicht 'a mere mark of ignominy' gewesen ist. Das Material aber, das Frazer zusammengebracht hat, lässt sich noch durch einige charakteristische Fälle vermehren.

Da ist zunächst das Tigillum sororium in Rom, der 'Schwesterbalken', zu erwähnen. Wie W. F. Otto vor kurzem gezeigt hat[1]), war dies ein heiliger, über die Strasse gelegter, in die gegenüberliegenden Wände eingerammter Balken. Nicht mit Unrecht hat man dies Gebilde als 'eine Art Pforte' bezeichnet, als ein Gebilde, das mit dem iugum eine gewisse Ähnlichkeit besass. Von dem grössten Interesse aber ist es, dass die Kultbräuche, die sich an das tigillum knüpften, Sühn- oder Reinigungsbräuche waren. 'Der zu Reinigende ging unter dem heiligen Balken durch, gewissermassen in ein neues Leben, und liess die Befleckung hinter sich' (W. F. Otto). So musste der Horatier, zur Sühne des Schwestermordes[2]), nach verschiedenen anderen Reinigungen mit verhülltem Haupte[3]) unter dem Balken hindurchgehen (Liv. 1, 26, 13. Dion. Hal. 3, 22, 7).

Ferner gehört hierher ein schon oben 17, 470 von mir besprochener, auch von W. F. Otto Rhein. Mus. 64, 468 erwähnter indischer Ritus[4]). Wenn die Leidtragenden von einer Verbrennungsstätte zurückkehren, wird u. a. die folgende Reinigungshandlung vollzogen: man schlägt zwei Äste des Palāśa- oder Śamī-Baumes in den Boden, deren Spitzen mit einer dünnen oder gräsernen Schnur zusammengebunden werden. Durch diesen Bogen ('Joch' Oldenberg, Religion des Veda S. 577) gehen die Verwandten des Verstorbenen hindurch. Aus dem Spruch[5]), den der 'Vollzieher' oder 'Verrichter' der Bestattungszeremonien dabei sprechen muss, geht klar hervor, dass mit dem Durchkriechen durch den Bogen eine Reinigung bezweckt wird.

Einen Ritus, der dem indischen ziemlich genau entspricht, der auch, gerade wie der indische, nach einem Leichenbegängnis vorgenommen wird, finden wir bei den Mongolen (Tartaren).

---

mere mark of ignominy, there seems to be no reason why it should not have been inflicted also on men who were doomed to die. — Für den Brauch zitiert Frazer: Liv. 3, 28. 9. 6. 15. 10, 36. Dazu sei kurz bemerkt, dass der Brauch, der Überlieferung nach, auch ausserhalb Italiens vorgekommen ist (s. Nissen, Rhein. Museum 25, 59). Ja die Parther sollen einmal römische Legionen unterm Joch entlassen haben. Tac. Ann. 15, 15: addidit rumor sub iugum missas legiones.

1) Rheinisches Museum für Philologie 64, 466–468 (1909). — 2) Mord heischt Sühne. Siehe Frazer im Journal of the Anthropological Institute 15, 80f. und im Golden Bough 1, 331 341. Vgl. auch Festus p. 117, 13 Müller: Laureati milites sequebantur currum triumphantis, ut quasi purgati a caede humana intrarent Urbem. — 3) Zur Hauptverhüllung vgl. H. Diels, Sibyllinische Blätter S 122. E. Samter, Familienfeste der Griechen und Römer S. 36f. 43f. A. Dieterich, Eine Mithrasliturgie S. 167. — 4) Die ausführlichste Darstellung des Ritus bei Caland, Die altindischen Toten- und Bestattungsgebräuche 1896 S. 73. — 5) Vgl. den Spruch bei Caland S. 73. Man beachte Calands Bemerkung zu diesem Spruch auf S. 75, Anm. 278.

Bei den Mongolen vollzieht sich die Reinigung im allgemeinen mittels des Hindurchschreitens oder Hindurchtragens zwischen zwei Feuern. Notwendig ist diese Reinigung in den verschiedensten Fällen. Wenn z. B. Gesandte zu einem Khan kommen, so müssen sie, ehe sie bei ihm vorgelassen werden, durch zwei Feuer gehen. Ebenso müssen die Geschenke, die sie mitbringen, durch zwei Feuer getragen werden[1]). Besonders wichtig aber ist die Reinigung nach einem Todesfalle. Und da genügen die beiden Feuer nicht. Um den Zauber zu verdoppeln, 'to make assurance doubly sure', wie Frazer bei der Besprechung eines ähnlichen Brauches sagt (Golden bough 3, 402), werden zwei Spiesse neben die Feuer gestellt, und die Spitzen dieser Spiesse werden mit einem Seil verbunden. Zwischen diesen zwei Feuern und unter dem Seile gehen die zu reinigenden Menschen, Tiere und Zelte hindurch. Und wie die indischen Zauberhandlungen immer von Sprüchen begleitet werden: so steht hier auf jeder Seite ein Weib, das Wasser sprengt[2]) und Sprüche hersagt.

Die einzige Quelle, die ich für diesen mongolischen Ritus kenne, ist die Historia Mongalorum ('quos nos Tartaros appellamus') des Franziskaners Johannes de Plano Carpini. In Kap. 3, § 4 (De ritu funeris) teilt er über die 'purificatio familiae et bonorum post mortem' folgendes mit[3]):

Parentes et omnes alios qui morantur in stationibus suis oportet purificari per ignem; quae purificatio fit hoc modo: Faciunt duos ignes, et duas hastas ponunt juxta ignes, et unam cordam in summitate hastarum; et ligant super cordam illam quasdam scissuras de bucarano; sub qua corda et ligaturis inter illos duos ignes transeunt homines, bestiae ac stationes; et sunt duae mulieres una hinc, et alia inde, aqnam projicientes et quaedam carmina recitantes: et si aliqui currus ibi franguntur, vel etiam res ibidem aliquae cadunt, incantatores accipiunt[4]). Et si aliquis occiditur a tonitruo, omnes illos homines qui morantur in stationibus illis oportet praedicto modo per ignes transire.

Halle a. S.

---

1) Joh. de Plano Carpini ed. D'Avezac p. 231: Ut breviter dicam, per ignem credunt omnia purificari: unde quando nuncii veniunt ad eos, vel principes, vel personae quaecunque, oportet ipsos et munera quae portant per duos ignes transire, ut purificentur, ne forte veneficia fecerint et venenum vel aliquid mali portaverint. Vgl. S. 225. 229. 348. Wilhelm von Rubruck (Rubruquis) bei Purchas, Pilgrimes 3, 42 (1625): They (their Sooth-sayers) make all things which are sent to the Court passe betweene fires, and they haue a due portion thereof. They also purge all the houshold-stuffe of the Dead, drawing them betweene the fires. — The Voiage and Travaile of Sir John Maundeville ed. by Halliwell 1839 p. 249. Frazer, The golden bough 1, 308.

2) Vgl. Sartori, Das Wasser im Totengebrauche, oben 18, 353 – 378; namentlich S. 368ff.

3) Nach D'Avezacs Ausgabe, Paris 1838, S. 236. Die Stelle ist auch mitgeteilt worden von Liebrecht, Gervasius von Tilbury S. 104 Anm., aber nicht nach D'Avezacs Ausgabe, sondern nach dem Auszug aus 'Johannes de Plancarpio' bei Vincentius Bellovacensis Spec. hist. 31, 7. Man berichtige Liebrechts Angabe, dass die Reinigung 'wie es scheint an den Neumonden' stattgefunden habe.

4) Rubruck bei S. Purchas, Pilgrimes 3, 42: If any liuing creature, or any thing else, fall to the ground, while they (their Sooth-sayers) thus make them passe betweene the fires, that is theirs.

Bilderbogen des 16. und 17. Jahrhunderts.

Von **Johannes Bolte.**

(Vgl. oben 17, 425—441. 19, 51—82.)

11. Ein Rezept für böse Weiber.

Es ist ein recht grober, aber im 17. und 18. Jahrhundert öfter wiederholter Rat für einen geplagten Ehemann, der in dem folgenden Gedichte zu einer Erzählung ausgesponnen wird, nämlich das böse Weib so zu prügeln, dass sie noch in derselben Woche das Leben verlässt und dem Manne dadurch einen ruhigen Sonntag verschafft[1]). Dies unten in V. 43 bis 51 wiederkehrende Rezept habe ich im Zusammenhang mit andern Wochenliedern bereits im Archiv für neuere Sprachen 98, 298f. besprochen; vgl. auch R. Köhler, Kl. Schriften 3, 417 und oben 19, 177, Zeile 3 (Scherzpredigt aus der Oberlausitz). Hier begnüge ich mich, ein englisches Kinderlied aus den Notes and Queries 6. Ser. 3, 473 (1881) als nächste Parallele anzuführen:

Tom married a wife on Monday,
He got a stick on Tuesday,
He beat her well on Wednesday,
Sick was she on Thursday,
Dead was she on Friday,
Glad was Tom on Saturday,
To bury his wife on Sunday.

Ein köstlich gutes bewertes Recept, vor die Männer, so böse Weiber haben.

(Folioblatt des 17. Jahrhunderts, mit dreispaltigem Text und neun kleinen Kupferstichen. — Wolfenbüttel.)

Ein jung Gesell in einer Stat
Sich mit sein Freundn beratschlagt hat,
Daß er sich wolt in Ehstandt gebn
Mit einer Jungfraw schön vnd ebn,
Bey welcher er in Frewd vnd Ruh
Die Zeit seins Lebens brâchte zu.
Da er dieselbig nun bekam
Vnd zu sich heim in sein Hauß nam,
Vermeint mit jhr in Einigkeit
Zu lebn ohn all Vnfried vnd Streit,
So bfind er gar das Wiederspiel;
Dann sie jhm nicht gehorchen will,
Wie das eim Weib zusteht vnnd gbûrht.
Derhalb er hoch bekûmmert wûrdt
Vnd klagts seim Nachbarn in Vertrawn
Vber sein bitter böse Frawn,
Daß er bey jhr hett kein gut Stund,
Sondern sie hett ein gifftign Mund,
Daß jhm leydlichr wehr, hat auch liebr

1) Das ähnlich betitelte Flugblatt 'Offt Probiertes und Bewährtes Recept oder Artzney für die böße Kranckheit der vnartigen Weiber' (Nürnberg, P. Fürst. — Weller, Annalen 2, 485. In Berlin und Wolfenbüttel) dagegen behandelt die Fabel von den neun Häuten der schlimmen Frauen; vgl. oben 11, 258, wo noch Schreger, Zeitvertreiber 1753 S. 633, Diederichs, Dtsch. Leben der Vergangenheit 2, nr. 1105 und ein Folioblatt 'Von den neun Häuten der bösen Weiber' (Augspurg, J. Klocker. Im Braunschweiger Museum) nachzutragen ist.

Das drey oder viertåglich Fiebr,
So hett er doch je bißweiln Ruh;
Aber das Keiffn wehrt immerzu,
Daß er von jhr an keinem Orht
Wedr Tag noch Nacht hett ein gut Wort,
Sondern wegn jhrer grossn Boßheit
Môcht sie zerspringen allezeit.
'Dernthalb weiß ich nicht, was ich thu,
Damit ich han môcht Fried vnd Ruh.
Kum derhalb in Vertrawn zu euch,
Mir mitzutheiln ewrn Rath ohn scheuch'.
Der Nachbar jhm bald antwortet:
"Ihr habet ewrm Weib bald zur Stat
Erstlich den Zaum zu lang gelassn;
Solchs kompt euch nun gar zu Vnmassn.
Dann da sie solchs an euch vermerckt,
Ist sie dardurch worden gesterckt,
Sich der Herrschafft genommen an
Vnd euch nicht wolln seyn vnterthan.
Derhalb so were diß mein Raht,
Daß jhr hinginget vff der Statt
Vnd folgendt Reimen practicirt
Damit jhr ewrs bôsn Weibs loß wûrdt:
Hastu ein böses Weib am Sontag,
So fahr ins Holtz am Montag
Vnd haw Bengel am Dinstag,
Schlag dapfer drauf am Mitwoch,
So wirdt sie kranck am Donnerstag
Vnd legt sich gewiß am Freytag.
Stirbt sie dann am Sambstag,
So begrebst du sie am Sontag,
Vnd darauf machst ein gutn Montag."

[Diese letzten neun Verse stehen in grösserer Schrift über neun kleinen Kupferstichen, unter denen je zehn Verse gleich die Ausführung des groben Rates schildern. Das erste Bild zeigt eine Stube mit drei Butzenscheibenfenstern; die Frau schreitet auf den zur geöffneten Tür hereingekommenen Mann los.]

'Weil ich dann hab gar ein bôß Weib,
Welch Tåglich plagt mein jungen Leib
Mit Keiffen, Zancken, Murrn vnnd Beissn,
Mit Hadern, Balgen, Rauffn vnnd Schmeissn,
Daß ich bey jhr wedr Nacht noch Tag
Zu Tisch vnd Beth Ruh haben mag,
Derhalb will ich ein andr Manir
Mit jhr anfangn, damit sie mir
Muß vnterthan vnd ghorsam seyn,
Vnd solts gleich kostn das Leben mein.

[2. Bild: Der Mann reitet auf einem vor einen Karren gespannten Pferde in den Wald, während die Frau drohend in der Tür steht.]

'Derntweg will ich in Wald naußfahrn
Vnd an mein Fleiß gar nichts ersparn,
Damit ich ein gut Recept bkem,
Daß meim Weib jhr Boßheit abnehm,
Oder môcht finden ein gut Kraut,
Welches ich meim Weib vff jhr Haut
Môcht legen, damit sie erweicht
Vnd freundlichr sich gegn mir erzeigt.
Dann in den Kreutern verborgn leit
Groß Krafft, wann mans braucht zu rechtr Zeit.

[3. Bild: Der Mann haut im Wald Knittel ab; sein Hund und sein Karren stehn daneben.]

'Weil ich dann nuu im Wald hie bin,
Will ich abhawen nach meim Sinn
Ein zimlich hauffen Bengel starck,
Mit welchen ich mein Weibe arg
Will schmiren vnd recht salben wohl,
Daß sies gar wohl empfinden soll,
Auch jhr bezahlen vnd vergeltn
Ihr böße Wort vnd grobes Scheltn,
Damit sie mich gar offt vnd dick
Beleydigt hat gar vngeschick.'

[4. Bild: In der Stube steht der Mann und schlägt mit einem Stocke auf seine Frau, die er am Haare gepackt hat, los.]

'Hör, Weib, weil du mich jederzeit
Geschendet hast vnd wol geheit,
Mich nur gehalten für dein Narrn,
So will ich dir dein Haut nicht sparn,
Sondern dein Lenden salbn vnd schmirn
Vnd diese Bengl vff dir probirn,
Dir auch anhencken ein Denckzeichn,
Damit andere Weibr deins gleichn
An dir ein Exempel môgn sehn
Vnd jhrn Mânnern freundlich vndr Augn gehn.'

[5. Bild: Die Frau sitzt im Lehnstuhl hinterm Tisch, den Kopf in die Hand gestützt.]

"Ich bin ein krafftloß kranckes Weib.
Zerbleut ist mir mein Kopff vnd Leib,
Daß ich kan weder gehn noch stehn.
Solchs ist mir von meim Mann geschehn,
Derselb hat mir mit Brûgeln hart
Also gesalbt mein Lenden zahrt
Vnd mich so zum Gehorsam bracht,
Weil ich jhn jederzeit veracht.
Deßhalb will ich mit gdultigm Hertzn
Willig leiden solch Pein vnd Schmertzn."

[6. Bild: Die Frau liegt in einem Himmelbett, um das zwei Frauen und ein Mann herumstehn.]

"Ihr mein liebe Nachbaurin all,
Nembt ein Beyspiel ob meim Vnfall,
Habt ewr Mânner in hôhern Ehrn,
Wie solchs die Heilig Schrifft thut lehrn,
Seit jhn ghorsam vnd vnderthan!
Dazu ich euch vermahnt will han,
Will auch hiermit vor meinem Endt
Mein letzten Willn vnd Testament
Gemacht han vnd meim frommen Mann
All mein Nahrung zukommen lan."

[7. Bild: Neben dem leeren Bett steht ein Sarg mit der Leiche der Frau, um die zwei Weiber beschäftigt sind.]

"Weil ich dann nun auß dieser Welt
Abscheiden muß, wans Gott gefelt,
So bitt ich euch, Hertzliebster Schatz,
Ihr wolt verzeihen mir den Tratz,
Den ich euch als bewiesen hab.
Das bitt ich euch gar freundlich ab,
Bevehl nun an meim letzten End
Mein Seel, O Gott, in deine Hândt,
Wolst mir Sûnderin gnâdig seyn.
Ade, ich stirb im Nahmen dein."

[8. Bild: Auf dem Friedhofe senken zwei Männer den Sarg in das Grab; dabei ein grosses Leichengefolge in Trauermänteln.]

'Nachdem nun ist mein böses Weib
Gestorben ab, will ich jhrn Leib
Nach Christlicher Ordnung vnd Brauch
Statlich vnd ehrlich begrabn auch

Vnd jhr hiermit jhr letzte Ehr
Erweisen thun nach jhrem Begehr,
Damit andre Leuth an der Statt
Meinten, ich hätt sie lieb gehatt,
Vnd mich ein schöne Jungfraw nem,
Damit ich bald widr ein Weib bkem.'

[9. Bild: Fünf Zecher sitzen im Wirtshause am Tische. Ein Knecht bringt Wein herein; im Hintergrunde drei Musikanten.]

'Weiln nun die Bgräbnuß ist volnbracht,
So will ich hiermit vff diß Nacht
Mit guten Freundn das Leyd vertrinckn,
Daß wir vnter die Bänck sincken,
Vnd den Trawr bechr lan rumber gehn,
So lang vnser einer kan stehn,
Darmit meim Weib jhr Seelmeß haltn.
Spielt auff, jhr Spielleut, last Gott waltn,
Seyt frölich, lustig, guter Ding!
All mein Trawren fährt jetzt dahin,
Dann ich vom Fegfewr erlöst bin.

Protestation an alle Ehrliebende, Fromme vnd gütige Weiber.

In diesen oberzehltn Reimen
Thut mann nur böse Weibr meinen,
Von gütigen abr vnnd gelindn
Ist hierin kein böß Wort zu findn;
Dann solch seind aller Ehren wehrt.
Welchm Mann nun Gott ein solch beschert,
Derselb kann jm nicht gnug drumb danckn.
Derhalb bitt ich ohn alles wanckn,
Es wols Ein jed zum bestn verstehn
Vnd denckn, es teht sie nit angehn.

12. Bestrafung der schlemmenden Ehemänner.

Ein vermutlich aus Strassburg stammender grosser Holzschnitt des 16. Jahrhunderts in Querfolio (Gothaer Museum, Xylogr. II, 165), dessen oberster Rand leider abgerissen ist, schildert, wie eine üppige Kirchweihfeier jäh durch die über diese Schlemmerei ergrimmten Frauen unterbrochen wird und die Männer von diesen weidliche Prügel erhalten. Die Erwähnung des Ablasses und des Jubeljahres 1550 legt uns nahe, hier der von Luther (An den christlichen Adel 1520. Werke, Weimarische Ausg. 6, 446) und andern (Naogeorg-Waldis, Das bäbstisch Reich 1555 Blatt Oo 3a: 4, 29. Wickram, Werke 3, 65. 4, 213) geführten Polemik wider die zu wüsten Saufgelagen entarteten Kirchweihen zu gedenken[1]). Das Bild zerfällt in vier Szenen, die durch mitten darin stehende Inschrifttafeln erläutert werden. Die Überschrift lautet:

. . . . . .
. . . vñ halt in eyner Sum̄,
Wölches weyb hat ein verspielten liederlichen man,
Der sol hienfürter jm Reich kein Freiheit mer han.
Auch sol eyn jedes weyb jren man selbs Reformieren,
Wol mit stangen, gablen, stecken, Rüten schmieren
Und keyn vertrag mer mit jenen machen,
Auch nit auffhören, das loch thü im dan krachen.

1) Vgl. die von Kassel im Jahrbuch f. Gesch. v. Elsass-Lothringen 23, 171–183 zusammengetragenen Nachrichten über die Elsässer Kirwen.

[1. Gruppe, rechts oben. Zwei Frauen kommen mit Stöcken auf einen Tisch zu, an dem neun Männer im Freien trinken, und schlagen auf diese los.]

Wol her, hie ist kilchwy in disem tal!
Ablaß vor alle schand laster überal
Gibt man vm̃ gelt, wz dir ist vō nôten,
Wan du schon willen hast nur zu tôten.
Vm̃ geltt han ich vil ablaß vertriben,
Der aller jm 1550 jubel jar ist überbliben.

[2. Links davon fliehen acht Männer in den Wald.]

Her, her, lieben gsellen jung vnd alt!
Es ist kein fryheit allein in dem walt.
Vns ist auch dz rych verbotten darum,
Die weiber verklagten vf dem consilium.

[3. Unten rechts und links hauen Frauen Ruten von den Bäumen.]

Wol her, her mit freidigem hertzen dran!
Nůn wôllen wir auch gůte kilwey han
Vnd sie vmb jhr bôses leben straffen.
Frisch her mit stecken, stangen vnd wafen!
Her, der angriff ist geschehen schon.
Yede fraw thůt zu jrem man gon.
Schlahen drin mit stecken vnd růthen,
Von ensten môcht eim dz loch blůten!

[4. Unten in der Mitte schlägt eine Frau einen liegenden Mann auf das entblösste Gesäss, während ein Narr ihr eine neue Rute reicht.]

Herzu, alle weiber, vnd schawen an!
Min junckern sie ich, den verspilten man,
On ketten, dolchen, ring vnd Golt.
Darum nym̃ on din verthienten solt!
Ja nůn sei dir der teůfel mer holdt.
Nit also, O liebe frawe mein!
Ich bin nur eimal vß gsein.
Thů dich auch frün[t]lich bitten,
[Will] dich fieren jn einem schlitten.
Was sal ich singen oder sagen!
Kan nit genůg materi erzu tragen,
Da mit man die mañ thůt erbôren,
Wôlch dz ir so schentlich thon verzeren.

13. Die Pfaffenjagd.

Von einer antikatholischen, in der alten Folio-Ausgabe fehlenden Dichtung des Hans Sachs (v. J. 1545), die erst E. Goetze im 22. Bande seiner Gesamtausgabe (Tübingen 1894) S. 316 nach des Dichters Handschrift veröffentlicht hat, fand ich auf der Feste Coburg den von Goetze vermissten alten Einzeldruck: 'Das Münich vnd Pfaffen gaid | Nyemand zu lieb noch zu laid', ein Folioblatt mit einem grossen Bild und 68 Versen, doch ohne des Dichters Namen und ohne Angabe von Druckort und Jahr. Auf dem Holzschnitte, den Pauli (H. S. Beham 1901 S. 463 nr. 1431. 35,5 *cm* hoch, 49 *cm* breit) nach einem in London befindlichen Abdrucke ohne Text beschreibt, jagen viele Teufel verschiedene Mönche mit Dreschflegeln, Spiessen, Netzen, Hunden und hornblasend dem Höllenrachen zu.

Varianten: S. 316, 4 erschröcklich traum — 5 eygentlich in der bildtnus — 12 groß geschell — 13 endtrisch — 14 Daruor — 16 durch das — 17 gedöss, echtzn — 22 abwartz — 27 eyner, der wurd geiagt — 317, 2 Vnd man jn so — 5 geistlichkeyt — 7 dann die weltlich wellt — 12 stifften, pfründ, rent — 21 Fast all sitzen an — 28 jrer stewr, gpot — 31 Verfürten den gmeyn man — 32 Das er hat Gottes wort — 36 Darumb so geben wir — 318, 2 in werck vnd leben — 3 geben. AMEN — 4–6 fehlen.

14. Das Schlaraffenland.

Das Märchenland des grenzenlosen Genusses[1]) hat uns Deutschen niemand eindrucksvoller geschildert als Hans Sachs in seinem 1530 verfassten Schwanke 'Das Schlauraffenlandt'[2]). Schon die alten Griechen wussten von der goldenen Zeit und den Inseln der Seligen Wunderdinge zu berichten, unter den fahrenden Klerikern des Mittelalters lief die lustige Fabel um von dem Wunschreiche Cucania, als dessen Abt sich der trinkfrohe Dichter der 'Confessio Goliae' um 1163 bezeichnet, im 13. Jahrhundert ward das Reich in dem launigen französischen 'Fablel de Coquaigne'[3]) als das Land der Faulenzer und Schlemmer ausgemalt, und sein Ruhm drang bald nach England[4]) und Holland[5]) wie nach Italien[6]) und Spanien[7]), während in Deutschland die Lügendichtung 'Wachtel-

1) Vgl. J. Poeschel, Das Märchen vom Schlaraffenlande (Paul-Braune, Beiträge 5, 389–427. 1878) und Erich Schmidt, Charakteristiken 2, 51—90: Das Schlaraffenland (1901).

2) H. Sachs, Folioausgabe 1, 5, 544a (1558) = Fabeln ed. Goetze 1, 8 nr. 4.

3) Méon, Fabliaux 4, 175. Histoire litt. de la France 23, 149.

4) Mätzner, Altenglische Sprachproben 1, 147 (1867). Im 16. Jahrh. kommt auch der Ausdruck 'Lubberland' vor.

5) Van dat edele lant van Cockaengen (132 Verse. Priebsch, Tijdschrift voor nederl. Taalkunde 13, 185—191. 1894). Van 't Luyeleckerlandt (1546, nach H. Sachs. Bolte, ZfdA. 36, 297). 'My lust van hier te varen' (Kalff, Het lied in de middeleeuwen 1884 S. 490). 'Sa, wevers met g'heel hopen' (Lootens-Feys, Chants pop. flamands 1879 nr. 92). Ein Stich nach Pieter Brueghel mit Versen (L. Maeterlinck, Le genre satirique dans la peinture flamande 1907 p. 313). Auch neuere Bilderbogen existieren.

6) [G. C. Croce?] Capitolo di Cuccagna 1581: 'Son stato nel paese di Cuccaggna' (57 Terzinen. Storia di Campriano contadino, ed. Zenatti 1884 p. 55 und LXI); 1625 (Mones Anzeiger 7, 406); Giovannino il Tranese, Historia di Cuccagna 1715 (Giambattista Basile 2, 84. 1884). Über die Schilderungen von Calmo, Folengo, Basile, Quirico Rossi, Goldoni u. a. vgl. Novati, Giornale storico della lett. ital. 5, 263f. und A. Graf, Miti del medio evo 1, 236 (1892). Die bei Drugulin (Histor. Bilderatlas 1, nr. 2535—38) und Nagler (Künstlerlexikon 10, 182) angeführten Bilderbogen des venezianischen Kupferstechers Nicolò Nelli (Il paese di Cucagna 1564. Il trionfo di Carnavale nel paese di cucagna. La venerabile Poltroneria regina di Cucagna 1565) blieben mir bisher leider unzugänglich. Boccaccio (Dec. 8, 3) nennt das Freudenland Bengodi.

7) Um 1340 erwähnt Juan Ruiz Erzpriester von Hita, der auch einen Kampf von Frau Fasten mit Herrn Fastnacht (Méon 4, 80. Montaiglon 10, 110. Keller, Fastnsp. 624. 1516. Brueghels Bild 1559. Wright, Hist. de la caricature 1875 p. 341. Ashton, Humour of the 17. century 1883 p. 282) schildert, einen 'escolar goloso compañero de Cucaña' (copla 112 und 331. Biblioteca de autores esp. 57, 225. 260). Die 'tierra de Jauja' wird beschrieben in einem 1567 gedruckten Zwischenspiele von Lope de Rueda (Obras 1, 50. 1895) und in zwei Romanzen (Duran nr. 1347. 1733. Depping, Romancero castellano 1844 2, 430. 477). Auch der Name tierra del Pipiripao ist üblich.

maere' von den Fladendächern und Wurstzäunen des Landes Kurrelmurre und der Strassburger Prediger Geiler von den Milchquellen, Semmelbäumen und den herumfliegenden gebratenen Tauben eines Fabellandes zu erzählen wusste. Das anschaulichste und ausführlichste Bild aber entwarf, wie gesagt, Hans Sachs: im Schlauraffenlande, zu dem man sich durch einen drei Meilen dicken Berg von Hirsebrei hindurchessen muss, sind die Häuser mit Fladen gedeckt, die Wände bestehen aus Speckkuchen, Tür und Fensterladen aus Lebkuchen, die Zäune sind aus Bratwürsten geflochten, aus den Brunnen rinnt Malvasier, auf den Weidenbäumen an den Milchbächen reifen Semmeln[1]), den Hungrigen schwimmen gesottene und gesulzte Fische zu oder fliegen gebratene Tauben ins Maul, Bauern wachsen auf Bäumen, unter denen schon Stiefel für sie bereitstehen, Pferde legen Eier, Esel Feigen usw. Doch in diesem Lande (so spottet der Dichter ohne langweilige Moralpredigt der trägen Genusssucht) ist nur Platz für faule, liederliche und grobe Gesellen; vernünftige, arbeitsame und ehrbare Leute werden ausgewiesen.

Der Schwank ist einer der allerbesten des Nürnberger Dichters, trotzdem er nicht auf den Ruhm selbständiger Erfindung Anspruch erheben darf. Den Namen 'Schluraffen' (sludëraffen) hatte bereits Brant im 108. Kapitel seines Narrenschiffes (1494) auf die gedankenlose und üppige Rotte angewandt, die mit einander zu Schiff gen Narragonia und Schluraffenland fährt. Mit Beziehung auf Brant redet 1515 die Quaestio de generibus ebriosorum[2]) von 'der preiten geselschafft, die do schiffen und segeln mit halben wind versus Narragoniam, in Schlauraffenland, do die heußer mit bratwürsten gezeunet und mit honig bekleibt und mit fladen gedeckt seyn, da uns die gebraten tauben in die meuler fliegen'. Und wohl noch früher fällt der 'Spruch vom Schlauraffenlandt'[3]), welcher im Eingange auf das Narrenschiff Bezug nimmt, in der Beschreibung der Schlauraffey (v. 10—55) hie und da, doch nicht in Reihenfolge und Ausdruck zu Hans Sachs stimmt, in der Schelte auf die dahin gehörigen Gesellen (v. 56—163) aber sich weit mehr Raum gönnt und mit einem Gebet an Maria schliesst. Zwischen 1527 und 1538 erschien zu Nürnberg ein Meistergesang vom Schlauraffenlande im roten Zwingerton[4]), dessen Autor gleichfalls selber zum Zug dahin auffordert; die Schilderung steht in der Reihenfolge der Einzelheiten dem Hans Sachs noch näher, mischt jedoch grobianische und sexuelle Unflätereien ein. Ferner liegen

---

1) Den Semmelbaum am Milchweiher hatte schon Rosenplüt (Stiefel, H. Sachs-Forschungen S. 48) geschildert.

2) Zarncke, Die deutschen Universitäten im Mittelalter 1, 121 (1857).

3) In Brants Narrenschiff hsg. von Zarncke 1854 S. CXXII aus der Wiener Hs. 3027, Bl. 118b (167 Verse).

4) In disem land kan ich nymmer beleyben (7). Gedruckt zu Nürnberg durch Kunegund Hergotin. 4 Bl. 8° (Berlin Yd 7821, 18) = Brant hsg. von Zarncke S. 455.

in späteren Drucken zwei Fassungen eines Liedes im Lindenschmidston[1]) vor, eine von 37 und eine von 34 Strophen, welche unzweifelhaft in nächster Verwandtschaft zu Hans Sachs stehen; nur ist es fraglich, ob sie aus Hans Sachs entlehnen oder, wie Stiefel in seiner scharfsinnigen Untersuchung[2]) annimmt, Hans Sachs aus einer älteren Fassung schöpfte, welche die Eigentümlichkeiten von L 1 und L 2 vereinigte. Denn ausser den gemeinsamen Versen weist jede dieser drei Versionen, sowohl das Spruchgedicht Hans Sachsens (S) wie die strophischen Dichtungen L 1 und L 2, besondere Züge auf, die wieder auf eine ältere Überlieferung zurückgehen. So besteht der Berg, durch den sich jeder, der ins Schlaraffenland will, durchbeissen muss, in L 2 wie im mittelenglischen 'Poem of Cocaygne' aus Dreck, bei S aber aus dem appetitlicheren Hirsebrei; in L 1 und L 2 regnet es Honig und schneit es Zucker entsprechend dem Fladenregen im französischen und niederländischen Gedicht, und wer eine alte Frau hat, schickt sie zum Jungbrunnen, worauf sie zu einem jungen Maidlein wird; auch dieser Zug findet sich im Französischen und Niederländischen, aber nicht in S. Umgekehrt fehlt in L 1 und L 2 die Ortsbestimmung 'das ligt drey meyl hinder Weyhnachten', die S nebst einigen anderen Versen aus dem roheren Meisterliede im roten Ton Peter Zwingers entlehnt hat; es fehlen dort auch die auf Bäumen wachsenden Bauern, die H. Sachs wohl als ein ergötzliches Naturwunder[3]) einführt, das zugleich Knechte und Hörige für die Schlauraffen liefert, ohne doch diese ihre Bestimmung deutlich zu bezeichnen. Wenn nun Stiefel bei den gemeinsamen Verspartien die Priorität nicht S, sondern L 1—2 zuerkennt, so leitet ihn dabei die Einheitlichkeit von L 1—2, während ihm bei H. Sachs die doppelte Erwähnung der drei Meilen in V. 3 und 7 und „die nicht hineingehörenden auf Bäumen wachsenden Bauern" als ein Anzeichen der Kompilation erscheinen. Ferner meint er, ein Nachahmer[4]) des H. Sachs hätte sich die vortrefflichen Stellen, die in L 1—2 fehlen, nicht entgehen lassen. Allein umgekehrt kann man auch behaupten, dass

---

1) L 1: Nun höret zu und schweiget still. 37 Str. mit einer Einleitung von 16 Versen: Ein Land das ist mir wohlbekannt. 4 Bl. o. O. u. J. (Berlin Ye 481. Wernigerode) = Hoffmann v. F., Altdeutsche Blätter 1, 168 (1836). — L 2: Nun höret zu und schweiget still. 34 Str. Gedruckt im Jahr 1611. 4 Bl. (Zürich) = Wackernagel, ZfdA. 2, 464 = Scheible, Schaltjahr 1, 301 = Mittler, Volkslieder 1855 nr. 1334 = Böhme, Altdeutsches Liederbuch nr. 278a = Erk-Böhme, Liederhort 3, 40 nr. 1096.

2) In der Festschrift Hans Sachs-Forschungen 1894 S. 37—52 und in Kochs Studien zur vgl. Literaturgeschichte 2, 154—156 (1902).

3) Vgl. sein verlorenes Gedicht 'Paum, darauf maid und gesellen wachsen'; dazu Fabeln ed. Goetze 1, 111 nr. 33, Müller-Fraureuth, Lügendichtungen S. 97f. und oben 19, 51. Den vermutlich zu diesem Gedichte gehörigen Holzschnitt (20,5 : 36,2 *cm*) sah ich jüngst auf der Feste Coburg.

4) Ein solcher Plagiator ist Hans Witstatt, der des H. Sachs Schwank 'Der Sturm des vollen Berges' (Fabeln 1, 138 nr. 43) unter neuem Titel: 'Vom Bacho Vnd seinen Gesellen, höret wunder wie sie sich stellen' (4 Bl. o. J. Berlin Yh 901) plünderte.

H. Sachs, falls ihm die angeführten Plusstellen aus L 1—2 vorlagen, diese schwerlich verschmäht hätte, wenn er auch den Dreckberg absichtlich in einen Hirseberg umwandelte; und sollte L 1—2 jünger sein als S, so kann der Verfasser die Zusätze aus der älteren Tradition eingesetzt haben. Mich dünkt es daher vorsichtiger, in dieser Frage ein Non liquet auszusprechen, zumal wir doch gewiss nur einen Bruchteil der im 16. Jahrhundert umlaufenden Schilderungen des Schlaraffenlandes kennen.

Zu dieser Rekapitulation veranlasst mich die Auffindung eines Einzeldruckes[1]) von S aus dem letzten Viertel des 16. Jahrhunderts, der eine

charakteristische Illustration enthält. Der Holzschnitt allein, welcher alle oben aufgezählten Züge des Gedichtes in derben Umrissen wiedergibt, ohne sich durch P. Brueghels Bild beeinflussen zu lassen, war mir bereits auf dem Berliner Kupferstichkabinett[2]) begegnet (18 : 28,5 *cm*), das vollständige Blatt besitzt die Wiener Hofbibliothek (L 6, nr. 48):

Das Schlauraffenlandt. [Darunter das oben wiedergegebene Bild.]

Der bei Hans Sachs 110 Verse umfassende Text ist auf 88 Verse zusammengestrichen und ohne Rücksicht auf das Metrum etwas modernisiert; des Dichters Name fehlt:

V. 3 bis 10 fehlen — 11 gedeckt mit Fladen — 12 Laden — 13 Thielen — 17 Malmasier — 18 selbst — 19 bis 24 fehlen — 25 die Semel — 26 Bech mit Milch —

1) Der älteste Einzeldruck (1530) ist verloren, ebenso die hsl. Fassung im 3. Spruchbuche. Goetzes Text beruht auf einem frühestens 1534 entstandenen Einzeldrucke (Gesamtausgabe 24, 144 Enr. 117, 5).

2) Vgl. Sachs, Fabeln ed. Goetze 2, XI nr. 4.

27 falln — 29 gehn — Lachen — 30 Gesotten — bachen — 33 mügt jr glauben — 36 selbst — 37 Jar wol geraten — 38 gebraten — 42 Die] fehlt — 49 bis 52 fehlen; dafür: Am weg vil Gelds man finden ist, | Ein Junck Brun ist im Land alle frist — 53 alten — 54 thut halten — 56 weitest — 57 bis 60 fehlen — 67 welcher sein Geld auch — 68 gibt — 69 gern — 71 Muß jhm jhener zu geben ohn klag — 72 wol trincken mag — 73 batzen — 74 fatzen — 76 geyt man] fehlt — 78 gantz] frey — 79 brauchen — 87 Der der feulest — 88 Derselbig - 89 vnd wild — 90 zu aller frist — 91 Fürsten — 92 gern — Leberwürsten — 94 nichts nit — 95 Denn — schlaffen — 96 Graffen — 97 nichts nit — 103 gewönlich ist faul — 105 man sie weiß in Schlauraffen — 106 schlüchtig — straffen — 108 nye] nichts — Zu Nürnberg, bey Wolff Strauch[1]).

Diesem Bilderbogen reihe ich zwei weitere Darstellungen des Schlaraffenlandes an. Auf einem Wandkalender, den der Zürcher Buchdrucker Christoph Froschower d. j. 1566 herausgab[2]), ist oben ein Holzschnitt angebracht, der allerlei närrische Ess- und Trinkverrichtungen von einzelnen darstellt. Die Beischrift lautet:

Kumpt har jr liebhaber deß Lands,
Lugend als in eim spiegel gantz,
Ob derglych land sey vff erden!
Gar keins mag jm verglychet werden.
Ein Insel ists vnd wirdt genannt
Zu rechtem tütsch Schluraffen land.
Wär dryn wil kon, muß mögen ässen,
Deß trinckens ouch gar nit vergässen.
So man den schnuderberg hat bstigen,
Thut es der linken hand nach ligen
Dry myl hinder Sant Vrbans tag.
Kein eebrecher dryn kommen mag.

Auf einem Kupferstiche des 17. Jahrhunderts[3]) hat der Zeichner die Szenerie des Strauchschen Holzschnittes benutzt, um, vermutlich in Anlehnung an die oben S. 187 [6] zitierten italienischen Bilderbogen, einen Triumphzug des Königs von Schlauraffenland hineinzusetzen, dessen Pferd hier nicht mehr Eier legt, sondern Geld in grossen Mengen münzt, und hinter dem eine appetitlich anzuschauende Schar essbarer Dinge, Eier, Käse, gebratene Hühner, Schweine, Rinder usw. einherzieht. In einem Mandat[4]) ladet er alle guten Schlemmer in sein Reich ein:

Der König von Schlauraffen Landt.

In diesem Landt da ist gut sein,
Aber gar langsam Kompt man drein,
Dieweil der Weg ist gar zu Weit,
Nimbt dahin zu reysen lange Zeitt.
Wer da hin kompt bey seinen tagen,
Der kan vnd mag von gluck wohl sagen.
Diß Land ist gutt fur manchen Bruder,
Der frist vnd saufft vnd ligt im Luder.
Die Lufft Kocht gar,
Schmeckt wol furwar.
Käm eß auch an mich,
Ohn sorg wäre Ich.

1) Goetze, Hans Sachs 24, 246 verzeichnet Drucke von Wolfgang Strauch v. J. 1570 und 1596.

2) Folioblatt im Besitz der Antiquarischen Gesellschaft zu Zürich; vgl. E. Weller, Anzeiger f. K. der dtsch. Vorzeit 1859, 368f. Leider ist das Blatt gegenwärtig, wie mir Herr Prof. Dr. G. Meyer von Knonau mitteilt, in Zürich nicht aufzufinden.

3) Folioblatt im Germanischen Museum zu Nürnberg. Reproduziert bei Diederichs, Deutsches Leben der Vergangenheit in Bildern 1908 2, nr. 1115. — Vgl. damit den älteren Bacchuszug bei Diederichs 2, nr 1117.

4 Vgl. die Edicta ludicra im Anzeiger f. K. d. d. Vorzeit 1868, 198. 288. 1872, 311. Zs. des Harzvereins 25, 262. Lindener, Rastbüchlein 1883 S. 50. Zs. f. d. Alt. 36, 301. Oben 15, 41. 43.

[Der Kupferstich zeigt den von einem Fahnenschwinger und drei Knechten mit Weinkrügen und Geldkorb geleiteten König zu Pferde sowie die andern in den folgenden Versen beschriebenen Szenen, mit den Nummern 1 bis 11 versehen]

Ihr Königliche Majestätt 1.
Ausdrucklich Publiciret hatt]
In seinem gantzen Königreich:
Alle Fresser vnd Sauffer zugleich,
Welche sich nimmer lassen genugen,
Die sollen sich in sein Land verfugen,
Die weil man da gute Mores lehrt,
Wofern sich daß Blatt nicht verkehrt,
Daß Grobianus Meister wirdt,
Mit dießer Tugendt ist der geziert.
Die Freyheit geb ich ietzundtz [!] allen,
Den dieses Landt thut wohlgefallen,
Die kommen frölich ietzt ins Reich,
Fresser, Sauffer, Faullentzer zugleich. 2.
Ja welcher diß am besten kan,
Der ist alda der beste Mann,
Vnd welcher an Tugendt ist sehr faul,
Dem fliegen gebratene tauben ins 3.
Maul.
Auch man im Kochen keine Muhe
anwendt,
Alles ist gar vnd leufft behendt. 4.
Pasteten, Ochsen, Schaff vnd Schwein, 5.
Die lauffen von sich selbst herein,
Alles gekocht vnd wohlbereitt;
Wovon man gelust, kan man von
schneidt.
Das[e]lbst springt auch ein schön
Fontein
Vom besten weissen vnd rothen Wein. 6.
Diß Landt hatt auch in sich die arth,
Daß man nur zehrt vnd gantz nichts
sparth.
Daselbst mawret man die heußer mit
fladen,
Die Täcber mit Pfannenkuchen vber- 7.
laden.
Die Gärten sind geziehret recht,
Die Zeune mit bratwurst außgeflecht. 8.
Die Beüme tragen Frucht von aller- 9.
handt,
Bleibt alle Zeit reiff vnd gar im Land.
Es muntzet auch hier des Konig Pferdt 10.
Vberflußig geld, drumb ists nicht
werth.
In Summa, da ist Abundanz.
Frew dich, Bruder, di ßes Landts! 11.
Da zu wohnen wehr wohl mein Sin,
Wen ich nur kommen könt dahin.

Über die Verbreitung der Dichtung, die sich ja vielfach mit den Gruppen der Lügenmärlein, Utopien, der Schilderungen des irdischen und des himmlischen Paradieses und anderer phantastisch ausgemalter Wunschländer[1]) berührt, haben Poeschel, Müller-Fraureuth (Die deutschen Lügendichtungen 1881 S. 96f.), das Grimmsche Wörterbuch und Erich Schmidt zahlreiche Zeugnisse gesammelt: aus Hans Sachs, Sebastian Franck (Chronik 1539 Bl. 60b), Lindener (1883 S. 50), dem Finkenritter, der Zimmerschen Chronik (3, 155), Fischart (Gargantua 1891 S. 143), Mangolt (1596), Eyring (2, 54), Schweigger (1608. Germ. 15, 101), Schuppius (S. 352. 539), Grimmelshausen (1, 262. 2, 225. 280 Kurz), Weise (Erznarren 1878 S. 39), Stranitzky (1886 1, 27. 2, 72), Ertl (1721. Germ. 17, 93), Niviandts (1752. Germ. 16, 85) u. a. Ich füge hinzu: Nic. Gryse, Leien Bibel 1, Bl. Cc 1a (Rostock 1604): „Se tehen hen in Sloraffen Landt, darvon men redet, dat darsüluen de Hüser allenthaluen mit Peperkoken gedecket, mit Bradtwörsten getünet vnde mit Specksyden vnde honnichzucker Fladen kalcke vpgemüret syn schölen.“ Bei S. von Birken, Androfilo und Sylvia 1656 S. 72 sagt Tewes: „Ich habe mich drey Meilen durch den Heydelbrey ins Schlauraffenland durchgefressen.“ Auf einem

1) Vgl. z. B. Matthaei, Das weltliche Klösterlein und die deutsche Minneallegorie (Diss. Marburg 1908) und Mac Conglinnes Vision bei Thurneysen, Sagen aus dem alten Irland 1901 S. 137–145.

gleichzeitigen Nürnberger Bilderbogen[1]) beginnt ein Aufschneider seine Lügen folgendermassen:

Ich schwer, ich habe mehr als tausend mal gesehen,
Was in der gantzen Welt vom Anfang her geschehen
In Suden, Ost, Nord, West. Dort in Schlaraffen Land
Da steht ein guter Aff in einem guten Stand.
Die Häuser sind bedeckt mit güldenen Marzipanen,
Die Tische zieren schön Pasteten vnd Fasanen
Vnd was das Hertz begehrt. Die Gänse sind geropfft,
Gebraten, fliegen üm mit Kesten voll gestopfft.
Die Brunnen die sind Milch, die Bäch mit Hönig fliessen,
Die gantz Schlaraffen Land mit Milch Kern übergiessen . . .

Dagegen geht das Rymbökelin (ed. Seelmann 1885 V. 3311f.) nur auf Brant zurück, und in der Frischlin nachgebildeten Komödie Rebecca des Schlesiers Calagius (Liegnitz 1599 Bl. E 3b) entspricht das Schlaraffenland, von dem der Parasit Gastrodes Fabeldinge berichtet, dem Lügenlande Utopia bei Frischlin IV, 6, ebenso wie in [Schnebelins oder Schrebelins] albernem Voyage imaginaire 'Der Staat von Schlaraffen-Land' (um 1700. Berlin Yz 3559. Müller-Fraureuth S. 97) und in den Liedern bei Böhme, Altdeutsches Liederbuch nr. 278b, Erk-Böhme, Liederhort nr. 1095, Peter, Vtl. aus Österr.-Schlesien 1, 73 nr. 198 oder Grimm, KHM. 158. Zu den von Pöschel (Beitr. 2, 425) und Müller-Fraureuth (Lügendichtungen S. 97) besprochenen Landkarten des Schlaraffenlandes, die durch Morus' Utopia (1516) angeregt sind, sei auf Exemplare im Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin und im Germanischen Museum hingewiesen (Drugulin, Histor. Bilderatlas 1, nr. 2914—15)[2]).

15. Das Narrenschiff.

Zur Nachgeschichte von Brants Narrenschiff (1494), die Zarncke 1854 in seiner bahnbrechenden Ausgabe S. CXVIf. behandelt hat, gehören auch einige von ihm nicht erwähnte Bilderbogen des 16. bis 17. Jahrhunderts. Zwei Kapitel Brants hat der Augsburger Briefmaler Hans Hofer um 1550

1) New außgebildeter jedoch wahrredenter ja rechtschaffener Auffschneider. Nürnberg bey Paulus Fürsten (Berlin, Gotha, München, Nürnberg).

2) Ob in Skandinavien das Schlaraffenland zu einer ähnlichen Volkstümlichkeit gelangte wie bei uns, ist mir zweifelhaft, obwohl die Wörterbücher ein dänisches Overdaadighedensverden und ein schwedisches Lättingarsland verzeichnen. Bei den Čechen entspricht der Ausdruck Lenoráj (Land der Faulen), wie Spina (Die alttschechische Schelmenzunft Frantova práva 1909 S. 199f.) bemerkt. Eine polnische Beschreibung findet sich, wie mir Herr Prof. Dr. A. Brückner freundlich nachweist, bei Podworzecki, Wrożki (Krakau 1589; zit. bei Adalberg, Księga przysłów S. 77): „Schon sind nicht mehr jene Jahre, da man aus Würsten Zäune flocht, die Häuser mit Speckseiten und Klössen deckte und Met und Honig in den Strömen floss." Ähnlich bei Cnapius (1632; vgl. Wurzbach, Histor. Sprichwörter der Polen S. 251): „Wo sind die Zeiten hin, da die Würste auf der Welt herumflogen?" Aus einer Hs. des 17. Jahrhunderts führt Herr Prof. Brückner die Ortsbezeichnung 'im dyrlandischen Lande' (w ziemi dyrlandzkiej) an.

ohne Andeutung der Entlehnung und mit einem neuen Holzschnitte versehen, veröffentlicht, cap. 33 'Vom Ebruch'[1]) und cap. 48 (Eyn gesellen schiff) als 'Das verdorben schiff der handtwercksleut, Getruckt zů Augspurg durch Hans Hofer Briefmaler, im klainen Sachsen geßlin'[2]) durchweg in abgeändertem Ausdruck. Eine selbständigere Stellung dagegen darf das folgende, in zwei Drucken erhaltene Poem beanspruchen:

A) Narrenschiff. Folioblatt o. O. u. J. um 1600 (Wien L 6, 49). Der Kupferstich (11,2 : 15,5 *cm*) zeigt ein Schiff voll trinkender Narren; die Mastspitze mit der Raae bricht ab; ein Narr sucht einem ins Meer gefallenen Genossen herauszuhelfen[3]). Der Text in drei Spalten.

B) Narrenschiff. Folioblatt. Augspurg, bey David Mannasser, Kupfferstecher 1630. (Feste Coburg).

Narrenschiff.

Dise Schiffart vor Augen stellt
Dem [!] gmainen Lauff jetziger Welt,
Weil man erstlich darob wirdt gwahr
Allerley Volck ein grosse Schar,
Gelehrt, Idioten, Arm vnd Reich,
Edel vnd Vnedel deßgleich,
Auß jeder Handthierung vnd Zunfft
Ein Außschuß, die mit jhr Vernunfft
Andere vbertreffen weit
Nach jhrem Beduncken der Zeit;
Derhalb sie auch von jederman
Ohn corrigirt wöllen hingahn,
Vnd maint ein jeder stoltzer Kropff,
Die Mainung, so er in sein Kopff
Vast, muß hinauß gehn zu der stund,
Vnd solt die Welt drob gehn zugrund.
Fangen vil an, machen nichts auß,
Als daß sie Tag vnd Nacht im sauß
Fressen, sauffen vnd panckatiern.
Andere thun jhr Zeit verliern
Mit Wirffel, Karten vnd Bretspil.
Auch so findt man wol jhrer vil,
Die mit Saitenspil all jhr Gelt
Einbüssen, vnd dannoch offt felt
Zu bezahlen, die jhm hofiert,
Welchs solche Gänch mächtig wol ziert.
Etlich jhr Recreation
Hond mit dem Frawenzimmer schon,
Bemühen sich vil Tag vnd Nacht,
Werden doch letztlich drob verlacht.
Auch finden sich ein grosse Summ
Herren Almodiscipul jung,
Die, was jhr Eltern han erspart,
Wenden an die laidig Hoffart.
Andere thun sich selber verführen
In Künsten, so jhn nicht gebüren,
Und lesen alle Bücher auß,
Biß jhm Fraw Armut kompt zu Hauß.
Ein grosser Hauff mit köglen, schiessen
Auch Gelt, Arbeit vnd Zeit einbüssen.
Jagen, hötzen, beissen, Gwildt fällen
Ohn Noth verderbt vil gutr Gesellen,
Auff Gutschen fahren, reiten vil
Grosses Einkommen haben wil.
Das nicht betracht manch junger Boß,
Biß der Schuster beschlägt sein Roß.
Ein guter theil die Arbeit fliehen,
Darfür spatziern herumb ziehen
Oder Agiren jederman
Ohn noth, wer nur für sie thut gahn.
Dise Bürschlein, so vor diß mahl
Ich jetzt nicht kan erzehlen all,
Wöllen vor lauter Büberey
Mit auffgezognem Segel frey
Auffwarts fahren im Wasser groß,
Wie starck der Windt herwider stoß.
Ist jemand da, der sie redt an
Von sollicher Weiß abzustahn.
Vnd sagt, wie auff diser Manier
Der Handl nicht lang bstehn kan schier.

1) Gothaer Museum, Sammelband 2, 80. Reproduziert von Ed. Fuchs, Die Frau in der Karikatur 1906 S. 176, Tafel.

2) Gotha 2, 93. — Aus Murners Schelmenzunft (1512) nr. 12 stammt der Bilderbogen 'Die oren laßen melken' (Gotha 2, 77). Über ein aus Schwarzenbergs Cicero (1531) Bl. 30a geschöpftes nld. Blatt vgl. Tijdschrift voor nederl. Taalkunde 14, 138.

3) Über die Idee des Schiffes s. Zarncke, Narrenschiff S. LX f. und Kalff, Het Lied 1884 S. 466, auch den Kupferstich 'Banckrotdirer Freyheyt vnd Privilegium' (Berlin Kupferstichkab., München, Nürnberg).

Was vor Kletten, Schmach, Hon vnd Spott
Einem zlohn wirdt von diser Rott,
Darff er gar nicht thailen mit mir;
Dann sie gedencken für vnd für
Ihr Sach durchzuführn mit Gwalt.
Ob schon der Mastbaum vns zerspalt,
Gleichwol sollen all Sach behendt
Nach jhrem Kopff lauffen zu Endt,
Mit welcher weiß sie offt vnd dick
Widerstreben Gott vnd dem Glück
Vnd wöllen zwingen die Natur,
Hawen mit Gwalt vber die Schnur,
Biß sie vnversehens mit Gfahr
Sambtlich an ein Stock fahren gar,
Vnd zutrümmern geht das Schiff,
Ob dem Wasser der Trübsal tieff
Mit noth vnd jammer herumb schwemmen,
Daß sie sich hernach müssn schemmen
Vnd gantz demütiglichen schmügen,
Eim jedern vndern Füssen ligen,
Den sie vormal vfft selb veracht.
So bald ändert sich solcher Pracht
Diser vollen Burcht vnbesunnen.
Drumb wer dem Vnglück wil entrinnen,
Steig auß dem Schiff behendt vnnd schnell,
Damit jhn nicht treff Vngefäll,
Vnd ergeb sich mit Hertz vnd Muth
Verständiger Leuth Warnung gut,
Die es mit jhm mainen in trewn,
Auff das jhn nicht erst thu gerewn
Der Handel, so es ist zu spat
Vnd nicht mehr hilfft getrewer Rath
Ehrlich Kurtzweil zu aller stundt
Wie auch Gsellschafft ist wol vergunst
Nach eines jeden Beruff vndt Standt
Oder seinem Einkommen zuhandt,
Aber wer vber sein Vermögen
Mit Gwalt wil thon, der muß erlegen.

FINIS.

16. Der Kunsthändler Paul Fürst in Nürnberg.

Einen Überblick über die reiche Produktion der älteren volkstümlichen Bilderbogen zu gewinnen hält zurzeit schwer. Wir brauchen auch nach Drugulins Bilderatlas (1863—1867) und Wellers Annalen der poetischen Nationalliteratur (1862—1864) genaue Verzeichnisse der Bestände unsrer öffentlichen Sammlungen und Übersichten über die Tätigkeit der einzelnen Verleger[1]), um zu einer Datierung der einzelnen Blätter zu gelangen. Nur als einen bescheidenen Versuch auf diesem Gebiete stelle ich hier einige Notizen über den fruchtbarsten Verleger von Flugblättern des 17. Jahrhunderts, den Nürnberger Paul Fürst, zusammen.

Paul Fürst war zufolge den Messkatalogen[2]) von 1638—1666 als Buchhändler in Nürnberg tätig, muss also vor 1615 geboren sein. Er übernahm das Geschäft des 1635 verstorbenen Buch- und Kunsthändlers

1) In Augsburg druckten Bilderbogen Dominicus Custodis (1597—1603), Christoph Mang (1612), Sara Mangin Wittib (1618), Martin Wörle (um 1620), Hans Jörg Mannasser (1621—1623), Daniel Mannasser (1621—1623), David Mannasser (1630), Mattheus Rembold (1622—1630), Lucas Schultes (um 1622), Christoph Greutter (1622), Joh. Klockher (1626 bis 1629), Marx Anthoni Hannas (um 1640), Joh. Umbach (1648), Martin Zimmermann (1649—1653); in Darmstadt Balthasar Hofmann (1619); in Frankfurt a. M. Conrad Corthoys (um 1600), Eberhard Kieser (1620); in Kempten Stephan Michelspacher (1614 bis 1617); in Köln Peter Overadt (1593), Joh. Bussemacher (1604—1616), Gerhard Altzenbach (1648. Merlo, Kölnische Künstler 1895 S. 40); in München Peter König; in Nürnberg, wo für das 16. Jahrhundert Hampe (Nürnberger Ratsverlässe über Kunst 1904; auch H. Sachs ed. Keller-Goetze 24, 242f.) treffliche urkundliche Nachweise lieferte, Peter Isselburg (1614—1616), Balthasar Caymox (1622), Joh. Hofmann (1658—1674); in Speier Mattheus Buschweller (1620); in Strassburg Jacob von der Heyden (1616), Marx von der Heyden, A. Aubry (1668) usw.

2) G. Schwetschke, Codex nundinarius 1850 S. 94ff. Bei J. F. Roth, Geschichte des Nürnberger Handels 3, 36 (1801) steht nur: Fürst, Paul, Kunst- und Buchhändler, 1663.

Balthasar Caymox[1]), den er 1642 seinen „geliebten Herrn Vhr Schwervater“ nennt[2]) und als dessen Erbe er schon 1640 auftritt. 1646 ward er unter die Genannten des Grösseren Rates aufgenommen[3]). Sein Tod fällt nach Roths Angabe ins Jahr 1666, was durch die Messkataloge bestätigt wird; denn hier erscheinen von 1667—1696 nur Paul Fürsts Erben oder Paul Fürsts Witwe und Erben. Da in den Totenbüchern von St. Sebald in Nürnberg[4]), die Herr Archivrat Dr. Mummenhoff von 1662—1697 freundlichst für mich durchgesehen hat, sein Name nicht begegnet, muss er ausserhalb Nürnbergs, etwa auf einer Geschäftsreise, verstorben sein. Wenn trotzdem ein 1678 neu aufgelegtes Werk D. Meisners[5]), eine Abbildung des Marktplatzes von 1675 und ein Papstporträt von 1689 (unten nr. 74–76) den Druckvermerk tragen: 'Paulus Fürst excu[debat]', so ist diese Beibehaltung der alten Firma als eine nachlässige Geschäftspraxis bei Neuauflagen anzusehen und beweist keine längere Lebensdauer Fürsts. Es überlebten ihn seine Witwe, ein 1697 unvermählt verstorbener Sohn Georg Paulus[6]) und drei Töchter[7]), von denen eine den Buchhändler R. J. Helmers heiratete[8]) und eine andere, Magdalena (1652—1717) sich als Blumenmalerin hervortat; sie war eine Schülerin von J. Fischer und Sibylle Merian[9]).

Von Fürsts Verlagsartikeln beschäftigen uns nicht die Bücher, die sich aus den Messkatalogen ohne Mühe feststellen lassen[10]), sondern die mit Kupferstichen gezierten Flugblätter, die einst als Wandschmuck in viele Bürger- und Bauernhäuser drangen und sich in den Mappen von

1) Vgl. unten nr. 1 (1640) und die neue Auflage von J. Sauberts Emblemata sacra (1646. 1647). Caymox, der 1596—1630 verschiedene Bücher herausgab (Schwetschke S. 33. Ein Bilderbogen von 1622 unten S. 197 zu nr. 3), starb 1635 im 52. Lebensjahre (Nagler, Künstlerlexikon 2, 278).

2) In der Widmung zu der 1638 begonnenen achtbändigen 'Sciographia cosmica, d. i. Newes Emblematisches Büchlein' des Deutschböhmen Daniel Meisner an den Nürnberger Ratsherren Hans Wilhelm Kress von Kressenstein.

3) Roth, Genanntenbuch 1802 S. 127.

4) Da Fürst in der Zisselgasse wohnte, gehörte er in diesen Sprengel.

5) Libellus novus politicus emblematicus, pars 5—8. 1678 (München K. Bibl.).

6) Totenbücher von St. Sebald 1697, zum 8. Oktober: 'Der Erbar und Fürnehm Georg Paulus Fürst, des Erbaren und Fürnehmen Paulus Fürsten seel. hinterlassener Sohn in der Zießelgaß'.

7) Auf einem kleinen Kupferstiche der Nürnberger Stadtbibliothek, der drei mit Handarbeiten beschäftigte Damen und zwei daneben sitzende Herren zeigt, ist hsl. beigefügt: 'Paul Fürsten Töchter'.

8) G. A. Seyler, Geschichte der Heraldik 1889 S. 549.

9) Nagler, Künstlerlexikon 4, 523.

10) Ausser den bereits angeführten Werken verzeichne ich beispielsweise J. Vogel, Icones mortis sexaginta imaginibus (nach Holbein. 1648); G. P. Harsdörffers Trincierbuch (1649. 1657. 1664); A. Bosse, Etzbüchlein verteutscht durch G. A. Böckler (1652. Nach dem Traicté des manières de graver en taille douce sur l'airin 1645); J. Siebmachers Wappenbuch 1—5 (1655—1667; Bd. 1—4 von Harsdörffer); Die Drillkunst (1664); Ortelius redivivus et continuatus, oder der ungarischen Kriegs-Empörungen historische Beschreibung, vermehrt durch Martin Meyern (1665).

Kunstliebhabern teilweise bis heut erhalten haben. Da sich Fürst nirgends als Stecher[1]), sondern nur als Drucker und Verleger bezeichnet, so wird sich seine Tätigkeit auf die Auswahl, Zurichtung und den Vertrieb dieser Bilderbogen beschränkt haben. Findig und in bezug auf Prioritätsrechte wenig skrupulös, druckte er, was dem Geschmacke des Publikums am meisten entsprach: Abbildungen bekannter Örtlichkeiten, historischer Begebenheiten und Porträts, erbauliche Stücke, vor allem aber lustig spottende und für uns als Sittenbilder wertvolle Satiren auf Laster und Modetorheiten, auf das zarte Geschlecht, das klatschende Gesinde, die Bauern, auch Schwänke und Tierfabeln. Er griff sowohl auf Dürer (84) und Beham (53) zurück wie auf die späteren Meister P. Isselburg (3. 44), H. Troschel (3), M. Merian (9), A. Khol (22), Heberlein (2), Sadeler (36), A. van Ostade (52), Bosse (29. 61—64), Lievens (76), Ambrosius Franck (68—75), G. Strauch (77), Columbina (15) und Anonyme (20. 24. 25. 31. 35. 37. 40. 42. 43. 55. 59. 67. 88. 89), hielt aber immer auf eine sorgfältige und geschmackvolle Ausführung. Die Modernisierungen, die er öfter mit den Texten vornahm, mögen vielfach sein Eigentum sein; gab er doch auch 1663 eine türkische Chronik[2]) heraus, bei der wohl nicht bloss der Bilderanhang und die Vorrede von ihm herrühren. In zwei Flugblättern (25. 41) liegen Spruchdichtungen des alten Meisters Hans Sachs zugrunde, drei andere (2. 46. 79) enthalten Lieder seiner Zeitgenossen S. von Birken und J. Klaj. So können wir den nachhaltigen Erfolg, den seine Bilderbogen errangen, als einen verdienten bezeichnen.

A. Datierte Blätter (1640—1664).

1. Venus die Göttin sehr ergrimmt, | Wenn ein Alter ein Junge nimpt, | Dann nicht vngereimbters seyn kan | Als ein jung Weib vnd alter Mann. (Greis umarmt eine Jungfrau, daneben der Dichter). Koenig David, als er war alt ... (36 Verse). Nürnberg, bey Paulus Fürst, Balthasar Caymox Sel. Erben zu finden. Gedruckt im Jahr Christi 1640. — (Berlin Kk.). Zum Motiv vgl. Bolte, Tijdschr. voor nederl. Taalkunde 13, 146f.

2. Nürnbergisches Denkwürdiges Freüden Fest, wegen deß Völlig-geschlossenen... Reichs-Friedens den 26/16. Junij jetzlauffenden 1650. Jahrs. (Bild: Abfahrt der Gesandten. Leonhart Heberlein inven. A. Khol sculps.). Dazu ein Gedicht von J. Klaj: Es liegt in Nordgaus Land. — (Berlin KB.). Drugulin 2, nr. 2328.

3. Magengifft, d. i. Eines alten Schlemmers Klage über seinen bösen Magen. Ich alter armer Mañ muß leider meinen Magen... Nürnberg, Bey Paulus Fürst 1651. — (Berlin KB. und Kk., Braunschweig, Coburg, Dresden, Wolfenbüttel). Weller 1, 385. — Nach einem Stiche von Hans Troschel († 1633) 'Magengifft, Nürnberg bey Peter Isselburg Kupferstechern zu finden' (München, Ulm, Wolfenbüttel. Weller 2, 559. Diederichs,

1) Von Stechern nennt sich nur Peter Paul Troschel (nr. 16. 46. 47. 90), A. Khol (2), M. van Somer (17), L. Schnitzer (18), G. Walch (57); einmal erscheint der Drucker H. Pillenhofer (66); Sauberts Emblemata sacra (1625) sind meist von P. Isselburg (Merlo, Kölnische Künstler 1895, S. 459), D. Meisners Sciographia cosmica (1638—1642) zum Teil von Seb. Furck in Frankfurt (1589—1666. Nagler, Monogrammisten 4, nr. 4054f. 4085) gestochen.

2) Türckische und Ungarische Chronica. Nürnberg, In Verlegung Paul Fürsten, Kunsthändlern, Gedruckt daselbst bey Christoff Gerhard 1663. Folio (München K. Bibl.).

Deutsches Leben in der Vergangenheit 2, nr. 1158), der auch mit dem Vermerk vorkommt: Nürnberg, bei Balthasar Caymox zu finden 1622 (reprod. bei Scheible, Die fliegenden Blätter 1850 S. 108 - 113).

4. Spiegel einer Christlichen und friedsamen Haußhaltung. 1651. — (Wolfenbüttel).

5. Pulsiloquium spirituale. Eröffne dich, o schwacher Mund... 1651. — (Wolfenbüttel).

6. Lustiges Gespräch Eines alten Greißen, wie es jhme auff seiner jungen Bulschafft und Freyerey ergangen. 1652. — (Wolfenbüttel).

7. Aller Verlaßnen Wittiben vnd Vatterlosen Waysen... Gebett. 1652. — (Wolfenbüttel).

8. Neuer Rathschluss der Dienst-Mägde. Verzeih mir, Jungfer Mäid, wann dir diß nit behag, Ich sag dir, was Du thust, thu du nicht was ich sag. (Ich weiß nicht, hab ich jüngst im Traume nur ge[se]hen (136 V.). 1652. — (Nürnberg). Reprod. bei Hirth, Kulturgeschichtl. Bilderbuch 5, 1747 nr. 2603. - Vgl. nr. 48. 90.

9. Lustige Abbildung Der drey Natürlichen Lüsten deß Menschen hier auff Erden. (Kindheit, Jugend, Alter). 1652. — (Dresden, Nürnberg). Wohl nach einem Blatt von M. Merian: Von dreyen natürlichen Lüsten des Menschen. Es ist ein Sprichwort, welches kan... (Weller 2, 488).

10. Geld regirt die Welt. Du edles Fräulein Geld (64 V.). 1652. — (Berlin Kk., Coburg, Gotha, Nürnberg, Wolfenbüttel). Weller 2, 485. Reprod. bei Steinhausen, Der Kaufmann 1899 S. 90. Vgl. Bolte, ZfdA. 48, 53f.

11. Der Thier und Jäger Krieg. Alles ist nun umbgekehret, was man fast siht in der Welt... (Erstürmung einer Festung). 1652. — (Nürnberg). Vgl. nr. 66.

12. Lobspruch deß edlen, hochberühmten Krauts Petum oder Taback. Ein Sprichwort heist: Was gut ist, ist weit her... 1652. — (Dresden, Wolfenbüttel). Vgl. nr. 28.

13. Eigentlicher Abriss der Reichstages Solennitet so in Regensburg bey eröfnung der Kaiserlichen Proposition gehalten worden. [1653]. — Drugulin 2, 221 nr. 2384.

14. Kronungs-Adler Deß Allerdurchleuchtigsten ... Herrn Ferdinands deß IV. Erwählten Römischen Königs (Beschreibung der Regensburger Feier am 18. Juni 1653). — (Berlin Kk.).

15. Der Doctor Schnabel von Rom. J. Columbina ad vivum delineavit. 1656. — (Gotha). Reprod. bei H. Peters, Der Arzt 1900 S. 58.

16. Iconographia arcus triumphalis invictissimo Caesari Leopoldo . . . positi. Die 6./16. Augusti Anno 1658. P. Troschel sculpsit. — (Berlin KB.) Drugulin 2, nr. 2470.

17. Abbildung welcher gestalt die Röm. Kais. Maj. Leopoldus ... zu Nürnberg ... ist eingeholet worden den 6./16. Augusti im J. 1658 (MV: Somr. ad vivum del. et sculps.). — (Berlin KB.). Der Stecher Mathias van Somer erscheint 1649 in Rotterdam, dann in Köln und Nürnberg (noch 1663), 1667 in Regensburg.

18. Abbildung und Beschreibung des herrlichen Siegs, welcher ... den 19. Julii 1664 von den Christen wider die Türcken erhalten worden. (L. Schnitzer fecit). — (Berlin KB.). Drugulin 2, nr. 2618.

B. Undatierte Blätter (um 1638—1666)[1].

19. Spottstreitt Der alten und neuen Manns- und Weiber-Tracht. Junger Teutscher Kleider Geck, sag was gelten die Frantzosen . . . — (Braunschweig, Coburg).

20. Gantz New eröffneter Bartkram, Darinnen 24. Sorten allerhand zierliche . . . Bärte zu finden. — (Dresden, Wolfenbüttel). Nach einem bei Diederichs, Deutsches Leben 2, nr. 1148 reproduzierten älteren Stiche (Nürnberg); vgl. Bolte, Jahrbuch f. Gesch. Elsass-Lothr. 13, 169[1].

---

1) Möglicherweise befinden sich unter diesen undatierten Blättern einige, die gleich nr. 85 - 87 Paul Fürsts Namen mit Unrecht tragen, d. h. erst nach seinem Tode hergestellt sind.

21. New außgebildeter jedoch wahrredenter ja rechtschaffener Auffschneider vnd übermühtiger Großsprecher. Ich schwer, ich habe mehr als tausend mal gesehen (60 V.). — (Berlin KB., Gotha, München, Nürnberg). Vgl. oben S. 193.

22. Kurtzweilige Vnterredung Eines grossen Riesens vnd eines kleinen Männleins. Ho! Roland, sey gegrüst von einem Erdgewürme (80 V.). — (Berlin Kk., Nürnberg, Wolfenbüttel). Wohl nach einem undatierten Kupferstiche des 1656 verst. A. Khol (Weller 2, 489).

23. Speculum bestialitatis Das ist: Der unvernünfftigen Thier: oder Narrenspiegel . . . Pythagoras thut fabulirn (132 V.). — (Braunschweig, Coburg, Nürnberg, Wolfenbüttel). Reproduziert oben 17, 438.

24. Die Verkehrte Welt hie kan Wohl besehen Jedermann. 25 Bilder mit je zwei Versen. — (Braunschweig, Gotha). Abgedruckt oben 15, 161 mit Hinweis auf ein älteres Vorbild.

25. Der heutigen Welt Lauff. (Stich: ein vorn und hinten bespannter Wagen). Lateinisches und deutsches Gedicht. — (Nürnberg). — Stimmt vermutlich überein mit dem Blatt o. O. u. J. Der Welt Lauff. Hie sih, gut Freund, zum Augenschein. (Wolfenbüttel). Vorbild war wohl ein durch Hans Sachsens Spruch 'der Zuchtwagen' (ed. Keller-Goetze 23, 360. 586. Boesch, Kinderleben 1900 S. 48 Taf.) angeregtes Blatt 'Currus cursus mundi' (Coburg).

26. Daß Lachen stehet ja Für alle Menschen frey, Drümb Lachen Du und Ich, Wir Narren alle zwey. (Stich: ein lachender Narr). — (Nürnberg).

27. Ein Narr, welcher Schellen an die Kappe nähen will. — Drugulin 1, nr. 2576. Kopie nach einem Stiche von M. Quad v. J. 1588.

28. Tabacologia. Das ist Lobspruch deß edlen Krauts Petum oder Tabac. Ich kom von fernen vber Meer (99 V.). — (Gotha). Reprod. bei Hirth, Bilderbuch 4, 1170 nr. 1712. — Vgl. nr. 12.

29. Der Schulmeister. (A. Bosse inv.) — Drugulin 1, nr. 1329. Vgl. G. Duplessis, Catalogue de l'oeuvre de Abraham Bosse 1859 nr. 1389 (Revue des arts).

30. Der Neue Allamodische Postpost. Ich bin die Post zu Fuß, Ich trage diß und das (12 V.). — (Coburg).

31. Allamodischer Niemandt. Ich bin ie ein vnschuldig Mann (32 V.). — (Berlin Kk., Braunschweig, Gotha). Bolte, Jahrbuch der d. Shakespearegesellschaft 29, 15.

32. Trawrige Klag vber den erbärmlichen Abschied deß wolbekandten Herrn Credits . . . Hör, Wandrer, was in kurtzer Frist (90 V.). — (Berlin Kk., Wolfenbüttel). Reprod. bei Steinhausen, Der Kaufmann 1899 S. 82.

33. Geld zeucht die Welt. — (Nürnberg).

34. Da kommet der Karren mit dem Gelt, Freu dich! auf! du verarmte Welt. (Stich: Jungfrau auf einem mit Geldsäcken beladenen Wagen, den mehrere Teufel geleiten). Man hat, seither der Fried in Teutschland wiederkommen. — (Dresden, Wolfenbüttel).

35. Spanneuer geflochtener Freyerkorb, Allen Jungen-Gesellen und Jungfern . . . Es giebet von neuen ein neues entzweyen (46 V.). — (Wolfenbüttel). Reproduziert oben 19, 53f. nebst dem älteren Vorbilde.

36. Manus manum lavat. (P. Troschel sculpsit). Schaut! Ehen die werden im Himmel beschlossen (16 V.). — (Nürnberg). Reprod. bei Diederichs, Deutsches Leben 2, nr. 1102. Vorbild war wohl ein gleichbetitelter Stich von Joh. Sadeler nach Frid. Sustris (Berlin Kk. Hirth, Bilderbuch 3, 989 nr. 1509).

37. Der Jungfrauen Narrenseil. Mein Seil ist aufgespannt, zu narren die Gesellen (12 V.). — (Wolfenbüttel). Reproduziert oben 19, 56f. nebst dem älteren Vorbilde.

38. Eigene Schuldbekäntnüß Einer so genandten vnd vermeinten Jungfraw Aderlässerin. Eine Jungfrau hat in Schertzen (14 Str.). — (Wolfenbüttel). Zu diesem Schwanke vgl. Montanus, Schwankbücher 1899 S. 573. 652. ZfdPh. 40, 418. H. Sachs, Fabeln 5, 342 Nr. 813.

39. Des holdseligen Frauenzimmers Kindbeth-Gespräch. Als Jüngsten eine Frau war in die Wochen kommen (148 V.). — (Dresden, Nürnberg). Weller 1, 409. Reprod.

bei Boesch, Kinderleben 1900 S. 24 und Hirth, Bilderbuch 5, 1774 Nr. 2632. Wohl nach einem älteren Stich in Merians Manier (Drugulin 1, nr. 2557).

40. Neweröffneter Ernsthaffter Männerbefehlich. Wir groß- und Ertzhertzog (80 V.). — (Dresden, Gotha, Nürnberg, Wolfenbüttel). Weller 2, 485. Reproduziert oben 15, 41 und bei Diederichs, Deutsches Leben 2, nr. 1095. Ein 'Männer Mandat' in Prosa sah ich in Gotha.

41. Offt Probiertes und Bewährtes Recept oder Artzney für die böße Kranckheit der unartigen Weiber. Es war ein Junggesell . . . — (Berlin KB., Wolfenbüttel). Drugulin 1, nr. 2564. — Es ist der Schwank des Hans Sachs von den neun Häuten (ed. Keller Goetze 24, 164 Enr. 161h; vgl. Fabeln 1, nr. 54 und oben 8, 163. 11, 258. 20, 182[1]).

42. Ein New auffgethanener Köpffkram, Darinnen allerhand possierliche wolanständige Männer vnd Weiber Köpffe vor Junge vnd Alte Personen befindlichen. Es ist ein altes Wort vnd waares Wort im Land (48 V.). — (Berlin KB., Braunschweig). Abgedruckt im Jahrbuch f. Gesch. Elsass-Lothr. 13, 168f. nebst Nachweis des Vorbildes (ZdA. 23, 79: Moscherosch); vgl. auch Diederichs, Deutsches Leben 2, nr. 1098 'Weiterhaupt Artzt'.

43. Künstliche Winnd-Müll: Auff welcher mann die Alten . . . Weiber widerumb gantz Schön vnd Sauber durchmallen vnd herauß Beiteln kan. Zu wissen sey hiemit (Prosa). — (Berlin KB., Coburg, Gotha). Vgl. Bolte, Archiv f. neuere Sprachen 102, 245, wo auch eine metrische Vorlage mit einem Stiche von GAB nachgewiesen ist.

44. Bericht, Wie es gehe gar nach dem ABC, welche sich zur Ehe unbesonnen gebn. — (Dresden, Wolfenbüttel). Nach dem Flugblatte P. Isselburgs von 1616 mit dem Gedichte von Cheruspatte Faron, d. i. R. v. Castenhof, reprod. bei Hirth, Bilderbuch 3, 1067 nr. 1596 und Diederichs, Dtsch. Leben 2, nr. 1596 (Braunschweig, München, Nürnberg, Wolfenbüttel), das auch 1616 bei J. Büssemächer in Cölln erschien (Gotha).

45. Kurtzweilige Erzehlung einer Frawen im Elsaß, welche bey nächtlicher Weil jhrem Mann die Taschen geraumet, vnd wie sie sich selber drüber verrahten müssen. Kommet nur alle her, sehet die Tasche hier hangen . . . (Wolfenbüttel).

46. Die Weiber-Treu der Frauen zu Weinsberg (P. Troschel sculp.) Lasset uns ein Liedlein singen (12 Str. von S. v. Birken). — (Berlin KB., Wolfenbüttel). Weller 2, 49. Drugulin 1, nr. 2981. Montanus, Schwankbücher 1899 S. 617.

47. Hierinnen man befind Daß recht loß Haußgesind. (P. Troschel sculpsit). Wer einen Sohn hat der gerne spielt (12 V.). — (Berlin KB., Nürnberg).

48. Ein Rahtschluß der Dienst Mägde. — (Wolfenbüttel). Vgl. nr. 8. 90.

49. Nürnbergische Bäurin und Bauer. — (Braunschweig, Nürnberg). Reprod. bei Diederichs, Deutsches Leben 2, nr. 1072.

50. Newe Bawren-Klag Vber die unbarmherzigen Bawren-Reuter dieser Zeit . . . Ist auch jetzt wol ein Mensch in dieser Welt zu finden (56 V.) — (Gotha). Reprod. bei Bartels, Der Bauer 1900 S. 120 Tafel.

51. (Der Advokat und die Bauern.) Rabula de tabula nil dat nisi pinguia dona . . . Der Zungendrescher nimbt Gelt, Butter, Hüner, Endten . . . — (Gotha).

52. (Der Bauer beim Wundarzt.) Kein Narr ist klug, er werde dann geschlagen (12 V.). — (Nürnberg). Nach A. van Ostade. Reprod. bei Diederichs, Deutsches Leben 2, nr. 1049.

53. Kurtzweilige Beschreibung der löblichen Spinn- und Rockenstuben. Mein lieber Leser, steh hier still (91 V.). — (München). Weller 2, 485 (P. Troschel fec.). Wendeler, Archiv f. Litgesch. 7, 353 und oben 15, 28.

54. Abbildung und entwurff der Sieben Frommen und Redlichen Schwaben. 8 Alexandriner. — (Nürnberg). Abgedruckt in Montanus Schwankbüchern 1899 S. 597.

55. Historia von den Sieben frommen vnd redlichen Schwaben. 44 Verse in schwäbischer Mundart. — (Gotha). — Vgl. das bei Diederichs, Deutsches Leben 2, nr. 952 und oben 4, 435 reproduzierte Blatt o. O. u. J.

56. (Künstler-Elend.) Stich von G. Walch: ein Maler sitzt in seiner ärmlichen Werkstatt mit seiner Frau und zwei Kindern. Ars mendica gemit . . . Wo krieges-Unfal hat . . . — (Berlin KB.).

57. Unvorgreiffliches Bedencken Lucas und Leckes über den Spruch Der Mars ist

nun im Ars. Der Krieg und Mars gewinnen nun ein loch ... — (Berlin KB.). Vgl. den Kupferstich G. Altzenbachs bei Diederichs, Deutsches Leben 2, nr. 1067.

58. Newauffgerichte Verträwliche Brüderschafft eines Frantzösischen vnd teutschen Soldatens. — (Gotha).

59. Halsprunner Hof zu Nurnberg. (Fechtspiel). — (Nürnberg). — Nach einem Stiche von 1623.

60. Omnium Pontificum a S. Petro vsque ad praesentem [Innocentium X.] Effigies ab antiquis diligenter extractus. (246 Porträts in 10 Reihen). — (Berlin KB.).

61—64. Die vier Jahreszeiten nach A. Bosse. — (Hamburg). Reprod. bei Diederichs, Deutsches Leben 2, nr. 1039—1041. Vgl. G. Duplessis, L'œuvre de Abr. Bosse 1859 nr. 1082—1085.

65. Das langgeohrte Thier, das sonsten sich bequemet (12 V. Stich: ein Esel im Bett, von Hasen bedient). — (Nürnberg).

66. Der Mäus und Katzen Krieg. (Stich: Belagerung einer Festung. Gedicht in Alexandrinern). Gedruckt bey Heinrich Pillenhofer. — (Nürnberg). Vgl. nr. 11.

67. Der Wolff den Gänssen Predigt. Paulus Fürst Excudit. — (Coburg). Vgl. oben 17, 431.

68—75. Der wohl und übel gearte Mensch. Ambrosi Franck Inventor. Paulus Fürst Excu. 8 Stiche (18:26 *cm*) mit je 8 Versen. — (München). Ambrosius Francken d. ä. starb 1618 in Antwerpen.

1. Weisheit und Torheit, mit je zwei Schülern.

Deß Weisen kluger Sinn gedenckt auf seinen Gott
Und richtet seinen Weg nach dessen Lehr Gebott.
Er hält sich allzeit für, wie man im tod und Leben
Sol Gott vereinigt seyn, und nach dem Himmel streben.
Der thöricht aber spricht, Ich frage nicht nach Gott;
Es halte wer da wil, die Göttlichen Gebott,
Die Welt ist meine Freüd, Ich wil im tod und Leben
Der Welt und ihrer Lust nicht säumen nachzustreben.

2. Hoffart, Unnötige Sorge, Demut. — 3. Glaub, Unglaub. — 4. Neid, Liebe. — 5. Verzweiffelung, Hofnung. — 6. Ungehorsam, Gehorsam. — 7. Wanckelmut, Standhaftigkeit. — 8. Leben, Tod.

76. (Zwei Spieler und der Tod. Joannes Lyvyns [Lievens] invent. Paulus Fürst excudit.) Ruchloß und Wucherhold ergrimmen ob dem Spiel (8 Verse). — (Gotha, Nürnberg). Reprod. bei Diederichs 2, nr. 1136.

77. So treibet mancher Tod der Menschen Lebens lauff: Das Rad hält Angst und Noht zuletzt der Grabstein auff. (Ein Rad mit 13 Totentanz-Szenen: G. Strauch inv.) — (Katalog 80 von A. Weigel in Leipzig 1905 nr. 1991).

78. Passions-Schiff ... Was ist diß Elend Leben (16 Str.). — (Wolfenbüttel).

79. Einer Christglaubigen angefochtenen Seelen Ritterliche Angstkämpffung ... Ich halt dir auß, mein Gott, in meinen Nöthen (12 Str. von J. Klaj). — (Wolffenbüttel).

80. Christliche Betrachtung Der nichtigen Flüchtigkeit zeitlicher Güter. Betracht, O Seele, wie es ist (20 Str.). — (Wolfenbüttel).

81. Bußfertige Beschreibung schwermütiger Gedancken. Nun hab ich meinen Lauff vollend... — (Wolfenbüttel).

82. Der Schönste unter den Menschenkindern. (Brustbild Christi). Die Welt ist ie verkehret, dieweil sie nicht mehr liebet (24 V.). — (Coburg). Benutzt sind die alten Verse der Klagen Christi: Nd. Kbl. 21, 11. 54. 61 (1900). C. Steinii Peregrinus 2, 10 (Königsberger Univ. progr. 1874). Reinh. Bakii Commentarius in psalterium 2, 354b. 3, 226a (1664). Hörmann, Haussprüche aus den Alpen 1892 S. 151.

83. Schau, welch ein Mensch, o Mensch, wer dich und deine Sünd (4 V. Christus an der Martersäule). — (Coburg).

84. O Mensch! Schau an diß Martterbild und denck in deinem Hertzen (4 V. Der gemarterte Christus sitzend, nach A. Dürer). — (Coburg).

C. Blätter aus dem Verlage der Witwe Fürst (1667—1696).

85. Papst Clemens X. [seit 1670]. (Sitzbild. Paul. Fürst exc.) — (Coburg).

86. Papst Alexander VIII., creatus 1689. (P. Fürst exc.) — (Coburg).

87. Eigentliche Abbildung des Markts der L. K. Reichs Statt Nürnberg mit all desselben gelegenheit. Paul. Furst. excud. 1675. — (Nürnberg Stadtbibl.).

88. Extract zweyer Particular-Schreiben, Eins an Signor Pladis, von den Rebellischen Bauren (im Land ob der Enß; in gebrochenem Deutsch). Bey Paulus Fürsten Wittib. — (Braunschweig, Wolfenbüttel). — Abdruck eines älteren Blattes (Coburg).

89. Wunderliche Zeitung Von dem neuen Wunder-Krieg und erlangten Weiber Sieg. Hört einen neuen Krieg! Nach dem der Fried geschlossen (64 V.). Bey P. Fürsten Wittib und Erben. — (Dresden). Abgedruckt oben 8, 22f.; vgl. 15, 151.

90a. Neuer Rathschluß der Dienst Mägde. P. Troschel fec. Ich weiß nicht, hab ich jüngst. . . Bey Paulus Fürsten Wittib. — Weller 2, 485. Vgl. nr. 8. 48.

90b. Neuer Rathschluß der Dienst-Mägde (Beschliesserin, Kindsmagd, Köchin, Haußmagd, Bauernmagd). Bey P. Fürsten Wittib und Erben. — (Dresden).

Berlin.

Über europäische und malayische Verbotszeichen[1].

Von † Max Bartels.

Wenn dem Städter sich einmal die erwünschte Gelegenheit bietet, in der ihm knapp zugemessenen Sommerfrischzeit auf dem Lande einen Spaziergang zu machen, so begegnet es ihm ab und zu, dass der naheliegende Waldessaum ihn zum Besuche der Waldeinsamkeit einladet. Aber von dem Walde trennt ihn ein grünbewachsenes Feld oder eine Wiese, welche sich längs der staubigen Landstrasse hinzieht. Ein schmaler Fusspfad führt durch dieses Feld, dessen Einmündungsstelle in die Landstrasse man glücklich erreicht, froh darüber, dass man nun endlich den brennenden Sonnenstrahlen entrinnen könne. Aber da findet man eine aufgerichtete Stange mit einer hölzernen Tafel daran, auf welcher uns die niederschmetternden Worte: Verbotener Weg entgegenstarren.

Nicht selten wird dem Übertreter des Verbotes auch gleich die Strafe angedroht, und es heisst dann auf der Tafel: 'Das Betreten dieses Grundstückes ist bei Pfändung verboten'.

Wir haben hier in diesen Warnungstafeln Dinge vor uns, welche in die Gruppe der sogenannten Verbotszeichen gehören. In der soeben beschriebenen Form können sie natürlicherweise auf kein sehr hohes Alter zurückblicken. Denn die Zeit liegt nicht viel mehr als ein halbes Jahrhundert hinter uns, wo ausser dem geistlichen Herrn und dem Schulmeister kein einziger Mensch in dem ganzen Dorfe bis zu der schweren

1) Vortrag, am 26. Oktober 1900 im Verein für Volkskunde gehalten. Vgl. oben 10, 460.

Kunst des Lesens vorgedrungen war. Was sollten in jener Zeit und bei derartig ungeschulten Bauern nun also wohl geschriebene Warnungstafeln helfen? Hier musste man sich der Zeichensprache bedienen, und solche stumme Verbotszeichen sind auch heute noch vielfach bei uns im Gebrauch. Aber sie werden, soweit ich beurteilen kann, immer seltener und seltener, und man sollte sie für die volkskundliche Forschung wohl durch genaue Beschreibungen und durch Zeichnungen oder Photographien festzulegen suchen, bevor sie vollkommen verschwunden sein werden. Ich erinnere hier an ein paar bekannte Formen, von denen mir drei im Gedächtnis geblieben sind.

Die erste und wohl am allerwenigsten misszuverstehende Form ist der kleine, ausgehobene Graben, welcher sich quer vor den Zugang des verbotenen Weges legt und welcher in augenfälligster Weise zeigt, dass man hier nicht gehen dürfe. — Eine zweite Form, nicht minder deutlich, ist ein langgestreckter, kleiner Haufen von abgeschnittenem Dornenreisig, welcher den Anfang des Weges sperrt. — Ferner ist dann endlich noch die aufgerichtete Stange zu erwähnen, an deren oberstem Ende sich ein angebundener Strohwisch befindet. Um dieses Zeichen richtig zu deuten, um es für jedermann verständlich sein zu lassen, muss naturgemäss eine sehr lange Zeit verstrichen sein. Sonst würde es uns unbegreiflich bleiben, wie der Sinn und die Bedeutung dieses Verbotszeichens derartig in Fleisch und Blut der gesamten deutschen Bevölkerung überzugehen vermochte, dass es jetzt wohl keinen einzigen Menschen gibt, der dasselbe nicht verstehen sollte. Wie es entstanden ist, wann es eingeführt wurde, warum man gerade ein Strohbündel wählte, das an die Stange angebunden wird, darüber würde es sich wohl verlohnen, weitere Forschungen anzustellen.

In den Weingärten bei Meran sah ich kürzlich hier und da eine hochaufgerichtete Stange, an deren Spitze sich ein Bündel von frischem Laube befand. Begreiflicherweise hielt ich auch diese Stangen für Verbotszeichen, um so mehr, als soeben die Trauben die zum Essen nötige Reife erlangt hatten. Aber mein Kutscher belehrte mich eines Besseren. Nicht Verbotszeichen waren es, sondern vielmehr um Einladungszeichen handelte es sich. Sie sagten aus, dass hier ein sogenannter Buschenschank[1]) sich befinde, in welchem man, ausser einem Trunk Wein, auch Käse und Brot, aber keine warmen Speisen erhalten könne.

Ein Verbotszeichen kennen die Meraner aber auch. Es wird namentlich auch an ihren Weingärten zur Zeit der Traubenreife aufgerichtet. Es ist das ebenfalls eine Stange oder eine Latte, deren Schaft mit Dornenzweigen umwunden ist. An dem oberen Ende befindet sich eine aus einem Brett roh ausgesägte flache Hand mit ausgestreckten Fingern. So

1) [Vgl. dazu R. Andree, oben 17, 195.]

So sieht das ganze einem Wegweiser nicht unähnlich. Aber derselbe fordert nicht auf, den Weg in den Weingarten hinein zu nehmen, sondern er zeigt im Gegenteil an, dass derjenige, der den Weingarten betritt, einer Pfändung verfallen würde. Eine solche aufgerichtete Hand wird als des Königs Handschuh bezeichnet. Die kleine, in Fig. 1 wiedergegebene photographische Aufnahme, die ich bei Gargazon in der Nähe von Meran gemacht habe, zeigt solch einen Handschuh des Königs. Dieser Königshandschuh war schwarz, ebenso wie einer, den ich in Nals sah. Ludwig von Hörmann (Das Tiroler Bauernjahr 1899) sagt, dass die Saltner-Hand, wie dieses Verbotszeichen auch noch genannt wird, von roter

Fig. 1. Des Königs Handschuh, Verbotszeichen an einem Weingarten in Gargazon bei Meran (hölzerne Hand an einer mit Dornenzweigen bebundenen Stange).

Farbe sei und dass manchmal auf dieselbe noch die Figur des Teufels aufgemalt würde, um dem Verbotszeichen mehr Respekt zu verschaffen.

In Italien scheint die Einrichtung der Verbotszeichen nicht bekannt zu sein. Ich habe namentlich in der Lombardei, sowie in Toscana und Umbrien, aber auch in anderen Teilen des Landes vielfache Gelegenheit gehabt, ländliche Gegenden zu besuchen, aber ich kann mich nicht erinnern, jemals ein Verbotszeichen gesehen zu haben, obgleich es die Zeit der Fruchtreife war. Begreiflicherweise werden aber auch in Italien die Felder in besonders gefährdeten Gegenden bewacht. Aber ein Abzeichen habe ich niemals an irgend einem Menschen bemerken können, das ihn, wie etwa in Tirol den Saltner, als Feldwächter kenntlich gemacht hätte[1]).

1) [Vielleicht aber bezeugt eine in Florenz spielende Novelle Boccaccios (Decameron 7, 1) diesen Brauch wenigstens für das 14. Jahrhundert. Dort benutzt ein Liebespaar

An der Küste des Schwarzen Meeres, in der südlichen Krim, habe ich Verbotszeichen von sehr eigentümlicher Form gesehen, durch welche die tatarischen Bauern ihre Weinberge schützten (vgl. die Skizze in Fig. 2). Auch hier war es die hoch aufgerichtete Stange, damit das Zeichen deutlicher sichtbar wird, und auf diese war der gebleichte Schädel eines Pferdes oder Rindes aufgesteckt. Er war mit dem sogenannten grossen Hinterhauptsloch auf die Stange geschoben, und infolgedessen war sein Schnauzenteil gerade nach oben gerichtet. Diese weissen Schädel hoben sich sehr malerisch von dem dunkelgrünen Weinlaube ab. Die Wächter dieser Weinberge haben sich in den höheren Ästen eines Baumes eine Art von Lagerstatt bereitet, von der aus sie den Weinberg zu übersehen vermochten.

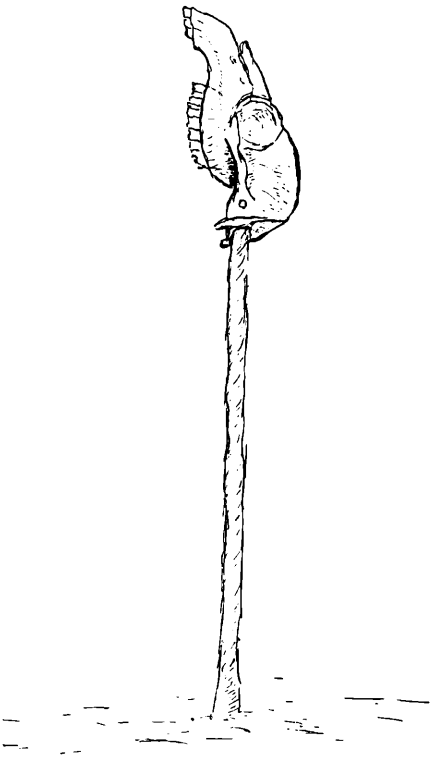


Fig. 2. Verbotszeichen der tatarischen Bauern in der Krimm.

Verbotszeichen zum Schutze der landwirtschaftlichen Anlagen, der Palmenpflanzungen, der Bananengärten usw. sind auch in dem malayischen Archipel bekannt, namentlich im Osten desselben, auf den Inseln des alfurischen Meeres, welche sich zwischen Neu-Guinea und Selebes hinstrecken[1]). Sie werden gewöhnlich mit dem malayischen Namen Matakáu bezeichnet. Ihre Form ist eine vielfach wechselnde. Vor den Verbotszeichen unseres Vaterlandes haben sie etwas sehr Wichtiges voraus. Unsere Verbotszeichen warnen den Herannahenden; aber, wenn er das Verbot übertritt, so kann er doch nur dann der angedrohten Strafe verfallen, wenn er von dem Feldwächter ergriffen wird. Das ist nun bei dem Matakáu viel besser. Demselben wohnt selber die Fähigkeit inne, den Übeltäter in Strafe zu nehmen. Die Sache hat folgende Bewandtnis. Das Aufrichten eines Matakáu ist eine sehr wichtige Angelegenheit. In

---

einen Eselsschädel, der auf einem Weinpfahle am Eingange eines Weinberges aufgesteckt ist, um durch die Drehung des Schädels nach einer bestimmten Richtung ein Stelldichein zu verabreden. Wozu sollte der Schädel hier ursprünglich sonst dienen, als zum Verbote des Eintrittes in den Weinberg? J. B.]

1) J. G. F. Riedel, De sluik-en kroesharige Rassen tusschen Selebes en Papua (s' Gravenhage 1886) S. 62. 167. 477 Taf. XIII.

sehr vielen Fällen muss dazu erst die Erlaubnis der Dorfältesten eingeholt werden. Ist diese letztere aber erteilt, dann geht der Besitzer des betreffenden Grundstücks an die zur Errichtung des Matakáu ausgewählte Stelle und bringt hier zuerst der Gottheit ein Opfer dar. Bei demselben spricht er eine Beschwörungsformel, durch welche er das zu errichtende Verbotszeichen beauftragt, demjenigen, der seine Pflanzungen unberechtigterweise betritt, oder der gar von den Früchten etwas stiehlt, einen ganz bestimmten Schaden zu bringen, dessen Auswahl und Bestimmung der Phantasie und dem Ermessen des Grundstückbesitzers überlassen bleibt. Wenn diese Zeremonie vorüber ist, dann wird das Matakáu aufgerichtet, und nicht nur der Errichtende selbst, sondern auch alle seine Dorfgenossen sind so fest davon überzeugt, dass den Übeltäter unverzüglich das durch das Matakáu angedrohte Übel ereilen werde, dass solch Verbotszeichen in Wirklichkeit einen sicheren und unfehlbaren Schutz des betreffenden Grundstückes abgibt.

Was das nun für ein Unglück ist, welchem der Dieb verfallen würde, das ist an der Form und Gestaltung derjenigen Gegenstände erkenntlich, welche, aus Holz oder Palmenblättern gefertigt, an der Spitze der Matakáustange angebracht sind. Sie sprechen für die Eingeborenen eine ganz deutliche Zeichensprache, die wir überkultivierten Europäer allerdings nicht in allen Fällen ohne Erklärung verstehen würden.

Die durch das Matakáu angedrohten Übel sind nun allgemeinerer Art, Verfeindung mit den Stammesgenossen, plötzlicher Tod, Tod durch irgend ein gefährliches Tier, oder es sind ganz bestimmte Krankheiten oder Krankheitssymptome, welche den Dieb befallen sollen.

Hierdurch gewinnen diese Matakáus auch ein weiteres ethnographisches Interesse. Denn wir können nun aus denselben ersehen, welche Unglücksfälle und Krankheitserscheinungen diese Insulaner für besonders quälend und gefährlich erachten, und hierdurch wird es uns gestattet, einen Rückschluss darauf zu machen, welche Krankheiten auf der betreffenden Insel vorkommen können. Denn es bedarf wohl keiner weiteren Betonung, dass diese Leute doch nur solche Krankheitssymptome in das Verbotszeichen hineinzaubern werden, welche sie selber schon einmal beobachtet haben, oder welche sie wenigstens vom Hörensagen, also durch die Beobachtung ihrer Landsleute kennen[1]).

Unser Königliches Museum für Völkerkunde besitzt eine schöne Sammlung solcher Matakáus. (Es folgte eine Vorlegung von Abbildungen.)

Auf die Analyse dieser angedrohten Krankheitssymptome und die Rückschlüsse, die man hieraus auf die in jenen Inseln vorkommenden

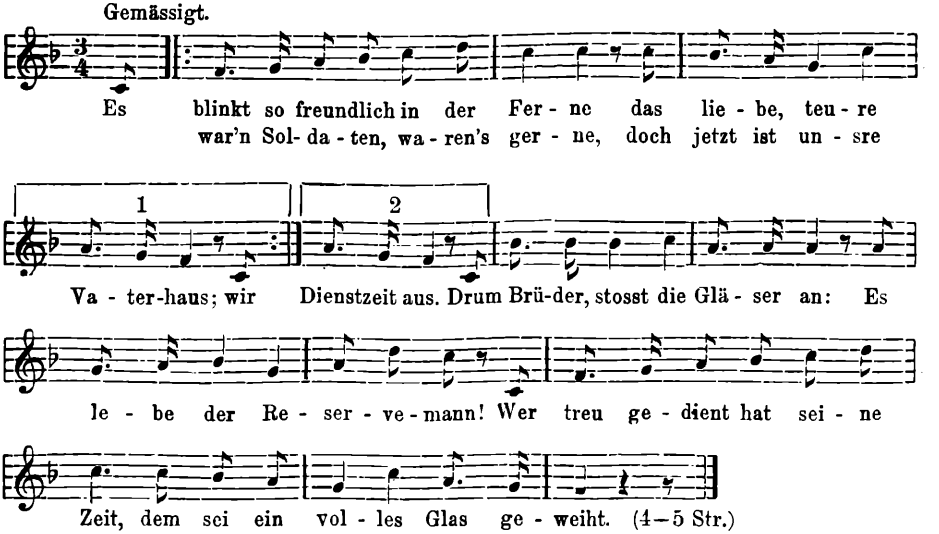
1) Vgl. M. Bartels, Die Medizin der Naturvölker (Leipzig, Th. Griebens Verlag 1893), wo eine ganze Reihe von Verbotszeichen unter diesem Gesichtspunkte abgebildet und beschrieben sind. [Treichel, Verbotszeichen. Zs. f. Ethnologie 20, Verh. S. 169f. 32, Verh. S. 587—592.]

Krankheiten machen kann, vermag ich hier nicht näher einzugehen. Aber von diesen Matakáus in Niederländisch Indien wollen wir nun noch einmal zu unserem einfachen Strohwisch zurückkehren. Sollte derselbe in alten Zeiten auch so harmlos gewesen sein, wie jetzt? Oder liegt nicht der Gedanke nahe, dass man auch ihm ursprünglich durch Beschwörungen bei seiner Aufrichtung allerlei böse Zauberkraft verliehen habe, durch welche er dem Übertreter des Verbotes Schaden oder Unglück zu bringen vermochte? Ich möchte auf diesen Punkt die Aufmerksamkeit lenken, aber ich kann nicht verhehlen, dass ich hier nur eine Vermutung ausspreche. Anhaltspunkte aus der deutschen Sage, dem Märchen oder dem Sprichwort stehen mir für diese Annahme nicht zu Gebote. Erinnern möchte ich aber daran, dass man in dem gesamten Deutschland fest daran geglaubt hat, und zum Teil noch daran glaubt, dass es durch Zaubersprüche möglich sei, Feld- oder Obstdiebe festzubannen, bis die Strafe sie ereilen kann. Hierdurch erhält meine Vermutung eine kräftige Stütze, dass wohl auch der Strohwisch einstmals imstande gewesen sein wird, gleich dem malayischen Matakáu durch die ihm übertragenen Zaubersprüche dem unvorsichtigen Übertreter den angedrohten Schaden beizubringen.

Berlin.

Kleine Mitteilungen.

Drum Brüder, stosst die Gläser an: Es lebe der Reservemann!



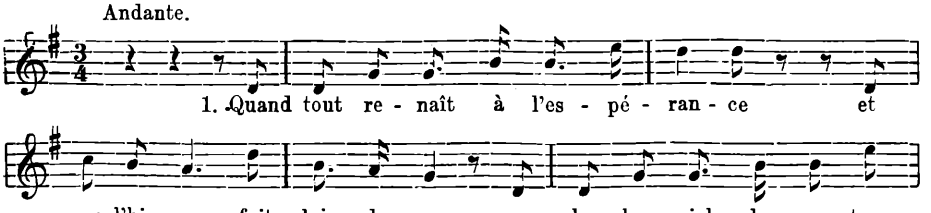
Der erste Druck dieses bekannten Reservistenliedes fällt in das Jahr 1880 (Liederbuch für Soldaten von Clemens und Justus Pape, Hamburg, S. 137 Nr. 126). Ausserdem ist es noch in folgenden Sammlungen zu finden: bei Adolf André, Der Volksspiegel, Liederbuch für den Soldaten (Offenbach a. M. 1882) S. 35 Nr. 34, Dr. Alfred Müller, Volkslieder aus dem Erzgebirge (Annaberg 1883) S. 31, Hans Ziegler, Deutsche Soldaten- und Kriegslieder aus fünf Jahrhunderten, 1386—1871 (Leipzig 1884) S. 77 Nr. 81, 'Des deutschen Soldaten Liederbuch' (Berlin 1889) von einem aktiven Offizier S. 132 Nr. 153, Johann Lewalter, Deutsche Volkslieder aus Niederhessen (1890) Heft 1, S. 49 Nr. 23, Freiherr von Mirbach, Lieder für Soldaten (Berlin 1891) S. 109 Nr. 173, Karl Becker, Rheinischer Volksliederborn (Neuwied 1892) S. 97 Nr. 134, Ernst H. Wolfram, Nassauische Volkslieder (Berlin 1894) S. 263 Nr. 299, Erk-Böhme, Deutscher Liederhort Bd. 3 (1894), S. 238 Nr. 1367 aus Hessen und Schlesien, Köhler-Meier, Volkslieder von der Mosel und Saar 1 (Halle a. S. 1896), S. 286 Nr. 278, ferner im 'Deutschen Armee-Liederbuch' (Leipzig, ohne Jahreszahl) S. 84 Nr. 95 und 'Soldatenliederbuch' (Leipzig, Reclam, ohne Jahreszahl) S. 43 Nr. 50. [H. H(ermelink), Soldatenlieder (Tübingen 1902) Nr. 83. Pecher in F. Pfaffs Volkskunde im Breisgau 1906 S. 131 Nr. 21. Liederbuch des K. Alexander-Garde-Grenadier-Regiments Nr. 1, Mülheim-Styrum o. J. Nr. 214.]

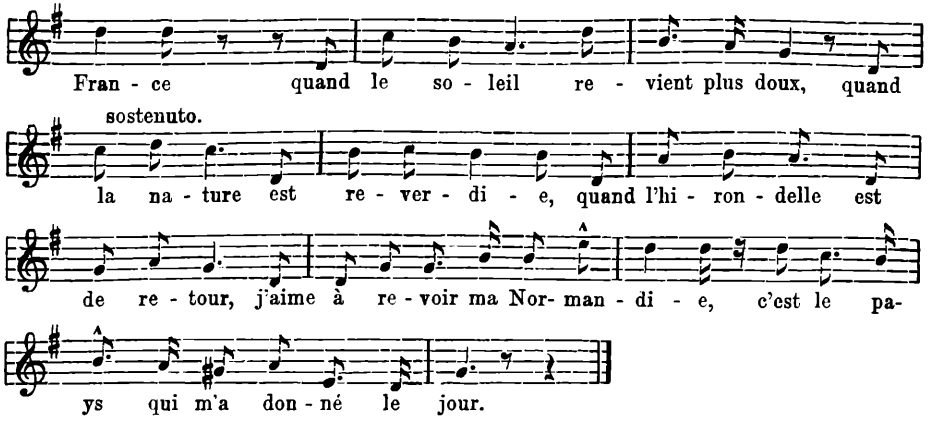
Der Anfang des Reservistenliedes lautet meist „Was blinkt so freundlich in der Ferne", aber auch „Es blinkt" oder „Es winkt". Die Melodie ist allenthalben der von mir aufgezeichneten im grossen und ganzen ähnlich. Bei Böhme, Wolfram und Köhler-Meier ist der Schluss „Es lebe" etwas anders.

Nach den bisherigen Niederschriften sollte man annehmen, das Lied sei aus jüngerer Zeit. Dem ist aber nicht so. Ich habe Gewährsmänner, die dasselbe schon vor dem Jahre 1870 gehört haben. Nach Aussage des Landesrates und Geheimen Regierungsrates Herrn von Dehn-Rotfelser in Kassel wurde das Reservistenlied auf einer Jenenser Korpskneipe schon im Jahre 1865 zu Ehren eines auf dieser als Reservist anwesenden Studenten mit folgendem auf ihn gemünzten Schluss:

Drum Brüder, stosst die Gläser an: Es lebe August H . . . . mann!

gesungen. Also schon vor 1865 war das Lied im Munde des Volkes. Aber seine Entstehung wird wohl in noch frühere Zeit verlegt werden müssen, wenn man berücksichtigt, dass die Weise dazu von dem berühmten französischen Romanzen-Komponisten Frédéric Bérat stammt. Bérat, ein guter Freund Bérangers, hatte dessen Volkstümlichkeit auf seine Tondichtungen übertragen und deshalb in Frankreich die allergrössten Erfolge als Romanzen- und Chansonetten-Komponist aufzuweisen. Jahrzehntelang wurden Bérats Lieder, zu denen der Komponist auch häufig noch die Worte dichtete, in allen Gauen des Franzenlandes gesungen und sind heute noch nicht verklungen. Am bekanntesten wurden 'Le départ', 'A la frontière', 'La Lisette de Béranger', 'Bibi, mon chéri', 'C'est demain qu'il arrive', 'Mon petit cochon de Barbarie' und 'Ma Normandie'. Ich lasse zunächst Weise und Worte des letztgenannten schönen Liedes folgen.





2. J'ai vu les champs de l'Helvétie
Et ses châlets et ses glaciers;
J'ai vu le ciel de l'Italie,
Et Venise et ses gondoliers.
En salutant chaque patrie,
Je me disais: aucun séjour
N'est plus beau que ma Normandie,
C'est le pays qui m'a donné le jour.

3. Il est un âge dans la vie
Où chaque rêve doit finir;
Un âge où l'âme recueillie
A besoin de se souvenir:
Lorsque ma muse refroidie
Aura fini ses chants d'amour,
J'irai revoir ma Normandie,
C'est le pays qui m'a donné le jour.

Selbst der Laie wird beim Vergleiche der Weise des Reserveliedes mit der Melodie dieser Bératschen Romanze zu dem Schlusse kommen, dass unser deutscher Soldatensang seine Musik dem französischen Komponisten verdankt. Ja, die deutschen Soldaten haben die französische Melodie so schön 'zersungen' (wie das ja im Volksliede so häufig geschieht), dass 'Der Reservemann' fast noch besser klingt wie das Original. Nun ist Bérat im Jahre 1800 in Rouen geboren und in Paris am 2. Dezember 1855 gestorben. Die alte, volkstümliche Weise von „Ma Normandie" wird also gewiss schon längere Zeit vor 1865 ein deutscher Soldat lieb gewonnen und dazu dann das schöne Soldatenlied gedichtet haben. Vielleicht tragen diese Zeilen dazu bei, den Verfasser endgültig feststellen zu können[1]).

Kassel. Johann Lewalter.

1) [Bérats Melodie ward um 1842 durch F. Silcher (Ausländische Volksmelodien Nr. 19) mit Adelbert Kellers Verdeutschung des Textes: 'Wenn Frühlingstage neu beleben' und durch verschiedene Einzeldrucke in Deutschland eingeführt. Eine Umdichtung 'Wenn von des Lenzes Hoffnungsspuren', die aus hsl. Liederbüchern von 1857 bis 1858 bei Heeger-Wüst, Volkslieder aus der Rheinpfalz 2, 276 nr. 356 (1909) mitgeteilt wird, fügt eine die deutsche Heimat preisende 4. Strophe hinzu:

Ich war in manchem schönen Städtchen,
Wo schöne Mädchen Engeln gleich,
Sah Hannchen, Lenchen, Gretchen,
Käthchen,
An Schönheit wie an Schätzen reich.
Der Himmel hat mich weggetrieben,
Ich habs gesehn und nicht begehrt;
Am Rhein da ist mein Herz geblieben,
Das Heimatland mir über alles wert.

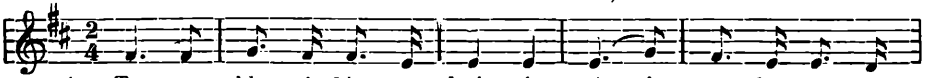
Die beiden neuerdings in der Pfalz aufgezeichneten Melodien bei Heeger-Wüst stehen zwischen Bérats Weise und der des Reservistenliedes, auf die auch in der Anmerkung hingewiesen wird, in der Mitte. — J. B.]

Das polnische Original des Liedes 'An der Weichsel gegen Osten' und das schwedische Lied 'Spinn, spinn, Tochter mein'.

(Vgl. oben 19, 314. 421.)

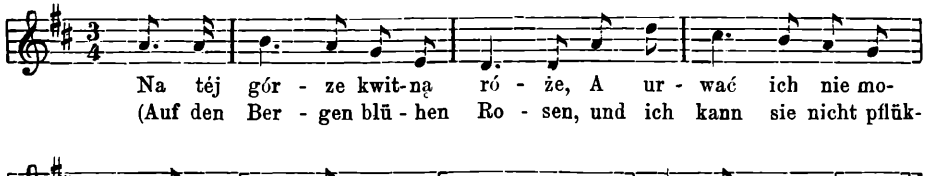
Zu den oben 19, 421 von Fräulein A. Simon mitgeteilten vier Volksweisen[1]) des polnischen Liedes 'Tam na błoniu błyszczy kwiecie' möchte ich eine fünfte nachtragen, die 1907 von Paul Grossmann in der Zeitschrift des oberschlesischen Geschichtsvereins (Oberschlesische Heimat 3, 208—210) veröffentlicht wurde. Dem Herausgeber, der sie bereits 1861 in Stubendorf, Kr. Gross-Strehlitz gehört und mitgesungen hat, erschien sie deshalb merkwürdig, weil ihre zweite Hälfte ganz zu der des seit etwa zwei Jahrzehnten in Deutschland verbreiteten schwedischen Liedes 'Spinn, spinn, Tochter mein' stimme, nach der auch die sog. oberschlesische Nationalhymne gesungen werde; er stellt deshalb die Frage: Ist die Melodie zu 'Spinn, spinn, Tochter mein' schwedisch oder oberschlesisch? Die Sache verdient wohl, dass wir ihr einige Aufmerksamkeit schenken, wenn sie auch mit der von Herrn R. Bartolomäus und Fräulein Simon untersuchten Einwirkung des polnischent Liedes auf den deutschen Volksgesang nur in losem Zusammenhange steht. Ich drucke deshalb die Stubendorfer Weise ab und füge auch das schwedische Spinnlied bei. Trotz des abweichenden Taktes ist die Identität beider Melodien, besonders vom Zeichen * an unverkennbar[2]).

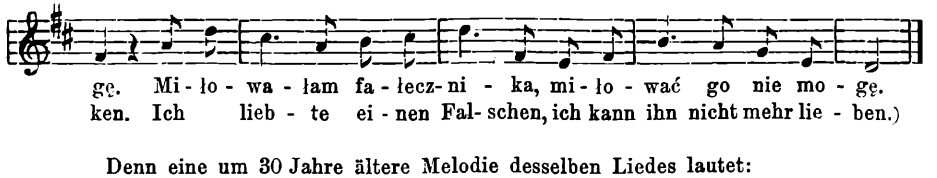
Aus Stubendorf, Kr. Gross-Strehlitz 1861.



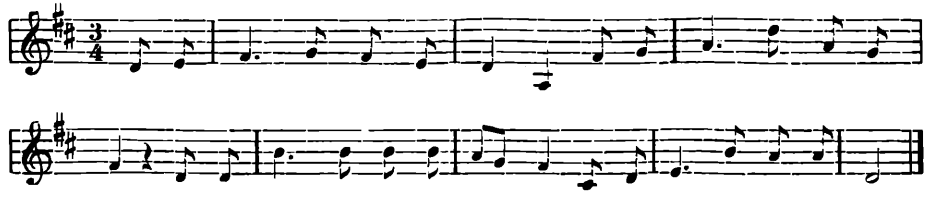
1) Die drei S. 422 f. abgedruckten Melodien sind bereits bei J. Roger, Polnische Volkslieder der Oberschlesier 1863 S. 22 nr. 43a—c zu finden.

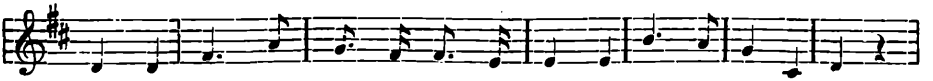
2) Ein solches Überlenken in eine andere Melodie (So leb denn wohl, du stilles Haus; von Wenzel Müller) zeigt auch eine von Herrn Ernst Koschny in Charlottenburg freundlich mitgeteilte oberschlesische Weise aus Neu-Berun bei Kattowitz (um 1880):

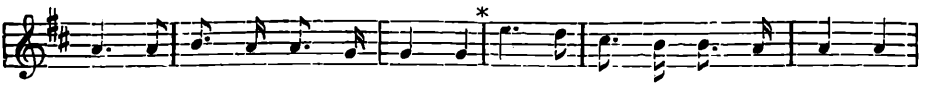


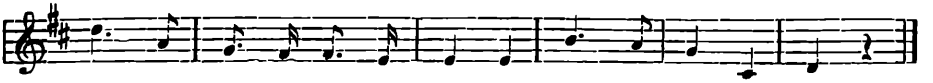


Denn eine um 30 Jahre ältere Melodie desselben Liedes lautet:

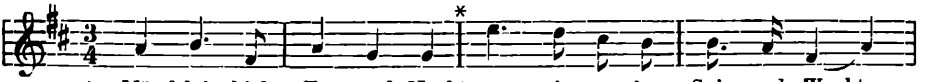


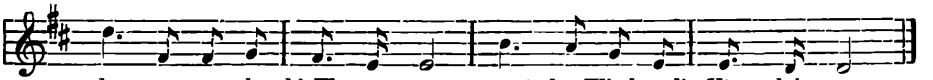






Aus dem Schwedischen, nach einer estländischen Volksweise.[2])





2. 'Röslein man holt im Hag,
Mich doch niemand lieben mag.
Zeiten fliehn; nein, dieses Jahr
Führt mich keiner zum Altar'.

3. „Spinn, spinn, spinn, Tochter mein!
Morgen kommt der Freier dein." —
Mägdlein spann, die Träne rann,
Nie doch kam der Freiersmann.

(Hermann Graeser.)

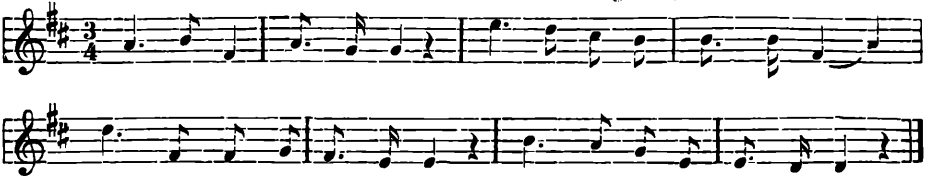
Von dem schwedischen Spinnliede sind verschiedene Ausgaben mit wenig abweichenden Texten in Deutschland erschienen: 'Mägdlein von früh bis spät' (Berlin, Schlesinger. Vor 1888), 'Mägdlein am Spinnrad saß' (Berlin, Simrock. Vor 1894), 'Mägdlein in stiller Nacht' (Zürich, Hug). Die älteste Bearbeitung aber, aus der jene Abdrücke geflossen sind, ist die von Hugo Jüngst für Männerchor gemachte, die von ihm zuerst am 21. Juni 1881 auf einem Konzert des von ihm geleiteten Dresdener Männerchors zur Aufführung gebracht wurde (erschienen im April 1881 in Wien bei Buchholz u. Diebel, jetzt Ad. Robitschek). Wie mir Herr Professor Jüngst in Dresden unter dem 21. Januar 1910 freundlichst schreibt, hatte er die nicht harmonisierte Melodie einige Jahre zuvor von einem befreundeten Herrn, der sich längere Zeit in Schweden aufgehalten hatte, als schwedisches Volkslied erhalten; erst später erfuhr er, dass das Lied eigentlich „ein estländisches oder livländisches Volkslied sei, das gelegentlich eines schwedisch-russischen Krieges von einem russischen Offizier nach Schweden gebracht und erst durch diesen daselbst bekannt geworden sei." — Als ein Beleg für die grosse Beliebtheit,

1) Weitere Varianten zu dem Texte oben 19, 315: Str. 4, 3 Ach dla Boga! nigdzie wroga — 6, 3 do téj chętki — 8, 4 Ja buziaka dam.

2) Nach H. Jüngsts Originalausgabe. Der schwedische Text beginnt: 'Ungmön vid sländan satt, sorgsen både dag och natt; fjerran hördes bäckens språng, vindens sus och trastens sång'.

die sich die von Jüngst eingeführte Weise rasch errang, ist folgende im Westerwalde gehörte Fassung anzusehen, die mir Herr Musikdirektor Karl Becker in Köpenick aus seiner reichen hsl. Sammlung von Volksmelodien mitteilt:

Rengsdorf, Kr. Neuwied 1887.



Weitere Auskunft verdanke ich dem tüchtigen schwedischen Musikhistoriker Dr. T. Norlind. In Schweden taucht die Melodie erst um 1880 in Eggelings 'Sångbok' mit der Bezeichnung 'aus Ösel' auf, hat sich dann aber rasch verbreitet. Herr Dr. Norlind erklärt sie für keine schwedische und überhaupt für keine eigentliche Volksweise; er vermutet vielmehr (ohne Grossmanns Aufsatz zu kennen), dass sie aus Deutschland nach Livland, Estland, Ösel, Finnland und zuletzt nach Schweden gedrungen sei. Ist dem so, so hätte die Weise durch die neue Übertragung aus Schweden nach Deutschland einen Kreislauf beendet. Welche Stellung dabei die oberschlesische Melodie des, wie wir sahen, auch nach andern Weisen gesungenen polnischen Liedes von F. Kowalski vom Jahre 1831 einnimmt, bleibt bei dem Mangel älterer, d. h. vor 1881 liegender Zeugnisse noch zu erforschen. Vielleicht vermag einer unserer Leser hier weiter zu helfen. —

Auch für den Text der 'Spinnerin' suchte Grossmann eine oberschlesische Parallele bei Roger nr. 501 (deutsch von Erbrich, Oberschlesische Heimat 3, 46 nr. 11) nachzuweisen:

1. Ach ich armes Mägdelein! Wer erbarmt, erbarmt sich mein?
7. Schmücke mich, soviel ich kann; doch es kommt kein Freiersmann.
9. Muss zuletzt doch ganz allein ohne Mann im Hause sein.

Allein gerade die charakteristischen Verse finden sich, wie Herr Dr. Norlind bemerkt, eingesprengt in ein schwedisches Kniereiterlied der Kinder 'Rida, rida ranka', von dem Nordlander, Barnvisor och barnrim 1886 S. 107 nr. 178 (Nyare bidrag till kännedom om de svenska landsmålen 5, 5) Varianten aus Uppland, Roslagen, Helsingland, Finnland mitteilt:

'Spinn, spinn, doter min, i morgon kommer friarn din'.
Dottern spann, ock tåren rann,
Men aldrig kom den friarn fram.

Und dadurch wird es wahrscheinlich, dass die ursprüngliche (polnische oder deutsche) Melodie einem andern Texte angehörte als dem von der traurigen Spinnerin.

Grossmann fügt auch eine freie Verdeutschung des polnischen Liedes von Emil Erbrich hinzu, die man mit der oben 19, 315 gegebenen wörtlichen Version vergleichen mag.

Auf Wacht.

1. Rosen blühen licht und heiter,
Nach dem Feinde späht der Reiter.
Ohne Bangen kam gegangen
Rosenfrisch die Maid.

2. 'Halt! woher, wohin? Verweile,
Hemm der flinken Füßchen Eile!'
„Dort zum Häuschen (pflückt ein Sträußchen)
Kehr ich nun zurück.“

3. 'Solch ein Vorwand wäre billig;
Hin zur Wache folg mir willig!'
„Hab Erbarmen mit mir Armen!
Mutter harret mein."

4. 'Nein, die Feinde sind nicht ferne,
Kunde gäbst du ihnen gerne.'
„Wen ich kenne, Freund ich nenne,
Habe keinen Feind."

5. 'Nun wohlan, dein will ich schonen,
Doch ein Kuß soll es mir lohnen'.
„Bin nicht spröde, bin nicht blöde;
Steig vom Rößlein nur!"

6. 'Darf von Roß und Wehr nicht scheiden,
Sonst muß ich den Tod erleiden.'
„Welch Bedenken! Willst mich kränken;
Sieh, ich bin bereit."

7. 'Ei, so wag ich denn mein Leben,
Einen Kuß mußt du mir geben.'
„Willst du sterben, dich verderben,
Bist du selber schuld."

8. 'Doch kehr ich vom Streite wieder,
Leg ich einst die Waffen nieder?'
„Dann begrüß ich dich und büß ich
Gerne meine Schuld."

9. 'Wenn die Glocken Frieden künden,
Wo soll ich dich wiederfinden?'
„Harre deiner, denkst du meiner,
Hier beim Mütterlein."

10. 'Doch bin ich zum Tod erkoren,
Ist dein Kuß mir ja verloren.'
„O, dann wisse, daß ich küsse
Still dein Totenkreuz!"

Berlin. Johannes Bolte.

Eine baskische Rolandsage.

In der Landschaft Soule in den französischen Pyrenäen kennt man eine Rolandsage. Diese erhält besonderes Interesse durch die Nähe von Roncesvalles, wohin die historische Legende den Heldentod von Karls des Grossen Neffen versetzt. Doch entfernt sich die Souletiner Fassung erheblich von der gewöhnlichen Erzählung, ihr Held erinnert vielmehr an den weltbekannten, aber echt französischen Gargantua, sowie an den estnischen Nationalhelden Kalewipoeg[1]), wenigstens da, wo dieser als eine Personifikation der Bergnatur gelten darf.

Der baskische Roland ist eine Art Herkules. Noch heut sagt man in der Soule sprichwörtlich: so stark wie Roland (Errolan bezañ azkar). Bis zu seinem dritten Jahre ward er von einer Kuh gesäugt, die er seine Amme nannte und die er so liebte, dass er, als sie viele Jahre später starb, um sie trauerte wie ein Kind um seine Mutter. Die Milch bekam ihm gut; denn mit fünf Jahren war er schon stärker als ein Erwachsener. Sein Vater fürchtete sich vor ihm und veranstaltete, um ihn zu bändigen und zu demütigen, ein Abenteuer, wobei der junge Riese unterliegen sollte. So hiess er ihn eines Tages unter dem Vorgeben, Feuer zu bedürfen, bei einigen Schäfern in der Nähe, mit denen er sich vorher verständigt hatte, Kohlen holen. Die Schäfer gaben ihm eine grobe Antwort, um ihn zum Streite zu reizen. Da packte Roland mit einer Hand den sukhubel, d. h. den auf dem Herde glimmenden Baumstumpf, und trug den gewaltigen Brand, ohne dass jemand ein Wort zu sagen wagte, zu seinem Vater. Diese Kraftprobe vermehrte noch die Furcht des Vaters und der Nachbarn; sie beschlossen, Roland von den Wächterhunden zerreissen zu lassen, und hetzten bei erster Gelegenheit eine Meute auf ihn. Allein der junge Held packte einen Hund beim Schwanze

1) Kalewipoeg übersetzt von Reinthal und Bertram 1861; von Löwe und Reiman 1900. [Über die französischen Gargantua-Sagen und deren Verwandtschaft mit den Rolandsagen vgl. Sébillot, Gargantua dans les traditions populaires (1883) und Folklore de France 4, 334.]

und brauchte ihn als Keule, um die andern totzuschlagen. Noch mehr erschreckt, sandte ihn sein Vater in den Krieg, damit er dort umkomme. Doch Roland zerschmetterte mit seiner Durandal die Feinde zu Tausenden. Bemerkenswert ist, dass die Durandal in der Souletiner Fassung kein Schwert, sondern eine Art Dreschflegel ist, ein Knittel, an dessen einem Ende eine eiserne Kugel angekettet ist. Noch heut zeigt man in der Abtei zu Roncesvalles eine Waffe dieser Art, welche allerdings recht neu zu sein scheint, als eine Reliquie Rolands. In einem der Kämpfe, an denen Roland teilnahm, begab er sich auf die Spitze des Magdalenenberges bei Tardets und schleuderte von da gegen die in den Bost-Mendita (einem aus fünf in einer Reihe liegenden Spitzen bestehenden Bergzuge) verborgenen Feinde 20 *km* weit alle Felsen, die man noch zahlreich in der tiefen Schlucht, wo der Aphura entspringt, und den nahen Bergwäldern erblickt.

Anders erklärt Elisée Reclus in seinem Artikel 'Die Basken' (Revue des deux mondes 1867, 338) den Ursprung dieser Felsen. Der junge Roland soll mit diesen ungeheuren Steinen Steinwerfen gespielt haben. Während er jedoch seine Geschosse handhabte, glitt sein Fuss auf einem Kuhfladen aus[1]), und der Felsen, den er im Begriff war fortzuschleudern, fiel, ohne sein Ziel zu erreichen, bei Lacarry auf der linken Talseite nieder. Ihn nennen die Landleute heut 'Rolands Felsen'.

Rolands Tod endlich soll unter etwas andern Umständen als in der landläufigen Sage eingetreten sein. Dass er bei Roncesvalles besiegt ward, geschah, weil er seine Durandal mitzunehmen vergessen hatte. Er merkte erst zu spät, dass die Schlacht verloren war, stiess nun in sein Horn Oliphant und blies so stark, dass die Sehnen an seinem Halse zerrissen und das elfenbeinerne Horn zersprang. Dann versuchte er vergebens sein Schwert am Felsen zu zerbrechen, da er es nicht in die Hände der Feinde fallen lassen wollte; vielmehr zersprang der Fels und eine Quelle sprudelte hervor. Von brennendem Durst gequält, trank der Paladin in langen Zügen von diesem Wasser, das sofort sein Herz erstarren liess und seinen Tod bewirkte. So ward ihm die Schmach einer Niederlage erspart.

So lautet die baskische Rolandsage aus der Soule, die uns Hr. G. Hérelle in Bayonne, korrespondierendes Mitglied des französischen Unterrichtsministeriums, mitgeteilt hat.

Brüssel. Henri Bourgeois.

1) [Vgl. Sébillot, Folklore de France 1, 376 nach Cerquand, Taranis lithobole 1881 p. 7.]

Berichte und Bücheranzeigen.

Neuere Arbeiten zur slavischen Volkskunde.

I. Polnisch und Böhmisch.

Von **polnischen** periodischen Publikationen vertritt nur noch der Lud, seitdem die Wisła leider dauernd eingegangen ist, die Volkskunde. Von dem 'Kwartalnik etnograficzny Lud', unter der kundigen und aufopfernden Redaktion von Szymon Matusiak, ist Bd. 15, Heft 1—3 erschienen (Lemberg 1909). Daraus sei besonders hervorgehoben W. Klinger, Zum Einfluss des Altertumes auf die Volksüberlieferung 1—3. Der Verf. sucht, wie in zahlreichen vorausgegangenen Studien, Elemente des klassischen Altertums im modernen Volkstum nachzuweisen; so zeigt er, dass die südrussische Sage vom Schlangenkönig, wie er seine Goldkrone auf rotes Tuch abwirft, einfach Philostratus, vita Apollonii III, 8 übersetzt; ebenso wiederholt sich hier und dort die Sage von der Fortpflanzung der Echsen, und eine andere, wie man durch Schlangen die Tiersprache erlernt: Benfey (Orient und Occident 2, 133—171) hatte das entsprechende indische Märchen als die Quelle des griechischen angenommen, Klinger weist das Gegenteil überzeugend nach; endlich leitet er eine Episode in der Magdalenenlegende (Legenda aurea ed. 1890 p. 907—917) aus dem Roman des Apollonius von Tyrus her. Der Lemberger Romanist Ed. Porębowicz bespricht die Abhandlung von J. Reinhold, Berte aus grans pies in den germanischen und romanischen Literaturen (194 S. 46. Bd. der Krakauer Philolog. Abhandlungen); er erkennt hier zwei Schichten: die alte genealogische Sage liess Pipin von Heristal mit einer Fee den Karl Martell zeugen (um dessen uneheliche Geburt zu rechtfertigen); die jüngere übertrug dies auf Karl den Grossen, den Pipin mit der Bertha (einer Art Melusine; ihre Füsse erinnern an die Gänsefüsse der Königin von Saba in den salomonischen Apokryphen) gezeugt hätte; die anders gefassten Ergebnisse Reinholds werden mit Recht abgewiesen. A. Fischer bespricht die Verbreitung des Motivs vom blühenden Stecken (Aarons Stab). Die Materialiensammlungen usw. übergehen wir; sie enthalten mancherlei Interessantes (Volkslieder, Bräuche usw.). Auf die 'Mitteilungen des Vereins für kaschubische Volkskunde', vierteljährliche Hefte, herausgegeben von Dr. F. Lorentz und W. Gulgowski (Leipzig, Harrassowitz), sei hier nur verwiesen, da sie in deutscher Sprache herausgegeben werden; einzelnes Material selbst wird polnisch (kaschubisch) gedruckt. Als Gegenstück sei der von Dr. A. Majkowski in Behrent polnisch herausgegebene Gryf (Greif, nach dem alten Landeswappen) genannt, der monatlich erscheint und regelmässig auch kaschubisches volkskundliches Material bringt. Die Societas literaria Torunensis hat wiederum zwei Bände erscheinen lassen, den 13. ihrer Fontes (Thorn 1909, XLVIII und 385—576, den Schluss der Kirchenvisitationen des 17. Jahrhunderts enthaltend) und Rocznik (Jahrbuch) 16 (214 S.); aus seinen Beiträgen seien die wichtigen lokalhistorischen von St. Kujot genannt, u. a. über die Lage des alten Kulm (die Angaben des Chronisten Peter von Duisburg über eine Verlegung der Stadt sind

irrig; der Orden hat Kulm ebenso wie Thorn weit ab von der Ordensburg anlegen lassen, um sie nicht in ihrer freien Entwicklung zu hindern); dann die Geschichte der Prechlauer Pfarre; ein Tagebuch des Wal. Wolski aus den Jahren 1806—1810 (Belagerung von Danzig); die Geschichte des polnischen Buchdruckes in Westpreussen (Schluss); Berichte über Gräberfunde und Abbildungen zweier interessanter Gesichtsurnen (mit Schmuckstücken in den Ohren) u. a.; den Schluss bildet eine kritische Bibliographie aller auf Westpreussen bezüglicher Publikationen. Von den 'Notizen' (Zapiski) der Gesellschaft enthalten die Nr. 7—8 einen ausführlichen Katalog der Sammlungen, speziell der prähistorischen, aus ihrem Besitz (S. 135 bis 187), mit einem Abriss der prähistorischen Heimatskunde, von K. Chmielecki. — Im Anschluss an diese westpreussischen Drucke sei genannt die fleissige Monographie von Dr. Fr. Duda, Rozwoj terytorjalny Pomorza Polskiego (die territoriale Entwicklung des Polnischen Pommerns, Krakau 1909. 170 S. mit Stammtafel und Karten), eine Ergänzung und Fortführung der historischgeographischen Arbeiten von Quandt und Toeppen mit manchen neuen, dankenswerten Ausführungen.

Von Publikationen alter, zumal volkskundlicher Texte erschien eine neue Reihe u. d. T. Białe Kruki (weisse Raben, d. i. bibliographische Seltenheiten), herausgegeben von K. Badecki; das erste Heft (Lemberg 1910, VII und 25 S.) brachte den Lament chłopski na pany (Klage der Bauern über die Herren, s. l. e. a., aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts; herausgegeben von Prof. J. Kallenbach); in die beweglichen Klagen hat der gebildete Anonymus die bekannte Anekdote von der Ungleichheit der Stände (die H. Sachs mehrfach bearbeitete: Die ungleichen Kinder Evä; Wie Gott der Herr Adam und Eva ihre Kinder segnet) eingeflochten. Eine gediegene Publikation verdanken wir der neuen Warschauer Gesellschaft des Schutzes alter Denkmäler; Adam Jarzębski, Hofmusiker des Königs Wladislaus IV. hatte 1643 die neue Reichshauptstadt, Warschau (gegenüber der alten, Krakau), dem Publikum mit ihren Palästen und Kirchen geschildert, in einem Dialog, den ein Bauer als Geschenk vom Jahrmarkt seinem Herrn mitbringt; die Verse sind recht schlecht, desto interessanter dafür der Inhalt, auch von Bürgern und Juden handelnd; der Abdruck (Adama Jarzębskiego Gościniec albo opisanie Warszawy, Warschau 1909. XXVII, 176 S.) ist mit vielen Stadtansichten, alten Plänen u. dgl. reich ausgestattet. Von den Collectanea der Ordinatsbibliothek der Grafen Krasiński erschien Nr. 2, der Pseudolucianische Dialog zwischen Charon und Palinurus in der Bearbeitung in Versen des Begründers der polnischen Literatur, Biernat von Lublin, die sich vom lateinischen Original durch die Betonung der Standesunterschiede, durch die Verurteilung der grossen Herren und ihres Treibens, scharf unterscheidet; leider ist der Dialog nur in Fragmenten aus einem alten Einband erhalten (aus den 20er Jahren des 16. Jahrhunderts; herausgegeben von Fr. Pułaski, Warschau 1909. XXXVII, 27 S.). Während die Privilegien, Innungsbriefe u. dgl. der Krakauer Zünfte und Gilden längst von Prof. Fr. Piekosiński herausgegeben sind, erfolgen erst jetzt ähnliche Publikationen für Warschau; ihre Reihe eröffnet B. Ślaski mit einer Sammlung der Privilegien der Bierbrauer (Dawne przywileje cechu piwowarow miasta Warszawy, Warschau 1909, 41 S.).

Historischen und rechtshistorischen Arbeiten sei vorausgeschickt ein Kapitel der Bevölkerungsstatistik. Dr. L. Sawicki verfasste eine Schrift über die Dichtigkeit der Besiedelung der Westkarpathen (Rozmieszczenie ludności w Karpatach zachodnich, Krakau 1910. 69 S., mit 2 Tafeln). Die Bearbeitung der Adelsgeschichten schreitet rüstig fort; Frl. Dr. Hel. Polaczek gab heraus Materjały do heraldyki polskiej (Krakau 1909. 84 S.), die eine vollständige Sammlung der mittel-

alterlichen proclamationes (Klan- oder Sippenrufe, älter in Polen als die Wappen) samt den zugehörigen Wappen bringen. Die Entstehung und den Verfall einer Schicht dieses alten Adels, eines militärischen Kleinadels, behandelt Dr. Wł. Semkowicz, Włodycy polscy na tle porownawczym słowiańskien (die p. Wlodyken auf vergleichendem slavischen Hintergrunde, die südslavischen vojnik, böhmischen panoše, Lemberg 1908); Ergänzungen dazu über die niederen Adelsschichten in den Rechtsstatuten König Kasimirs des Grossen gab O. Balzer in dem Petersburger slavistischen Sbornik (Sammelband, Petersburg 1909, 23 S. fol. des Abdruckes); sie stehen etwa mit den squire's auf gleicher Stufe. Der von Dr. Wł. Semkowicz herausgegebene Miesięcznik heraldyczny (Her. Monatsschrift, Lemberg) ist in seinen dritten Jahrgang eingetreten: Familiengeschichten, allgemeinere Fragen, eingehende Bibliographie füllen ihn aus. Hierher gehört das von Dr. Pr. Dąbkowski herausgegebene Prawo prywatne polskie (Polnisches Privatrecht, Bd. 1, Lemberg 1910. XXII, 601 S.), weil es in klarer, populärer Darstellung die Anfänge auch der polnischen Rechtsinstitutionen (z. B. Ehe, künstliche Verwandtschaft durch Adoption und Anbrüderung usw.) und die volkstümlichen Rechtsgewohnheiten stark berücksichtigt. Der Historiker A. Szelągowski behandelt mit Vorliebe ökonomische und geographische Probleme; ich sehe von seinen neuesten Arbeiten über die Rivalität zwischen Polen und Moskau einer-, Deutschland und England andererseits in bezug auf den Ostseehandel ab; aber besondere Erwähnung verdient sein Buch 'Die ältesten Strassen aus Polen nach dem Oriente im arabisch-byzantinischen Zeitalter' (Najstarsze drogi z Polski na Wschod etc., Krakau 1909. IX, 145 S.), wobei sich ergibt, dass es keine direkten Wege, z. B. von Krakau ostwärts gab, sondern nur grosse Umwege über die Weichsel und den Bug, wie die Ausgrabungen (arabische Münzfunde) beweisen. In bezug auf Ausgrabungen sei genannt das Buch von St. J. Czarnowski, Polska przedhistoryczna (das vorhistorische Polen, Warschau 1909. 148 S. gr. 8°): dieser einleitende Band enthält nur die systematische Bibliographie des Gegenstandes (und im 10. Abschnitt eine alphabetische), nicht nur der Literatur, sondern auch der Sammlungen und Museen selbst und bespricht auch die angrenzenden Länder. Zur Geschichte der fremden Völkerschaften in Polen nennen wir z. B. die Studie von Prof. O. Balzer, Über die armenische Gerichtsbarkeit im mittelalterlichen Polen (Lemberg 1909, 187 S.); zur Geschichte der Juden in Polen ist 'Das Judenviertel (in Lemberg), seine Geschichte und Denkmäler' (Lemberg 1909, als 4. und 5. Heft der 'Lemberger Bibliothek', 100 S.) von Dr. Bałaban Majer zu erwähnen — eine sehr lebhafte und anschauliche, auch reich illustrierte Erzählung von diesem Ghetto. Aus der zahlreichen Memoirenliteratur sei nur ein Werk genannt, wegen seiner grossen Fülle volkskundlichen Stoffes (Anekdoten, Beschreibung der Bräuche, Feste usw. des krakauischen Volkes): des Krakauer Bürgers und Antiquars Ambroży Grabowski (1782—1868) Aufzeichnungen, die aus einer Unzahl von Bänden Prof. St. Estreicher ausgewählt hat ('Wspomnienia' = Erinnerungen, 2 Bde., Krakau 1909, XLVII und 344, 417 S. Nr. 40 der 'Krakauer Bibliothek'). Aus der historischen Literatur nennen wir weiter St. Kutrzeba, Der Mord im polnischen Recht des 14. und 15. Jahrhunderts, Krakau 1907, eine treffliche Studie; dann Publikationen aus den Archiven der Fürsten Sanguschko, der Grafen Drohojowski und Zamoyski (letztere veröffentlichen das Archiv ihres grossen Vorfahren, des Kanzlers und Grosshetman, davon enthält Bd. 2, Warschau 1909, 445 S., den Ertrag von nur drei Jahren, 1580—1582, allerdings sind es Kriegsjahre, musterhaft bearbeitet von Dr. J. Siemieński); diese tragen namentlich zur Kunde der ökonomischen Verhältnisse bei und gewähren einen immer tieferen Einblick in die

inneren, auch volklichen Verhältnisse der 'Republik'. In einem neuen Bande des grossen Sammelwerkes, Geographisch-statistisches Bild Polens im 16. Jahrhundert, Bd. 17, Warschau 1909, 252 und XXXV. S. schildert A. Jabłonowski die Besiedelung und Organisierung des den heidnischen Jatwingen entrissenen Podlachien durch Polen und Russen. Die Herausgabe der Lauda (Beschlüsse) der Partikulartage von Wisznia aus den Jahren 1572—1648, durch Ant. Prochaska (20. Band der Grod- und Landesakten, Lemberg 1909. 50, 639 S.) lässt die steigenden Ansprüche des Adels auf Dezentralisation und Autonomie sichtlich erhellen. Das Werk von Dr. W. Tokarz, Galizien in den Anfängen der Josephinischen Ära im Lichte einer offiziellen Enquete vom Jahre 1783 (Krakau 1909. 400 S.) würdigt kritisch die Berichte des Hofrates J. von Margelik über die Lage der Bauern, Bürger, Juden usw., die Kolonisation durch Deutsche, die Emigration des Volkes, während man eine Immigration wegen der gebesserten Lage des Bauern erhofft hatte, u. dgl. m. Über neueste Verhältnisse handelt Ed. Czyński, Ethnographisch-statistischer Grundriss der Zahl und Ansiedlung polnischer Bevölkerung, 2. Aufl., Warschau 1909, mit Karten und Plänen: die Zahl gibt Czyński auf etwas über 20 000 000, davon an 2 000 000 in Amerika an (anders Niederle; s. u.). Diese Aufzählung möge beschliessen ein von der Krakauer Akademie herausgegebenes Werk, 'Ubiory ludu polskiego' (polnische Volkstrachten); die bisher erschienenen zwei Hefte enthalten nur das Krakauer Land; Text, Tafeln und Illustrationen stammen von dem Maler Wł. Tetmajer und gewähren grossen Genuss durch die Pracht und Genauigkeit der Ausführung. F. Kopera und J. Pagaczewski gaben ein 'Polskie Muzeum oder eine Sammlung von 64 Abbildungen unserer Denkmäler', Krakau 1909, reich illustrierte Skizzen polnischer Kunstgeschichte, Bildhauersachen, von den Bronzetüren der Gnesener Kathedrale (Magdeburger Arbeit) aus dem 12. Jahrhundert an bis zu Thorwaldsens Denkmälern, das Krönungsschwert (eine deutsche Ordenswaffe des 13. Jahrhunderts), Holzschnitte, ausgewählte Malereien usw.; manches davon befindet sich im Krakauer Nationalmuseum, das wegen der beschlossenen Überführung in das alte Königsschloss auf dem Wawel bedeutende Zuwendungen erhalten hat.

Bei der Besprechung der **böhmischen** Publikationen stellen wir die des unermüdlich tätigen Prof. Č. Zíbrt voran. Zuerst seinen 'Markolt a Nevím v literatuře staročeské' (Morolf und Niemand in der altböhmischen Literatur, Prag 1909, böhm. Akad. d. Wiss., 264 S. gr. 8°); abgedruckt ist hier der Marcolphus, disputationes quas dicuntur habuisse rex Salomon sapientissimus et Marcolphus etc. Francofordiae 1591 (u. ö.), dann der böhmische Text nach einem Unicum vom Jahre 1608, parallel damit eine nur wenig modernisierte Jahrmarktausgabe von 1877 mit dem 'Mandat von der Weiberherrschaft des Ferimarus' (auf drei Jahr in einem Jahr), wonach die Frauen von den Männern zu bedienen sind und nach Ablauf dieser Frist den Männern mit gleichem vergelten sollen. Derartige Privilegien, ohne den Namen Ferimarus, sind in polnischen Handschriften des 17. Jahrhunderts häufig, vgl. auch den Einzeldruck aus dem Ende des 18. Jahrhunderts 'Mężatek Dam przywileje' (Privilegien der verheirateten Damen, angeblich 'aus dem Deutschen in diesem Jahr'). Weiter druckt Zíbrt ab die „Komödie von König Salomon aus dem dritten Buch der Könige auserwählt, in böhmische Sprache in Rhythmen gebracht", 1571 und 1604 (ebenfalls ein unicum). Prof. H. Máchal hat nachgewiesen, dass dieses anonyme Spiel aus der 'Sapientia Salomonis drama comicotragicum' des Xystus Betuleius (Sixt Birk 1547) frei übersetzt ist, doch sind gerade die bei Birk ganz kurzen Reden des Marcolphus von dem böhmischen Bearbeiter im Sinn und Stil der alten Collationes stark er-

weitert (vgl. Über zwei böhmische biblische Komödien aus dem 16. Jahrhundert im Věstník der kgl. Ges. d. Wiss. 1902; die andere Komödie, von Paul Kyrmezerský, Leitomischl 1573, beruht auf Leonh. Culmanns 'Spiel von der Widtfraw, die Gott durch den Propheten Elisa mit Öl von ihrem Schuldherrn erlediget' 1544). Endlich des Jos. Gallaš, eines bekannten Sammlers von Volksbräuchen u. dgl., handschriftliche (unvollendete) Bearbeitung und Auszüge aus dem Markolf, vom Jahre 1826: die Abweichungen in Namen und Einzelheiten sind wohl den idyllisierenden und slavisierenden Tendenzen des Bearbeiters zuzurechnen. Der zweite Teil behandelt den Nemo, den mittelalterlichen Text und die Nachahmungen (U. v. Hutten u. a.), namentlich des Strassburgers Georg Schans Gedichte vom Niemand, von denen das kürzere und ältere (um 1512) über die Unsitte des Hausgesindes, auf den Niemand alle Schuld zu schieben, in einem böhmischen Flugblatt bearbeitet ist, das J. Bolte in Gotha fand und im Archiv f. slav. Philologie 18, 126—129 mitteilte. Zíbrt gibt den 'Nemo vir perfectus', den Campanus und nach ihm der Universitätspedell Jičínský aus einer alten Hs. 1618 und 1619 in Prag abdruckten, dann das Gothaer Flugblatt; in der Einleitung hebt er besonders hervor, wie der Text deutlich anspielt auf ein beliebtes Motiv slavischer (und deutscher) Volkslieder vom Herrn, der dem Mädchen den Krug zerschlug und mit eigener Person den Schaden bezahlte. Zuletzt druckt Zíbrt eine 'Unwahrscheinliche und übernatürlich wunderbare Neuheit von einem grossen Riesen, der von einem Fürsten auf einer wilden Insel gefangen ward . . . in narrischer (sic!) Sprache geschrieben und jetzt ins böhmische übersetzt 1587' (nebst einer komischen 'Pranostika', d. i. Kalenderprophezeiungen für alle Zeiten); beides ist so originell, so voll von Anspielungen und Beziehungen auf böhmische Verhältnisse, dass es durchaus nicht übersetzt zu sein braucht. — Eine Fülle alter volkstümlicher Texte gab Zíbrt heraus in den 'Řády a práva starodávných pijanských cechů a družstev kratochvilných v zemích českých' (Ordnungen und Rechte der alten Säuferzünfte und kurzweiliger Brüderschaften in den böhmischen Landen, Prag 1908. 372 S.), nicht weniger als 61 Nummern, ganze Broschüren, Flugblätter u. dgl. und Auszüge aus Predigten und moralisierenden Traktaten der Zeit. Besonders zahlreich sind die Ausführungen über die alten Hackebrüderschaften (auch in Schlesien wohlbekannt), die man ganz missverständlich mit den böhmischen Brüdern oder mit Freimaurern in Zusammenhang brachte, während dies nur freundschaftliche Vereinigungen von Saufbrüdern und lustigen Kumpanen waren, die 'auf die alte Hacke' tranken. Ich kann hier nicht alle Dialoge, Lieder u. dgl. meist des 16. Jahrhunderts aufzählen, die Zíbrt in dem eng gedruckten Bande (als Beilage zum 'Brauer', den O. Zachar herausgibt) vereinte; er nahm u. a. auch eine polnische Schelmenzunft aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts auf, die durch ihren urwüchsigen Witz auffällt. Das Buch verfolgt zwar keine wissenschaftlichen Ziele, ist populär gehalten, aber durch die Fülle des Materials ein wertvoller Beitrag zur Kulturgeschichte Böhmens; ein zweiter Band soll verwandtes Material aus dem 19. Jahrhundert bringen. — Ähnliches umfasst eine neue Publikation Zíbrts, eine Ergänzung förmlich zum Český Lid, in derselben Ausstattung, mit zahlreichen Illustrationen: Toč se a vrč kolovratku. Obrázky z přástek bývalých (Laufe und schnurre, Spinnrad. Bilder von den einstigen Spinnabenden), Prag 1909, 56 S.; es werden zuerst die alten Angaben aus dialektisch-satirischen Schriften des 16. Jahrhunderts, obrigkeitliche Gebote u. dgl. besprochen, dann nach den einzelnen Gegenden in Böhmen, Mähren und Schlesien der Brauch unserer Zeit (mit den Spielen usw.) nachgewiesen und die einschlägige Literatur ausgezogen. Von der 'Bibliographie der böhmischen Geschichte' ist Bd. IV, 2 erschienen, die Ge-

schichte des Dreissigjährigen Krieges, die Jahre 1621—1632, Nr. 8074—11 820, S. 481—720 zweispaltig; aus der erstaunlichen Fülle des Materials sei nur hervorgehoben das alphabetische Verzeichnis der böhmischen 'Exulanten' nach der Schlacht am Weissenberge und ihrer Lieder (mit interessanten, sonst ganz unbekannten Einzelnheiten), S. 537—578. Eine ähnliche, ebenso genaue wie ausführliche Bibliographie ihrer Geschichte kann keine andere Nation aufweisen.

Daneben nehmen ihren Fortgang die periodischen, von Zíbrt als Herausgeber geleiteten Publikationen. In erster Reihe für uns der Český Lid, Band 18, Heft 5—10 und 19, Heft 1—4. Aus dem bunten und reich illustrierten Inhalt sei hervorgehoben der Abdruck dreier Komödien aus der Mitte des 16. Jahrhunderts durch Zíbrt, 18, 306—325 Dialogi variarum personarum; der erste enthält die nachdrückliche Zurückweisung eines Trunkenboldes; der zweite schildert den Bacchusdienst; der dritte (unvollendet) handelt von Kartenspiel, einem Quacksalber und Tauben: alles kurze Fastnachtszenen von derbem Humor und einer urvolkstümlichen, mit Sprichwörtern reich durchsetzten Sprache. Volkstexte und Melodien, Prosaaufzeichnungen aller Art, Berichte über Bräuche (namentlich das Umgehen mit den drei Königen, mit der Beruchta usw.), die Erinnerungen des Franz Hais (Aufzeichnungen über Dorfleben aus den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts); die Untersuchungen von Dr. Joseph Volf über die Rosenkreuzer in Böhmen, die Polemik, die sie hervorgerufen haben (mit Budovec, ihre Prophezeiungen für das Jahr 1622), desselben über die Reste der Adamitensekte im Böhmen des 19. Jahrhunderts, ziehen sich durch mehrere Hefte. Genannt seien noch Aufsätze über die Berührung der Smetanaschen Kompositionen mit dem Volksliede (Dr. Ott. Zich); über die Wünschelrute (aus alter und neuester Zeit); zahlreiche dialektische Beiträge (Glossare u. dgl.). Besonders sei hervorgehoben die Bibliographie böhmischer Volkskunde für 1908 und Zíbrts Übersicht der kulturhistorischen und ethnographischen Literatur 1908 (S. 462—480); hier sind u. a. aufgezählt die zahlreichen Feuilletons Zíbrts in der Abendausgabe der Národní listy, die u. d. T. Jindy a nyní (Einst und jetzt) eine Menge kulturhistorischer und ethnographischer Einzelnheiten behandeln.

Von dem Časopis, der böhmischen Musealzeitschrift, ist Band 83 abgeschlossen (480 S.) und der 84. für 1910 begonnen. Ich hebe hervor die Berichte Zíbrts über Šafařík, über Jugend und Schicksale des berühmten Historikers und Ethnographen der Slavenwelt, auf Grund der Familienkorrespondenz; J. Jelínek weist aus Kirchenbüchern und Urbarien alles Nähere über die erste Jugend des J. Amos Comenius nach, bis zum Besuch der Lateinschule in Prerau 1608 (geboren in Ungarisch-Brod den 28. März 1592). Zíbrt ergänzt seine Ausgabe der böhmischen Bearbeitung von (angeblich) Konrad Has 'Gesprech des Herrn mit S. Petro von der itzigen Welt lauff' (1560), die ihm nur in einem verstümmelten Unicum von 1585 vorlag, nach dem vollständigen Exemplar des Wiederabdruckes von 1605, und bespricht das Verhältnis zur deutschen Vorlage. Jedes Heft enthält zudem zahlreiche Beiträge zur älteren böhmischen Bio- und Bibliographie. Von fremden Themen sei nur erwähnt die Studie von Rowalski über Carlo Goldoni als Reformator des Schauspieles im 18. Jahrhundert. Die Literatur-Übersicht behandelt vor allem Bohemica in fremden Sprachen, z. B. The life and times of Master John Hus, London 1909 (von Graf Fr. Lützow); Teza, I viaggi di Marco Polo nella vecchia versione boema, Venezia 1709 (auf Grund der trefflichen Akademieausgabe des Million, die Dr. Prášek und Flajšhans 1902 besorgten); Dr. Fr. Spina, Die alttschechische Schelmenzunft Frantova práva, Prag 1909 (in den Prager deutschen Studien 13, als erster der

'Beiträge zu den deutsch-slavischen Literaturbeziehungen' erschienen); auf Grund der ausgezeichneten Ausgabe Zíbrts weist Spina eine gewisse Abhängigkeit von der Schelmenzunft des Gribus 1479 und der Schweinezunft Schramms 1494 (weniger von anderen) nach; die Schwänke selbst stammen aus Bebel und Poggio; besonders gelungen ist der Nachweis der engen Kulturbeziehungen zwischen Pilsen und Nürnberg, wo Pilsener Bürger das böhmische Buch drucken liessen. Darüber hat Fr. Spina bereits im 9. Heft der Prager Studien besonders gehandelt (Tschechischer Buchdruck in Nürnberg am Anfang des 16. Jahrhunderts) und dabei die vielen 'Ratsverlässe' zur Kontrole der 'pikartischen' Drucker besprochen.

Von dem Národopisný Věstník československý (Ethnographischer Anzeiger) unter der Redaktion von Kraus, Polívka und Tille ist Band 4 abgeschlossen (232, 158 S.) und Band 5 eröffnet. Eine auch das deutsche Volkslied in Österreich nahe berührende Studie sei zuerst genannt. 1819 ward auf Anregung der Wiener Gesellschaft der Musikfreunde den Statthaltereien in den Kronländern die Sammlung geistlicher und weltlicher Volkslieder aufgetragen; diese wälzten die Aufgabe auf die armen Volksschullehrer ab, ohne diesen irgend eine Entlohnung dafür zu gewähren[1]). So entstanden bereits 1819 wertvolle deutsche und slavische Liedersammlungen; die böhmische ist sofort von Rittersberg (Böhmische Volkslieder, Prag 1825) verwertet, die mährische liegt noch heute ungedruckt. Zwar hat sie der bekannte Sammler alles mährischen Volkstumes, Fr. Bartoš, eingesehen und bei seinen eigenen Publikationen benutzt; aber wie ungenügend, wie viel er davon übergangen hat, zeigt St. Souček in einem längeren Aufsatz; Souček hat auch in Lid 19, 26ff. über die gleichzeitige handschriftliche Sammlung deutscher und böhmischer Volkslieder des Kuhländchens (unabhängig von Meinerts Ausgabe von 1817) gehandelt, die ein Deutscher, Felix Jaschke (gest. 1831 in hohem Alter), als stattlichen Anhang u. d. T. 'Sammlung alter Lieder' zu seinem Quodlibet oder Sammelchronik von Fulnek und Umgebung veranstaltete; seine böhmischen (mährischen) Texte decken sich fast vollständig mit dem entsprechenden Faszikel jener amtlichen Sammlung von 1819. Es ist hier ein noch nicht ganz gehobener Schatz zu verzeichnen.

Besondere Aufmerksamkeit verdient die Beilage zu Bd. 4 und 5, die Sammlung böhmischer Erzählungen aus der Grafschaft Glatz von J. Kubín, die Prof. Polívka kommentiert hat. Die Texte dieser preussischen Böhmen sind äusserst sorgfältig phonetisch aufgezeichnet und schon darum wertvoll, aber der Kommentar verleiht ihnen noch ganz besonderen Wert, denn Polívka begnügt sich nicht mit blossem Zitieren der Parallelen, wie er es sonst tut, sondern verweilt in grösster Ausführlichkeit bei allen Einzelheiten des Stoffes und schafft einen hochwillkommenen Beitrag zur Märchenkunde überhaupt. Hier sei gleich ein anderer Beitrag zur böhmischen Märchenkunde angeführt: 'České pohádky do roku 1848' (Böhmische Märchen bis 1848, herausgegeben von der Prager Akademie, 1909. VI und 186 S. gr. 8°); W. Tille hat hier die Geschichte, Inhalt und Wert aller böhmischen Märchen- und Sagensammlungen, angefangen von W. A. Gerles Volksmärchen der Böhmen (1819) bis zu den reichen Sammlungen von Krolmus, Malý und B. Němcova (1845—1847) kritisch geprüft, damit man sie zu vergleichenden Studien verwerten kann; ein zweiter Teil wird denselben Stoff für die zweite

1) Einer von ihnen beklagt sich auch, dass den Lehrern verboten ist, in Schankhäuser spielen zu gehen, aber er hätte von seinem bitteren Verdienste zahlen müssen, „um einige von denen Volkliedern anführen zu können". Zudem mussten die Lehrer ihre Sammlungen in zwei Exemplaren einschicken.

Hälfte des Jahrhunderts, d. i. bis zum Aufkommen wissenschaftlich genauer Aufzeichnungen, zu behandeln haben; ausserdem hat er dem Neudrucke der Werke der B. Němcova eine ausführliche Studie über deren Märchen gewidmet.

Aus dem übrigen Inhalt des Anzeigers seien noch die Arbeiten von Srdinko und Boháč über die Bewegung der Bevölkerung in den böhmischen Kronländern genannt: in Böhmen hat das deutsche Gebiet relativ höhere Geburtenziffern, in Mähren das slavische. Sonst wäre die sorgfältige Studie von J. Tykač über die Leinwandhausindustrie in der Gegend von Böhmisch-Trübau, St. Klímas ethnographische Skizzen aus der östlichen Slovakei (Texte u. a.) usw. zu nennen; die literarischen Besprechungen zeichnen sich durch Ausführlichkeit und Objektivität aus.

Von anderweitigen Publikationen sei eine neue 'Sammlung von Volksliedern erwähnt, die die alte Erbensche fortführt und ergänzt: Čen. Holas, České národní písně a tance (böhmische Volkslieder und Tänze); der 2. Teil (Prag 1908. 199 S.) bringt 319 vom Herausgeber selbst gesammelte Lieder und Melodien, mit Verweisen auf Parallelen usw., aus dem Prachiner Bezirk.

Von der ausgezeichneten Sprichwörtersammlung von Prof. Václav Flajšhans sind drei Hefte erschienen, 'Česká přísloví, Prag 1909 und 1910, Spalte 1—384 folio. Ich wüsste aus keiner anderen Literatur der Welt eine gleich ausführliche und genaue, erschöpfende Sammlung zu nennen. Eine Art Vorarbeit hatte Prof. Flajšhans in seiner Neuausgabe der slovakischen Sprichwörter des Daniel Horčicka-Sinapius (Neoforum latinoslovenicum, Lissa 1677) geleistet, indem er den polnischen Ursprung (aus des Cnapius Thesaurus 1632) der Mehrzahl dieser Sprichwörter nachwies. Sein neues Werk wird in den ersten acht Heften das alte, in den folgenden das neue Material bieten. Es ist von einer erstaunlichen Fülle und Genauigkeit; gerade der historische Teil dürfte unübertroffen bleiben; gesammelt sind nicht nur die eigentlichen Sprichwörter, sondern auch sprichwörtliche Wendungen und Benennungen (von Personen); alle Nachweise aus der heimischen Literatur und die Nachweise des Ursprunges (Frage der Entlehnung usw.), wobei besonders beachtet wird, dass nicht für ein böhmisches Sprichwort angesehen werde, was bloss als Übersetzung aus dem Polnischen, Russischen usw. meist durch Čelakovský in dessen Sammlung eingeschmuggelt wurde. Diese Erörterungen füllen manchmal ganze Spalten. So braucht z. B. der berühmte Didaktiker Štitný (Ende des 14. Jahrhunderts) helmbrecht (mit Ableitungen) für einen losen Vogel, Geck, Schwelger, das sicher aus dem Meier Helmbrecht des Gartenaere stammt, aber Flajšhans führt auch eine andere Erklärung an, aus helmberechtigt, d. i. zum Turnier berechtigt, als Beweis der Zügellosigkeit des damaligen Adels; schon in Rücksicht auf das altböhmische najthard, najthartovati (aus dem Neidhart der deutschen Literatur) ist nur die erste Erklärung richtig. Eine ähnliche interessante Entstehung ist hampajs, im 16. Jahrhundert für Schwelgerei weit verbreitet, aus dem bekannten hanbeis = gallimordium (öffentliches Haus), heute für Kegelbahn gebraucht!

Von den Publikationen der Akademie seien genannt die Herausgabe des altböhmischen 'Lebens der alten Väter' (Staročeské životy svatých otcův, durch E. Smetanka, Prag 1909, 712 S., davon S. 481—708 das Glossar zu diesen Texten). Interessanter ist die Ausgabe der Übersetzungen der Werke Wiklefs, die ja in andern mittelalterlichen Literaturen fehlen, in Böhmen ausserordentlich (Hussitismus schien ja erst nur Wikleffismus zu sein), eingewirkt haben, verbot sie doch schon Papst Martin V. 1418 und liess sie vertilgen. Wohl wusste man, dass Hus und Hieronymus den Trialog Wiklefs übersetzt hatten und dass ihr

eifrigster Mitstreiter, Jacobellus von Mies (Jakoubek ze Stříbra) anderes übersetzte, aber alle Texte schienen verschollen. Nun ist die einzige, leider unvollständige Handschrift einer Übersetzung eines der Hauptwerke Wikleffs, des Dialogus (zwischen Wahrheit und Lüge), gefunden und von Milan Svoboda herausgegeben, Mistra Jakoubka ze Stříbra Překlad Viklefova Dialogu usw., Prag 1909, XXXVIII und 197 S. Der Herausgeber weist nach, dass Jacobellus diesen Traktat etwa 1410 oder 1411 übersetzt haben dürfte, und nun fällt Licht auf eine bisher unerklärte Angabe. Petr Chelčický, der grosse böhmische Reformator des 15. Jahrhunderts, den Leo Tolstoj als seinen Vorläufer bezeichnet, polemisiert in einigen seiner Werke mit einem Magister Protiva (d. i. Widerpart); es sind Stellen aus Wikleff offenbar gemeint, doch warum nennt ihn nicht Chelčický ausdrücklich, wie er es sonst tut? Nun zeigt es sich, dass Chelčický eben diesen Übersetzer als „Widerpart" bezeichnet, weil Jacobellus faktisch sein eigener Widerpart in Prag 1419 und 1420 war, in dem Streite, ob Christen die Waffen gebrauchen dürfen: die Universität und ihr Hauptsprecher, Jacobellus, bejahten dies Recht für die Defensive, Chelčický verwarf es wie Tolstoj und verlangte, dass die siegreichen Hussiten wegen ihres Kämpfens in Acht und Bann getan würden. Die treffliche Übersetzung gibt den gelehrten Dialog in freier Paraphrase wieder, erweitert ihn namentlich an allen Stellen, wo von der Verweltlichung und der Simonie des Klerus die Rede ist, eifernd gegen die falschen Ablässe. Andere Ausgaben, 'Studien zu Štitný' von A. Souček, die Werkchen des Neulateiners Joannes Cocinus a Cocineto (Isagoge zu Cicero, De Oratore), stattliche Bände von Korrespondenzen (des Begründers der Slavistik, Abt Dobrovsky, des Literaten Čelakovský, eine schier unerschöpfliche Fundgrube für die Geschichte der böhmischen Wiedergeburt (1. Teil, die Jahre 1818—1829, 452 S.), des Politikers Vinařický) u. a. seien nur flüchtig genannt. Der 17. Band des Anzeigers (Věstník) der Akademie, 499 S. gr. 8°, für 1908, enthält u. a. einen Bericht von Flajšhans über die zahlreichen Bohemica des Klosters Schlägl in Oberösterreich (10 Handschriften von Werken des Hus u. a.) und die Polemik von Janko gegen Peiskers Ausführungen über die germanische und turkotatarische Sklaverei der Urslaven, ein viel umstrittenes Thema.

Von besonderen dialektologischen Publikationen der Akademie sei namentlich auf Dr. Ant. Kašík, Popis a rozbor nářečí středobečevského (Prag 1908, 154 S.) hingewiesen, denn die Hälfte des Bandes umfassen lauter Gespräche und Erzählungen, die das Leben des Volkes an der mittleren Bečva, um Walachisch Meseritz in Mähren herum, aus seinem eigenen Munde wiedergeben, äusserst charakteristisch ausgewählt; dadurch unterscheidet sich diese Sammlung sehr zu ihrem Vorteil von der gewöhnlichen Schablone. V. J. Doušek beendigte mit einem dritten Teil seine Lautlehre südböhmischer Dialekte (Hláskosloví usw., 1908. 66 S.). — Von dem monumentalen Werke Lubor Niederles, das uns endlich die schon seit einem halben Jahrhundert veraltete slavische Altertumskunde Šafaríks würdig ersetzen wird, ist jetzt der zweite Teil (Herkunft und Anfänge der Südslaven, Prag 1910. 547 S. gr. 8°) abgeschlossen. Es werden die ethnographischen Verhältnisse der Donauländer und des Balkan im Altertum (in Kap. 6 dieselben im 6. und 7. Jahrhundert n. Chr.) und die Thesen über die Ankunft der Slaven erörtert. Verf. rückt sie sehr hoch hinauf, findet Spuren sporadischer Besiedelung schon im 1. bis 5. Jahrhundert, schildert die historisch beglaubigten Einfälle und verweilt namentlich bei der Einwanderung der Serben und Kroaten (die sagenhaften Angaben des Porphyrogenetos darüber), zeigt dann die Differenzierung der Südslaven in die heutigen Stämme, behandelt die schwierige Frage der Namen

Slave, Serbe, Kroate und endigt mit einem Kapitel über die archäologischen Verhältnisse auf dem Balkan, das Vordringen der lausitz-schlesischen Kultur nach dem Süden, die ältesten slavischen Gräber und Grabstätten daselbst (8. bis 11. Jahrhundert). Ihm verdanken wir gleichzeitig ein 'Geographisches und statistisches Bild des zeitgenössischen Slaventums', das in russischer Sprache (als zweite Nummer der grossen, von der Petersburger Akademie herausgegebenen Encyklopädie der slavischen Philologie, Petersburg 1909, 160 S. gr. 8°) und in böhmischer Fassung erschienen ist ('Slovanský Svět' usw., die slavische Welt usw., Prag 1909, 197 S.): eine äusserst sorgfältige, auf den zahlreichsten und neuesten Quellen beruhende Arbeit, welche die einzelnen Stämme nach ihren Sitzen, Gruppen und Zahlen behandelt; an Zahl ergibt sich für alle Slaven für das Jahr 1900 136 500 000 (der russische Gelehrte Florinskij in seinem 'Slavenstamm' gibt für 1906 148 521 000 an), davon allein Russen (Gross- und Kleinrussen) ungefähr 94 000 000 (102 000 000 Florinskij), gegenüber 85 000 000 Deutschen (nach Langhans, 82 000 000 nach Henoch) für dieselbe Zeit.

Über historische Publikationen dürfen wir uns nur kurz fassen. An ihre Spitze darf gestellt werden das eben vollendete 'Vollständige topographische Lexikon des Königreichs Böhmen, Historischer Teil' (Úplný mistopisný slovník kralovství českého, Prag 1895—1909, 1043 S. gr. 8° kleinen Druckes), ein Ertrag der Lebensarbeit von August Sedláček, die Geschichte aller Städte, Burgen, Dörfer, Klöster Böhmens, aus den Archiven geschöpft, eine Arbeit, wie sie nicht leicht irgend eine andere Literatur aufzuweisen vermag; besondere Rücksicht wird auf alte Namensformen und auf eingegangene Ortschaften genommen; bei den Klöstern werden nach Möglichkeit sogar die Äbte, bei den Städten die berühmteren Mitbürger aufgezählt usw. Es ist der Verfasser der 'Burgen und Schlösser Böhmens', von deren Beschreibung seine auch Genealogie und Heraldik umfassenden Studien ihren Ausgang nahmen. Die Beschreibung der historischen Denkmäler des Königreiches nach den einzelnen Kreisen nimmt ihren Fortgang, zuletzt erschien Nr. 32, den Turnauer Kreis betreffend, von J. V. Šimák (Prag 1909, 259 S.). Degleichen begann Kanonikus A. Podlaha eine nach den Vikariaten der Prager Erzdiözese geordnete Beschreibung der Kirchen, Kapellen, Klöster und anderer Denkmäler katholischen Glaubens und Eifers in Böhmen; bisher sind drei Teile erschienen ('Posvátná místa království Českého, dějiny a popsání chramů kaplí' etc., Prag 1907—1909, 319, 373, 338 S.); es wird die Geschichte jeder Kirche usw. gegeben, Legenden und alte Lieder abgedruckt, weil das gross angelegte Werk für ein weites Publikum bestimmt ist, aber die Fülle der aus Kirchenbüchern, Konsistorialakten usw. geschöpften Materials leihen ihm wissenschaftlichen Wert.

Zur Geschichte der Reformation in Böhmen ist oben einiges bereits genannt. Fr. Loskot schrieb die erste, vollständige Studie über Leben, Wirken und Werke des Augustinerchorherrn Konrad Waldhauser, des Vorläufers von Hus (Prag 1909, 125 S. als Eröffnung einer Serie: Die grossen Männer der böhmischen Reformation). Von dem weitläufigen Werke des Mathias von Janov (De regulis Veteris et Novi Testamenti) erschien der zweite Teil mit vier Traktaten (über Kirche, Zeugen der Wahrheit usw.) des wichtigsten, dritten Buches. Das 4. Heft der „Quellen zur böhmischen Kirchengeschichte vom 16. bis 18. Jahrhundert" (herausgegeben von A. Podlaha, Prag 1909), enthält die Geschichte des Klosters Plass. Eine Gesellschaft von Bibliophilen erneuerte in einer Prachtausgabe des Comenius 'Testament der sterbenden Mutter Brudereinheit' (Kšaft etc.) nach der ersten Ausgabe; zu Comenius hat sein unermüdlicher Erforscher, der Dorpater Professor J. Kvačala

Analecta Comeniana in den Denkschriften der Dorpater Universität (Bd. 18), neue Briefe, Drucke, die Akten der Synode der böhmischen Brüder in Lissa 1635, veröffentlicht. In den 'Quellen der böhmischen Geschichte 6" begann J. Šimák den Abdruck der Städtechroniken des 16. Jahrhunderts mit der Prager Chronik des Bartoš und andern auf die Wirren von 1524 bezüglichen (Prag 1907, 438 + XXXIX); sie sind böhmisch geschrieben.

Die treffliche historische Zeitschrift (Český Časopis Historický) ist in den 15. Jahrgang getreten; im 14. beendigte J. B. Novák die sehr instruktive Studie über die mittelalterlichen Diktamina; er weist speziell für Petrarka, was man bisher unbeachtet gelassen hatte, für dessen Epistolographie den engsten Zusammenhang mit den Dictatoren des Mittelalters nach. J. Hanuš bespricht die Anfänge kritischer Geschichtsschreibung in Böhmen als Beiträge zur nationalen Wiedergeburt, speziell Dobner u. a. Im neuesten Heft (15, 1) beginnt A. Neubauer eine Studie über Prokop Holý, den Nachfolger des Žižka bei den Taboriten. Aus Anlass von Jubiläumsdaten sind zwei stattliche Publikationen erschienen: vom Senat der böhmischen Universität die notarielle Abschrift des Kuttenberger Dekretes König Wenzels (über die Stimmen der Universitätsnationen), die für Hus zu Zwecken seiner Verteidigung auf den Konzil angefertigt wurde (Dekret Kutnohorský etc., Prag 1909, 72 S., mit Faksimile) und vom Historischen Klub der Majestätsbrief Kaiser Rudolf II. über die Glaubensfreiheit in Böhmen, dieser glanzvolle Erfolg der Bemühungen der böhmischen Stände (K. Krofta, Majestát Rudolfa II, Prag 1909, 43 S. mit einem trefflichen Faksimile der böhmischen Urkunde).

Übergangen sind hier vollständig lokale Veröffentlichungen, die gerade in Tageszeitungen, Zeitschriften, Musealpublikationen eine Fülle lokalen ethnographischen Materials gewähren, die mährischen z. B. und andere. Schon was hier vorgebracht ist, beweist hinlänglich die rege Tätigkeit, ja die Hingabe, mit der weite Kreise an die Erforschung der heimischen Volkskunde herantreten.

Berlin. Alexander Brückner.

Heimatschutz in Sachsen. Vorträge von Richard Beck, Oskar Drude, Cornelius Gurlitt, Arnold Jacobi, Ernst Kühn, Franz Mammen, Robert Wuttke. Mit 74 Abbildungen. Leipzig, B. G. Teubner 1909. 184 S. 2,25 Mk.

In Dresden haben sich vier Hochschulen, die Technische, die Tierärztliche, die Bergakademie und die Forstakademie zusammengeschlossen, um einen Verein für volkstümliche Hochschulkurse zu gründen. Eins der ersten Unternehmen des Vereins ist der hier im Druck vorliegende Zyklus von acht Vorträgen über Heimatschutz. Die Bewegung für Heimatschutz hat in Sachsen nach rühriger Vorarbeit des Vereins für Volkskunde überraschend schnell Wurzeln geschlagen. Die Regierung hat diese Bestrebungen kräftig unterstützt, vor allem durch Vorlegen eines Gesetzes gegen die Verunstaltung von Stadt und Land, das im März 1909 von beiden Kammern angenommen worden ist.

Bedeutung und Ziel, Umfang und Grenzen des Heimatschutzes im allgemeinen behandelt der letzte Vortrag (R. Wuttke); die übrigen sind den einzelnen Gegenständen des Heimatschutzes gewidmet. Sachsen ist reich an geologischen Denk-

mälern der verschiedensten Formationen, die, wie z. B. der einzigartige Topasfelsen des Schneckensteins, Schutz verdienen und bedürfen. Die Entstehung des Landschaftsbildes und ihres Pflanzenkleides schildert O. Drude und fordert Schutz nicht nur für die floristischen Seltenheiten, wie z B. gewisse „Glazialrelikte" in den Schluchten der Sächsischen Schweiz und auf den Hochmooren des Erzgebirges, sondern auch für solche Bestände, in denen besonders reichhaltige und charakteristische Pflanzengenossenschaften sich zusammengefunden haben. Zur Erhaltung der Schönheit des Waldes ist es erwünscht, dass wenigstens die Umgebung besuchter Aussichtspunkte und anderer landschaftlich hervorragender Stellen von dem Kahlschlagbetriebe verschont bleiben. Einzelne Waldpartien von besonders urwüchsiger Art sollten als „Urwaldreservationen" überhaupt von der Durchforstung ausgeschlossen bleiben. Prachtexemplare von Bäumen, die durch Alter oder Wuchsform sich auszeichnen, sind vor Vernichtung zu bewahren. Der heimatliche Tierschutz sollte sich nicht engherzig auf den Nützlichkeitsstandpunkt stellen, sondern auch die „schädlichen" Tiere, wo sie nicht überhandnehmen, gewähren lassen, weil jedes in seiner Weise zur Harmonie und Fülle des ganzen Naturbildes beiträgt.

Wie eine rücksichtslose, der landschaftlichen Eigenart zuwiderlaufende oder auch an sich hässliche Bebauung den harmonischen Charakter des Landschaftsbildes zerstören kann und wie nötig hier energischer Schutz und Abkehr von verfehlter Entwicklung ist, das zeigt E. Kühn besonders an dem Beispiele des Plauenschen Grundes. In ähnlicher Weise will C. Gurlitt das Städtebild vor Verunstaltung bewahrt wissen. Wichtiger noch als die Schonung wertvoller alter Bauwerke scheint ihm die Erhaltung des alten, naturgemäss entwickelten Planbildes, die Beibehaltung der schönen, geschwungenen Linienführung in den Strassenzügen, der geschlossenen, ruhigen Platzanlagen. Hier werden dem vermeintlichen Verkehrsbedürfnis durch Fortreissen, Verbreitern und Durchbrechen oft ganz unnötige Opfer gebracht, und manches reizvolle Bild nutzlos zerstört.

Heimatschutz kann nur gedeihen, wo im Volke die Gesinnung innerlicher Hochachtung vor den Werten der Natur und der Kultur erweckt ist. Dazu beizutragen sind diese Vorträge durch die vielseitigen Anregungen, die sie geben, wohl geeignet. Da Ziele und Gegenstände des Heimatschutzes in allen deutschen Landen wesentlich dieselben sind, so ist dem hübschen Büchlein mit seinem reichen, zweckdienlichen Bilderschmuck eine weite Verbreitung auch ausserhalb der grün-weissen Grenzpfähle zu wünschen.

Berlin. Karl Beucke.

Vilh. Grønbech, Lykkemand og Niding. Vor Folkeæt i Oldtiden. Første Bog. København, V. Pio, 1909. 220 S. 8°.

Schon nach den ersten zwei Seiten merkt man, dass man einem ganz persönlichen Buche und Stile gegenübersteht. Erst viel später kommt man dahinter, was der Autor eigentlich will und wie sich der geheimnisvolle Obertitel zu dem fassbareren Untertitel verhält. Der Lykkemand, das ist der Begabte im Vollbesitz der Ehre, dem es im Leben gelingt, und der Niding ist der von diesen Gütern Ausgeschlossene. Nämlich in der Welt der aisl. Sagas, der aengl. Epen und der anderen Kronzeugen für das vorkirchliche Germanentum. Eine Einleitung kontrastiert die Schilderung des Aussenseiters Tacitus mit den germanischen

Selbstporträts in der Saga und stellt das Leitmotiv auf: das agerm. Seelenleben liegt uns viel ferner, als man beim ersten Blicke glaubt; viel ferner als das der homerischen Griechen; wer es wahrhaft verstehen will, muss es sich von den Fundamenten aus aufbauen unter steter Abwehr der störenden, verwischenden Analogien aus unserer heutigen Welt. Jene Fundamente aber sind das Sippegefühl, das Ehrgefühl und der Glaube an Glück und Unglück als dem Menschen angewachsene Eigenschaften. So überschreibt sich denn ein erster Abschnitt 'Friede', d. i. eben Sippegefühl; dann kommt einer, betitelt 'Ehre' S. 69; dann, S. 120, noch einmal 'Ehre', S. 144 'Glück' und S. 181 abermals 'Glück'. Dies lässt schon ahnen, dass G. kein Landstrassenwanderer ist. Als Probe des Stils nehme man: „Wir können das Sippegefühl verfolgen von seiner bewussten Entfaltung rückwärts durch den Menschenwillen und bis an die Grenze, wo es sich in der Wurzel dieses Willens auflöst. Wir ahnen, nicht der Mensch will den 'Frieden', sondern der 'Friede' will ihn. Er liegt in der Tiefe seiner Seele als das grosse Grundelement, so blind und so stark wie die Natur selber" (S. 55). „Die Rache enthält die Verklärung und die Erklärung des Lebens, das Wahrste und Schönste am Leben, die innerste Natur des Lebens kommt zum Ausdruck in dem Rächer" (S. 72). „Unstern ist ein Bubenstreich, und ein Unsternsmensch ist soviel wie ein Neiding oder, je nachdem, ein Neidingskandidat" (S. 179). Man sieht, wie der Verf. seine Gedanken zuspitzt. Auf jeder dritten Seite streift er ans Paradoxon. Aber er verliert sich nicht daran; eine treffsichere Intuition beschirmt ihn. Man muss ihm freilich ohne Pedanterie folgen, sonst hätte man allzu oft zu widersprechen. In den späteren Abschnitten, von S. 116 an, gerät er wohl öfter auf einen toten Strang, redet er, seitenweise, wortreich um die Sache herum. Nur in kleinen Dosen kann man diese fein berechneten, oft grüblerischen, auch tüfteligen Sentenzen in sich aufnehmen. Das wohltuende Gegengewicht, die Stellen mit köstlicher Ironie (siehe S. 80. 86. 193f.), findet sich nur selten ein.

Im ganzen ein kulturreifes Buch, wie es vielleicht nur in Dänemark entstehen konnte. Es erinnert an die delikate Kunst Valdemar Vedels, ohne dessen realistische Frische zu erreichen. Grønbech redet nicht als Fachmann, sondern als ein Künstler, der sich in einen Ausschnitt der alten Schriftwerke innig eingelebt hat, durch kein philologisches Blatt Papier von diesen Quellen getrennt. Es nimmt sich fast aus wie Selbstgespräche eines Schriftstellers, der sich von dem Geäder des altnordischen Seelenlebens genaue Rechenschaft ablegt, um dereinst aus dieser gesättigten Anschauung einen geschichtlichen Roman zu formen. An welchen Leserkreis wendet sich solch ein Buch? Wer das germanische Altertum nur aus Abstand kennt, müsste eine festere, stofflichere, handgreiflichere Belehrung verlangen. Und von den Kennern der Sagas werden wenige geneigt sein, ein Buch durchzulesen, dessen Ertrag für sie in einer langen Reihe geistreicher Epigramme besteht. Und doch fände der Rechts-, der Sittenhistoriker hier Formulierungen, die dazu taugten, als geflügelte Worte durch ihre Lehrbücher zu gehen! Die wenigen Leser werden sich in einem persönlichen Verhältnis zu dem Autor fühlen. Der Ref. zählt sich zu dieser dankbaren kleinen Gemeinde, nur kommt er über die Frage nicht hinweg: war das Buch, das 220seitige Buch die rechte Kunstform für diesen Inhalt? Bogenzahl und Entstofflichung bedingen sich doch wohl, und zwar in umgekehrtem Verhältnis. War ein so überlegener Abstracteur de quintessences gezwungen, über die drei, vier Druckbogen hinauszugehen? . . . Und auf dem Titelblatte drohen die Worte 'Erstes Buch'.

Berlin. Andreas Heusler.

P. Saintyves, Les saints successeurs des dieux. Paris, Emile Nourry 1907. 416 S. — Les vierges mères et les naissances miraculeuses. Ebenda 1908. 280 S. — Le discernement du miracle. Ebenda 1909. 352 S.

Die Zeiten, da Hermann Usener eine ausgezeichnete kritische Legendenstudie der 34. Philologenversammlung nur mit einer gewissen Entschuldigung vorzulegen wagte und erzählte, auf der Angelikana habe man seine Beschäftigung mit Legendenhandschriften als preussische Spionage beargwöhnt — diese Zeiten sind für immer vergangen. Heute bemühen sich Philologen, Theologen und Historiker wetteifernd um diese Literatur, und Streit herrscht wohl um Einzelheiten, kaum noch um die kritischen Methoden. Den (pseudonymen?) Verfasser der vorliegenden Schriften werden wir in jenen kritisch gerichteten Kreisen katholischer Theologen Frankreichs zu suchen haben, für die der unendlich vieldeutige Name der 'Modernisten' erfunden ward.

Dass unter den zahlreichen Märtyrergeschichten nur eine verschwindend kleine Zahl historischen Wert habe, wusste man eigentlich schon seit den Arbeiten des Mauriners Thierry Ruinart († 1709). Heute erkennt Harnack gegen 18, Delehaye (vgl. oben 16, 123) mit Vorbehalten etwa 13 Texte als historisch brauchbar an. Aus welchen Quellen nun aber die grosse Masse der übrigen Legenden gespeist wurde, wenn nicht aus der historischen Wirklichkeit, das hat erst die neueste Forschung zu erhellen sich bemüht. Usener und andere klassische Philologen zeigten den Einfluss hellenistischer Vorstellungskreise, Delehaye und H. Günter (Legendenstudien 1906) zeigten die spontane Arbeit der Volksphantasie, die irgend einen geringen Wirklichkeitskeim, eine bildliche Darstellung, ein metaphorisches Bibelwort u. dergl. zu bunten Fabeleien aufquellen liess. So ergab sich eine mehr kulturhistorische und eine mehr volkspsychologische Betrachtungsweise, die einander ergänzten, nicht ausschlossen. Saintyves' Buch erweckt durch seinen Titel den Anschein, schlechthin der Usenerschen Richtung anzugehören; der Inhalt zeigt, dass das nicht der Fall ist. Es ist ein Buch weitblickender Zusammenfassung. Der Verfasser schürft selbst keine neuen Resultate aus den Quellen empor, so teilt er auch nicht die Einseitigkeit der Pfadfinder; er kennt und würdigt alle kritischen Gesichtspunkte, die man an die Legenden herangebracht hat; sein Buch fasst das Wesentliche aus einer reichhaltigen Literatur zusammen. Namentlich in den Arbeiten französischer Gelehrter ist er überaus belesen; er kennt aber auch alles Wichtige aus der deutschen und englischen Forschung. So scheidet er 6 Quellen, aus denen die Phantasie der Legendenerzähler schöpfte: 1. La lecture des épitaphes (falsche Deutung von Abkürzungen, Adjektiven usw.), 2. L'interprétation des images, 3. Le temps et le mobilier liturgiques, 4. Les fables et les paraboles dans la vie des saints; les doublets hagiographiques, 5. Les traditions populaires; l'émigration des contes, 6. La migration des miracles et l'amour du surnaturel, 7. Les traditions mythiques. Noch nicht auseinandersetzen konnte sich der Verf. mit Reitzensteins erst 1906 erschienenen 'Hellenistischen Wundererzählungen' und der darin angedeuteten Einwirkung der Propheten- und Philosophenaretalogien auf die Legenden. Sonst aber ist nichts Wichtiges übergangen, und überall zeigt sich gediegene Verarbeitung und selbständig durchdachte Verbindung des aus der gelehrten Einzelarbeit Geschöpften. Das gilt auch von dem Eingangskapitel über den Ursprung der Heiligenverehrung überhaupt und von dem anregenden Schlussabschnitt: 'La mythologie des noms propres'. Hier

werden Tatsachen, wie die Hypostasen göttlicher, in einem Adjektiv festgehaltener Eigenschaften zu selbständigen Göttern oder Heiligen, der Einfluss gelehrter und ungelehrter Etymologien und ähnliches behandelt. Es zeigt sich, dass die Mythologie der Sprachforschung noch immer bedarf, wenn sie auch die einseitig etymologische Methode Ad. Kuhns und Max Müllers verlassen hat. Man darf mit Spannung der angekündigten Fortsetzung des Werkes entgegensehen, die 'la mythologie des images païennes' und 'la mythologie des rites païens' behandeln soll.

Das Buch 'Les Vierges mères' trägt das Kennzeichen gewaltiger Belesenheit so gut wie das erste Werk. Ziel der Darstellung und darum letztes Kapitel ist hier die Einordnung der Geburtsgeschichten Jesu bei Lucas und Matthäus in einen religionsgeschichtlichen Zusammenhang — für den Kenner der deutschen kritischen Theologie kein neues Thema. Aber so weit wie hier ist der religionsgeschichtliche Rahmen wohl selten gespannt worden; alle nur irgend auffindbaren Überlieferungen von wunderbaren Geburten werden herangezogen, keineswegs die Jungfrauengeburt allein, sondern die Mythen von gebärenden Steinen, Wasserfluten, Pflanzen, der befruchtenden Sonne usw. Dies weite Material wird, so weit irgend angängig, in Verbindung gebracht mit rituellen oder profanen Volksgebräuchen: ohne die verbreitete Praxis des Kinderaussetzens keine Geschichte wie die von Romulus und Remus. Die umsichtige Durchführung dieses Erklärungsprinzipes ist geeignet, manche Mythe des romantischen Geheimnisses zu entkleiden, das ihr zunächst anhaftet; wie denn überhaupt ein gesunder, nicht überheblicher, Rationalismus dem Autor eignet.

Das zeigt sich auch in seinem dritten, der Kritik des Wunders gewidmeten Buche, das aus früher veröffentlichten Einzeluntersuchungen hervorgegangen ist. Anders als zur Zeit der Aufklärung ruht hier der Akzent nicht auf der philosophischen, sondern auf der historischen und naturwissenschaftlichen Kritik. Kapitel wie das vierte und fünfte: 'Du genre littéraire des livres historiques qui racontent des miracles', 'De l'idée que les rédacteurs de récits miraculeux se sont faits de l'histoire' konnten erst in unserer Zeit geschrieben werden; sie ergänzen manche Ausführungen über die Legenden in dem ersten Buche. Auch der Teil, der der philosophischen Wunderkritik gilt, ist weniger erkenntnistheoretisch als psychologisch gehalten: die seelischen Zustände, die Wunderglauben erzeugen, werden diskutiert. Für näheres Eingehen auf dieses am meisten theologische Buch des gelehrten Verfassers ist hier nicht der Ort.

Berlin. Heinrich Lohre.

Robert Mielke, Das Dorf. Ein Handbuch der künstlerischen Dorf- und Flurgestaltung. Mit 256 Textabbildungen. Leipzig, Quelle und Meyer, 1910. VI, 290 S. gr. 8°. 5,40 Mk., geb. 6 Mk.

Seit langen Jahren hat Mielke seine Studien dem deutschen Dorf und seinen Bewohnern zugewandt. Er hat das bäuerliche Haus und Gehöft nach ihren Typen und deren Verbreitung sowie nach einzelnen ihrer Teile untersucht, hat sein Auge auf die landschaftliche Umgebung des Dorfes und die bäuerliche Kunst gerichtet und hat endlich in zwei Büchern diese und andere Beobachtungen zusammenzufassen gesucht: „Das deutsche Dorf", 1907 erschienen, charakterisiert auf historisch-geographischer Grundlage, das vorliegende Werk stellt dar und beurteilt nach künstlerischen Gesichtspunkten. Es ist eine architektonische Dorfkunde und

Dorfkritik mit dem Ziele des Heimatschutzes, wendet sich aber nicht nur an den Baukünstler, sondern an jeden, der durch seine Stellung als dörflicher Grund- und Hausbesitzer oder als Beamter an der Gestaltung des Dorfes mitzuwirken berufen ist, oder der auch nur das deutsche Dorf liebt und lernen möchte, sich Rechenschaft zu geben über die Ursache der von ihm ausgehenden Eindrücke, der sein Urteil messen möchte an dem eines durch weite Umschau geschulten Mannes. Denn die in diesem Buche niedergelegten Beobachtungen sind das Ergebnis zwanzigjähriger Reisen (Vorwort S. VI), deren Ausdehnung durch ganz Deutschland die rund 260 Abbildungen erkennen lassen, alle bis auf ein Zehntel von Mielke selbst aufgenommen.

Das mit einem eingehenden Namen- und Sachregister ausgestattete Buch setzt sich aus drei Teilen zusammen. Der allgemeine behandelt die Lage des Dorfes in der Landschaft und seine Abhängigkeit von der Natur, die sich in seiner Gestalt sowie in den Stoffen und Formen der Bauten äussert. Freilich bestimmt die umgebende Natur jetzt nicht mehr allein die Tätigkeit der Dorfbewohner, weil diese sich vielfach durch äussere Anstösse verschoben hat, was dann wieder zu Änderungen der baulichen Anlagen, der Landeinteilung usw. Anlass gab. Der vierte Abschnitt dieses Teiles „Das Dorf in seinen geschichtlichen Formen" wird seiner Überschrift nicht gerecht. Die ästhetische Betrachtung überwiegt zu sehr die historische, so dass der Inhalt sich zum grössten Teil anderweitig unterbringen liesse, das Entwickelungsgeschichtliche aber an einleitender Stelle Platz finden könnte. Gerade hier bietet übrigens Mielkes zweites Buch eine Ergänzung, und auch der erste Abschnitt des die Dorfgestaltung betrachtenden zweiten Teiles im vorliegenden Werke, der vom Lageplan handelt, greift ein. Daneben kommen in diesem Teil andere umfassende Gebilde zur Sprache: das Dorf von aussen und innen gesehen, die Gestaltung der Wege, die Flur. Die Überschriften „Das Dorfbild, das Strassenbild, die Strasse" drücken, scheint mir, den Inhalt der Abschnitte nicht ganz glücklich aus. Der letzte Teil prüft die Bauten im einzelnen, wobei ich den Brunnen lieber zu den übrigen Nutzbauten, die Denkmäler — deren Begriff ein wenig schillert! — an den Schluss gerückt hätte. Kleine Bedenken in bezug auf Form oder Technik habe ich auch sonst noch hin und wieder empfunden. S. 85 nimmt sich das „Gesetz, dass die zunehmende Grösse (eines Bauwerkes in der freien Natur) proportional der abnehmenden Helligkeit sein muss", sonderbar aus, und es geht selbst aus dem Zusammenhange nicht glatt hervor, dass die helle Färbung des Bauwerks gemeint ist. S. 180 sind Wegesteine in den Zwischenräumen mit Hecken bepflanzt, statt der Zwischenräume zwischen den Wegesteinen. S. 112 „um so näherliegender" statt näher liegend oder allenfalls naheliegender. S. 55 ff. finde ich Schindel durchweg als Masculinum statt als Femininum gebraucht, ohne Zweifel durch Attraktion an „der Ziegel". Anderes mag in das Gebiet der Druckfehler fallen, unter denen Baumgruppe statt Baugruppe (S. 240) der unangenehmste ist und von denen ich nur noch die falschen Zitate S. 210 statt 154 f. (S. 243) und S. 269 statt 266 f. (S. 234) berichtige. Sie sind jedoch selten, nur leider nicht in den Verweisungen auf Bilder. S. 76 muss es heissen Abb. 63 statt 69, S. 95 bei dem unteren Bilde 145 statt 150, S. 102 Abb. 139 satt 39, S. 166 Abb. 145 statt 152, S. 233 Abb. 91a statt 91, S. 240 Abb. 214 statt 228, S. 248 Abb. 223 statt 222. An einigen Stellen weiss ich den Fehler nicht mit Sicherheit zu bessern, oder liegt er in den Illustrationen. Ist S. 127 Abb. 113 statt 110 gemeint? S. 180: Abb. 96 stellt keinen Bergweg dar. Abb. 62 erläutert die Angaben des Textes S. 223 nicht, Abb. 23 zu S. 37 ist undeutlich, Abb. 7 genügt für die Anmerkung auf S. 43 nicht und auf Abb. 27

tritt die charakteristische Bretterverkleidung des Giebelzwickels, von der der Text redet, nicht hervor. Aber das sind wohl die einzigen Mängel an den sonst vorzüglich geratenen und ihren Zweck durchaus erfüllenden Bildern.

Wie immer bei Geschmacksurteilen wird der Verfasser nicht durchweg Zustimmung finden. Aber man dürfte die Überlegtheit und Duldsamkeit seiner Kritik anerkennen und ihm zugestehen, dass er nicht mit einem theoretisch konstruierten, fertigen Massstab an die Dinge herantritt, sondern aus der Betrachtung des Vorhandenen zu lernen und Normen zu gewinnen sucht. Er hebt auch mit Recht hervor, dass die Vorfahren nicht die von uns abgezogenen Regeln besassen und nach ihnen geschaffen haben, sondern dass eine verständige Anpassung an das Gegebene und Zweckmässige die Grundlage des Wohlgefälligen in der bäuerlichen Kunst bildet. Mielke ist weder ein blinder Lobredner und Verteidiger des Alten, noch ein Verächter der Mittel und Forderungen der Neuzeit, sondern verlangt nur ruhiges Abwägen nach beiden Richtungen und Vorsicht im Verwerfen des Altbewährten, weil es sich oft genug schonend und doch vorteilhaft und befriedigend umgestalten lässt. So gesellen sich seine systematischen Betrachtungen zu den praktischen Bestrebungen hervorragender Architekten und werden das Verständnis für sie hoffentlich immer mehr wecken und verbreiten.

Berlin. Max Roediger.

Notizen.

Marie Andree-Eysn, Volkskundliches, aus dem bayrisch-österreichischen Alpengebiet. Braunschweig, F. Vieweg 1910. XIV, 274 S. gr. 8° mit Titelbild und 225 Abbildungen. — 16 Abhandlungen enthält der stattliche Band, in welchem die verehrte Verfasserin den Ertrag einer langjährigen, fruchtbaren Sammelarbeit und einer besonnenen, knappen und dabei deutsche wie ausländische, neue wie alte Literatur umsichtig heranziehenden Betrachtung niedergelegt hat: 1. St. Wolfgangs Verehrung in Bayern und Österreich: seine Wunder: Quellenerweckung, Erweichen der Steine, Beilwurf u. a. Bräuche der Pilger: Durchkriechen durch eine Felsenspalte, Steinschleppen, Opfergaben, Glockenzeichen des Beters für den Heiligen. 2. Pestkapellen und -bilder, Sebastianspfeile als Amulette: die Patrone Sebastian, Rochus, Christophorus, Anna. 3. Die drei h. Jungfrauen Einbetta, Worbetta, Wilbetta und ihre Bilder in Süddeutschland, Luxemburg und Böhmen. 4. Der Buchstabe T als Pestamulett über der Tür, auf Schutzbriefen und Anhängern (nach Hesekiel 9, 4: תָּו = Zeichen auf der Stirn der Auserwählten). 5. Das Frautragen in Salzburg (oben 9, 154. 13, 430). 6. Deckengehänge im deutschen, slawischen und schwedischen Bauernhause: die kunstvoll aus Holz geschnitzte Heiliggeist-Taube und die aus Stroh oder Zittergras hergestellte 'Unruh'. 7. Pranger- oder Reifstangen in Salzburg. 8. Schutzmittel für Haus und Hof: Inschriften, Benediktuspfennig, Bilder, Segen, Palmbuschen, Antlaß-ei, Schädel, Trudensteine u. a. 9. Amulette: Feige, Schutzzettel, Benediktuskreuz, Nepomukzunge, Walpurgisöl, Lorettohauben, Ringe, Trudenmesser, Fraisschlüssel, Edelsteine, Maulwurfspfoten usw. 10. Schädelkultus im Alpenlande; Bemalung, Inschriften. 11. Die Perchten in Salzburg, die schiachen und die schönen. 12. Maibäume. 13. Viehschmuck beim Almabtrieb. 14. Verstücher und -briefe. 15. Sagen aus der Rauris: Bergmandl, wilde Frau, Zauberer, Hexen, Festbannen, Spuk. 16. Hag- und Zaunformen: Brauch, Sprichwort, Aberglaube, Sagen über den Zaun. Natürlich vermag diese knappe Aufzählung nur eine schwache Vorstellung von der ungemein reichen Fülle des Inhalts, die durch eine grosse Zahl vortrefflicher Abbildungen noch anschaulicher wird, und von den zum Teil ganz neuen Forschungsergebnissen, z. B. bei Nr. 3, 4, 6, 9, 10, 16, zu geben. Durch die wohltuende Vorsicht gegenüber mythologischen Spekulationen (S. 35. 87. 157) und die scheinbar mühelose Beherrschung der volkskundlichen Literatur erinnert das Werk

uns fast auf jeder Seite an Richard Andrees glänzende Arbeit über die süddeutschen Votive (s. oben 15, 233), der es nun als die zweite Frucht eines harmonischen Zusammenwirkens des verehrten Paares an die Seite tritt.

K. Bücher, Arbeit und Rhythmus. Vierte neubearbeitete Auflage. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1909. XI, 476, XIV S. 8°. 7 Mk. — In der vor vierzehn Jahren erschienenen ersten Auflage dieses Werkes legte der bekannte Leipziger Nationalökonom, den uralten Zusammenhang zwischen Arbeit, Rhythmus und Lied ins Auge fassend, die historische Entwicklung einer ursprünglich nur mit Unlust betriebenen Arbeitsleistung zu ihrer rhythmischen Gestaltung und weiter zur Entstehung von Arbeitsgesängen zum ersten Male einleuchtend dar und knüpfte daran weitere in die Urgeschichte der Musik und Dichtung hineingreifende Folgerungen. Der fruchtbare, durch eine stattliche Zahl von Beispielen und Belegen gestützte Grundgedanke Büchers hat bald Anklang gefunden, und wir freuen uns, nach der oben 12, 372 ausführlicher charakterisierten dritten Auflage eine durch neue, namentlich ostasiatische Arbeitslieder, einen instruktiven Bilderanhang von 14 Tafeln sowie durch allgemeine Ausführungen vermehrte Bearbeitung begrüssen zu können. Was über die Frauendichtung der primitiven Völker (S. 394) ausgeführt wird, ist sicherlich ernster Beachtung wert. Dagegen scheint mir die Behauptung: „Es ist die energische rhythmische Körperbewegung, die zur Entstehung der Poesie geführt hat, insbesondere diejenige Bewegung, welche wir Arbeit nennen“ (S. 365) allzu kühn und schwer beweisbar. Soll Tanz, Musik, Poesie aus der körperlichen Arbeit hervorgegangen sein, nur weil diese wesentlich geistigen Betätigungen sich gleichfalls dem rhythmischen Gesetze unterordnen? In der rhythmischen Begleitung der primitiven Arbeit die einzige oder auch nur die hauptsächliche Wurzel der Poesie zu sehen vermag ich nicht. Nachträge zu den Liedern der Böttcher, Schmiede, Drescher, Rammer, Klöpplerinnen zu geben wäre natürlich leicht; ich möchte aber nur auf den schweizerischen Erntegeiger bei Messikommer, Aus alter Zeit 1909 S. 46 hinweisen.

A. Freybe, Der deutsche Volksaberglaube in seinem Verhältnis zum Christentum und im Unterschiede von der Zauberei. Gotha, Perthes 1910. XV, 194 S. 3,60 Mk. — Für junge Geistliche schreibt F. ein in den Lehrbüchern der praktischen Theologie fehlendes Kapitel über die rechte Behandlung des Aberglaubens. Indem er ausführlich über die verschiedenen Äusserungen des Aberglaubens und seinen Zusammenhang mit dem germanischen Heidentum orientiert, macht er auf die ethischen Züge, die poetische Naturanschauung und die zahlreichen christlichen Spuren darin aufmerksam und empfiehlt statt rationalistischen Spottes zarte und wohlwollende Rücksichtnahme nach dem Muster der alten Kirche. Dagegen will er von der Zauberei und dem Spiritismus nichts wissen.

Karl Huss, Die Schrift vom Aberglauben, nach dem in der fürstlich Metternichschen Bibliothek zu Königswart befindlichen Manuskripte hsg. von A. John. Prag, J. G. Calve 1910. XXXII, 48 S. mit 12 Abbildungen und 4 Farbentafeln. 3 Mk. (Beiträge zur deutschböhmischen Volkskunde 9, 2). — Die 1823 abgefasste, volkskundlich wertvolle Schrift des Egerer Scharfrichters Huss (1761—1838) handelt nicht wie die ältere seines Nürnberger Kollegen Meister Franz (ed. Endter 1801) von seinen amtlichen Verrichtungen; sondern der aufgeklärte, nur durch das allgemeine Vorurteil von einem gelehrten Berufe ausgeschlossene Mann, dessen Antiquitätenmuseum wiederholt von Goethe besucht und endlich vom Grafen Metternich erworben wurde, trägt hier eine Fülle abergläubischer Meinungen des Volkes zusammen, ohne mit seiner ehrlichen Entrüstung und seinem herben Spott über die menschliche Torheit zurückzuhalten. Schon in der ZföVolksk. 6, 107 hatte der um die Volkskunde des Egerlandes hochverdiente A. John einen sachlich geordneten Auszug aus der bisher unbekannten Hs. gegeben; jetzt erscheint der vollständige Text mit den interessanten Zeichnungen einer Wünschelrute, eines Erbschlüssels, Drudenfusses, kabbalistischer Figuren, der Satorformel usw. und mit einer ausführlichen Einleitung.

H. Kehrer, Die heiligen drei Könige in Literatur und Kunst. 2 Bde. Leipzig, E. A. Seemann 1908. X, 114. XV, 327 S. 4° mit 1 Taf. und 348 Abbildungen. 30 Mk. — Kehrer, der bereits 1904 eine Studie über die h. drei Könige in der Legende und in der deutschen Kunst veröffentlicht hatte, kehrt hier mit reicherer Ausrüstung zu seinem Thema zurück und liefert eine auf umfassenden Quellenforschungen ruhende, trefflich illustrierte

Darstellung. Wie sich die durch Springer, Ficker u. a. vertretene neuere Richtung der mittelalterlichen Kunstgeschichte überhaupt dadurch kennzeichnet, dass sie an die Betrachtung und Deutung der Kunstwerke nicht ohne ein ausgedehntes Studium des gesamten Literatur- und Kulturlebens dieser Zeit herantritt, so hat auch K. der Entwicklung der Dreikönigslegende einen ganzen Band gewidmet, der alle theologischen und literarhistorischen Fragen berücksichtigt und mit den neuesten, bisweilen noch ziemlich hypothetischen Ansichten operiert. Im Anschluss an Dieterich erblickt er in dem Stern und den Magiern des Matthäusevangeliums einen Zusammenhang mit der babylonischen Astrologie und dem Mithraskulte. Er schildert die geistliche Deutung der orientalischen Kirchenväter, die volkstümliche Erweiterung der Legende in der syrischen 'Schatzhöhle' (drei Könige, ihre Namen) und das zuerst bei den alexandrinischen Gnostikern gefeierte, um 350 auch nach dem Westen gedrungene Epiphanienfest, dessen Liturgie ursprünglich auch die Geburt und Taufe Christi verherrlichte. Nachdem dann das Geburtsfest Christi davon abgelöst und auf den 25. Dezember verlegt worden war, prägte Augustin das Fest um zum Geburtstage der Heidenkirche, als deren Erstlinge er die Magier bezeichnete. Die Dreizahl und das Königtum der letzteren taucht nun auch im Abendlande auf, ihre Namen Bithisarea, Melichior, Gathaspa führt hier zuerst ein Mönch des Merowingerreiches an, und die lateinischen, deutschen, französischen Bearbeiter der Legende fügen immer neue reizvolle Züge hinzu. Eine üppig ausgeschmückte deutsche Fassung, die 1475 in Freysing aufgezeichnet ward, hat K. 1, 82—95 aus dem Cgm. 504 abgedruckt. Aus der abendländischen Liturgie des Dreikönigstages entwickelte sich in Frankreich zu Ende des 11. Jahrhundert ein kirchliches Schauspiel, bei dem wohl eine Madonnenstatue auf dem Altar stand, und dem später ein Herodesspiel, eine Hirtenszene und der Ludus innocentium angefügt ward. Im Volksglauben galten die h. drei Könige als Patrone der Reisenden und Helfer gegen Epilepsie, ihre Reliquien wurden 1162 aus Mailand nach Deutschland gebracht. — Der zweite Band behandelt in 27 Kapiteln die verschiedenen Typen der künstlerischen Darstellung der Legende. Aus seinem ungemein reichen Inhalte sei nur einzelnes hervorgehoben. Den auf dem oben 18, 289 reproduzierten Katakombengemälde vertretenen Typus nennt K. den hellenistischen, weil hier die in der Tracht der Mithraspriester erscheinenden Magier ihre Huldigung nach antiker Weise stehend, nicht mit dem persisch-byzantinischen Fußfall (Proskynesis) darbringen. Die Sarkophagreliefs zerfallen in eine Gruppe, die vor, und eine, die nach der Einführung des Weihnachtsfestes entstanden ist. Im orientalischen Typus erscheint statt des Sterns ein Sternengel. Auf den Einfluss des Schauspiels gehen zurück die vollständige Kniebeugung statt der halben Genuflexio und der Gestus des Hindeutens auf den Stern, ferner die Ruinenarchitektur des 15. Jahrhunderts und der seit 1470 in Deutschland (wo Kaspar allmählich zum lustigen Kasperle wird) auftretende Mohrenkönig, endlich das Zusammentreffen der drei Könige samt ihrem stattlichen Gefolge. — Sorgfältige Literaturnachweise und Register erhöhen den Wert des Werkes, dem ein paar stilistische Härten und willkürliche Schreibweisen wie Hepting, Hippolyth, Komestor, Märlant besonders aufzumutzen kleinlich wäre.

K. Knortz, Die Insekten in Sage, Sitte und Literatur. Annaberg, Graser 1910. 151 S. 2,40 Mk. — In vier Kapiteln werden uns Lesefrüchte aus allen möglichen Ländern und Zeiten mitgeteilt über Biene und Honig, Floh und Laus, Fliege und Spinne, allerlei Kriecher und Flieger. Der Mangel an Ordnung und höheren Gesichtspunkten verschuldet es, dass man höchstens einzelne Partien daraus als eine unterhaltende, wenn auch nicht immer geschmackvolle Plauderei bezeichnen kann. Der Forscher wird dies bunte Sammelsurium, dem häufig keine Quellenangaben zur Seite stehen, nur gelegentlich als Materialsammlung benutzen.

L. Maeterlinck, Le genre satirique, fantastique et licencieux dans la sculpture flamande et wallonne. Les miséricordes de stalles (art et folklore). Paris, J. Schemit 1910. III, 380 S. 12 Fr. — Maeterlincks neues Werk ergänzt sein oben 17, 355 charakterisiertes Buch über die satirische Richtung in der vlämischen Malerei durch eine sorgfältige Sammlung und Beleuchtung der gleichartigen kirchlichen Holzschnitzereien des 13. bis 17. Jahrhunderts. An den Miserikordien, d. h. den Knäufen der Sitzklappen des

Chorgestühls, auf denen man während des durch die liturgische Ordnung gebotenen Stehens ausruhte, haben die belgischen Bildschnitzer eine reiche Phantasie, eine für die Sittengeschichte höchst wertvolle Beobachtung des Volkslebens und einen oft jede Schranke überspringenden Humor bekundet. Auf diesen kleinen Holzreliefs gewahren wir nicht bloss grinsende Köpfe oder Fabeltiere, Affen und gliederverrenkende Narren, sondern vor allem lebendige Szenen des Alltagslebens, Liebespaare, Prügeleien, Stockspiel, Bandwurmkuren und ähnliche skatologische Vorgänge, Satiren auf die Streitsucht der Frau, die ihrem Manne die Hosen entreisst und selbst den Teufel bindet, auf die Unkeuschheit der Mönche und Nonnen, auf die Juden. Der derbe, oft unflätige Realismus dieser Darstellungen ist in der späteren Malerei kaum überboten worden. Literarische Einflüsse treten zu Tage, wenn der Zauberer Vergil im Korbe zwischen Himmel und Erde hängt oder der Meister Aristoteles der schönen Phyllis als Reittier dient, wenn die Gestalten der Tierfabel, die Katze mit der Schelle, der beim Storch speisende Fuchs, auftreten oder lehrhafte Gleichnisse (Perlen vor die Säue werfen, blinde Blindenleiter) und Sprichwörter (den Backofen angaffen, mit dem Kopf durch die Wand, die Welt durchkriechen) erscheinen. Die Anschaulichkeit der Schilderung wird durch 275 vom Autor selber gezeichnete Abbildungen unterstützt. In der Anordnung ist der Grundsatz durchgeführt, die örtlich und zeitlich zusammengehörigen Denkmäler zusammen zu besprechen. Wie in seinem früheren Werke hat M. überall auf den Zusammenhang mit der gleichzeitigen Literatur und den aktenmässig zu belegenden Tatsachen der Kulturgeschichte hingewiesen: besonders interessant ist der Nachweis illustrierter vlämischer Sprichwörter (S. 289. 302; dazu Fred. Muller, De nederlandsche Geschiedenis in Platen nr. 3620 und Nachtrag nr. 763 a—b). Auch in England, Frankreich, Spanien und Deutschland hat die vlämische Bildschnitzerei Einfluss ausgeübt; vielleicht regt Maeterlincks vortreffliche Leistung einen unserer Kunsthistoriker an, einmal die Darstellungen der in Deutschland vorhandenen Miserikordien im grösseren Zusammenhange zu mustern.

J. Orsier, La moquerie savoyarde, apologue en vers patois de la fin du 16. siècle et ses origines. Paris, H. Champion 1910. 28 S. 8°. — Das 1603 zu Chambéry erschienene Gedicht in savoyardischem Dialekt, welches O. abdruckt und durch eine weitausholende Stoffgeschichte erläutert, behandelt die bekannte Fabel vom Vater, Sohn und Esel (Pauli, Schimpf und Ernst 477) im Anschluss an Poggios lateinische Fassung.

Ch. Peabody, Certain quests and doles (The Putnam Anniversary volume 1909, 344—367). — Eine vergleichende Übersicht über den in England wie in anderen europäischen Ländern nachweisbaren Brauch der Kinder, zu Weihnachten, Neujahr, Dreikönigstag, Ostern und an anderen Tagen des Jahres herumzuziehen und durch Bettelverse Gebäck und ähnliche Gaben einzufordern.

Siebenbürgisch-sächsisches Wörterbuch, mit Benutzung der Sammlungen Johann Wolffs hsg. vom Ausschuss des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, 1. bis 3. Lieferung, bearbeitet von Adolf Schullerus. Strassburg i. E., K. J. Trübner 1908—1910. LXXII, 416 S. gr. 8°. 12 Mk. — Die siebenbürgische Mundart ist im eigentlichen Deutschland wenig bekannt, trotzdem dieser wackere, kernige Stamm alljährlich viele seiner Söhne und Töchter auf deutsche Hochschulen sendet und eine keineswegs unbedeutende Dialektliteratur aufzuweisen hat. Vor allem freilich muss die Entwicklung der Mundart dieser im 12. Jahrhundert aus dem mittelfränkischen Eifel- und Moselgebiet ausgewanderten Volksgemeinschaft den Sprachforscher aufs höchste interessieren. Und so hat schon Leibniz, der als erster das Wesen der Mundarten in den Kreis wissenschaftlicher Betrachtung zog, ein siebenbürgisch-sächsisches Wörterbuch gefordert. Seiner Anregung leisteten im 18. und 19. Jahrhundert verschiedene siebenbürgische Pfarrer und Beamte Folge, insbesondere griffen J. K. Schuller, J. Haltrich und J. Wolff diese grosse Arbeit mit wissenschaftlichem Sinne, wenn auch jeder in anderer Weise, an, ohne zum Abschlusse und zur Drucklegung zu gelangen. 1895 endlich nahm sich der Verein für siebenbürgische Landeskunde der durch Wolffs Tod ins Stocken geratenen Sache an; A. Schullerus schrieb eine Vorgeschichte des Wörterbuches (Hermannstadt 1895) und versandte in Gemeinschaft mit A. Scheiner und O. Wittstock neue Fragebogen. Zehn Jahre später konnte er mit G. Keintzel und G. Kisch einige Proben von ausgearbeiteten Artikeln

veröffentlichen, und der Vereinsausschuss beschloss nunmehr die Drucklegung. — Inzwischen war dem Wörterbuch durch Untersuchungen über einzelne Teilmundarten und über die Verwandtschaft mit dem niederrheinischen Dialekt Förderung erwachsen. Hübsch berichtet Schullerus, wie er mit einigen Genossen durchs Moseltal wandernd die Bauern in seiner Mundart anredete, um die vor 700 Jahren verlassene Heimat seines Stammes festzustellen, oder wie ein alter Letzeburger, dem die Siebenbürger sich als Landsleute vorstellten, bedächtig meinte: „Wenn ir Letzeburger sit, da sit ir lang furt von hai, da must ir schong als Kanner (Kinder) se furt gange.“ Die historische Betrachtung des gesammelten Wortvorrates schied jetzt das vom Rhein mitgebrachte romanische Lehngut (lat. cavea, trabs, satellum, gradus etc.) von den durch die veränderten wirtschaftlichen Verhältnisse, durch den Verkehr mit Magyaren und Rumänen und durch den Einfluss der deutschen Schriftsprache hinzugekommenen Ausdrücken. So stark aber blieb der Einfluss der ererbten Mundart, dass die Schriftsprache bis vor kurzem nur eine geschriebene, nicht auch gesprochene Sprache war. Bis gegen 1850 herrschte die Mundart auf der Kanzel und in den Gerichtsverhandlungen ausschliesslich, auch die Schule übte wohl das Hochdeutschschreiben, aber nicht das Sprechen; hochdeutsche Ausdrücke wurden also einfach in mundartliche Laute umgesetzt; aus hd. Knabe ward ein 'Knu°we' statt des heimischen 'Gang'. Immerhin hat sich neben den kräftigen Dorfmundarten unter dem Einflusse dieser Kanzel- und Amtssprache eine abgeschliffenere Umgangsmundart gebildet. — Die Ausführung des nach so langer und umsichtiger Vorbereitung ans Licht tretenden Unternehmens verdient nach den vorliegenden Lieferungen, die auf 416 zweispaltigen Seiten den Wortschatz von A — Bätsch vorführen, warmes Lob. Da der gesamte Sprachschatz des siebenbürgischen Volkes in möglichster Vollständigkeit vorgeführt werden soll, so sind die Belege aus den früheren Jahrhunderten und die Formen der allgemeinen Umgangssprache wie der drei Hauptmundarten sorgsam aufgezählt, Personen- und Ortsnamen sind aufgenommen, insbesondere aber ist der sachlichen Belehrung über volkskundliche Gegenstände ein breiter Raum gewährt, so dass einst das Werk eine Fundgrube für die Kenntnis des siebenbürgischen Volkslebens bilden wird. Welch reiches Material über Hochzeitsbräuche bieten z. B. die Artikel abbitten, abdanken, abfangen, abtanzen, Almesch, anbieten, anhalten, ansinnen, aufnehmen, auftuen, ausgrüssen, auskehren, Ausschank; über Spiele: abreiten, abschneiden, Apfel, Asche, Bär; über Aberglauben: Abnehmen, Ader, Altar, Ascher, auslöschen u. a.! Welche Fülle steckt in den Abschnitten Arm, Auge, Bach, Backen! Nach dem Vorbilde des schwäbischen Wörterbuchs ist die alphabetische Reihenfolge nach dem hochdeutschen Stichworte eingerichtet und die Schreibung möglichst einfach und gemeinverständlich dargestellt. Die einzelnen Ortsdialekte werden durch Lauttafeln versinnlicht, welche 144 Worte in ihren Abwandlungen vorführen und später durch einen geographischen Atlas der Mundart ersetzt werden sollen. Möchte das schöne Werk weithin Anerkennung und Förderung finden!

K. Straub, Die alte Reichsstadt Nördlingen im Ries und ihre nähere Umgebung. Nördlingen, Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs [1910]. 48 S. 0,50 Mk. — Ein hübsch illustrierter Führer.

August Meitzen †.

Wieder ist einer von den Begründern des Vereins für Volkskunde dahingegangen, Weinholds mit ihm eng befreundeter Landsmann August Meitzen. Er wurde am 16. Dezember 1822 in Breslau geboren und starb zu Berlin am 19. Januar d. J. In den ersten Jahren unseres Vereins beteiligte er sich lebhaft an den Versammlungen, hat auch das Amt eines Beisitzers bis zu seinem Tod innegehabt, aber nach und nach musste er Zeit und Kraft für seine Arbeiten aufsparen, wie denn auch zunehmende Kränklichkeit und Schwäche ihn ans Haus fesselten.

Meitzen widmete sich zuerst dem Studium der Medizin, ging aber bald zur Rechts- und Staatswissenschaft über. Den Doktorgrad darin erwarb er 1846, dazu 1848 den der Philosophie mit einer Arbeit über die Schwarzwälder Uhrenindustrie. Die begonnene Laufbahn als Staatsbeamter verliess er, als er 1853 zum Bürgermeister von Hirschberg gewählt wurde, kehrte aber 1856 in den Staatsdienst zurück. Durch seine Tätigkeit bei den Grenzregulierungen der Schlesischen Generalkommission legte er den Grund für seine agrarhistorischen Arbeiten, lernte den Wert der Flurkarten und Kataster als Wegweiser in die Vergangenheit erkennen und wurde mit den ländlichen Verhältnissen zunächst Schlesiens vertraut. Von seinem Eindringen in ihre Geschichte legten die 1863 von ihm herausgegebenen Urkunden schlesischer Dörfer Zeugnis ab, doch unterbrach diese Forschungen eine ministerielle Berufung nach Berlin. Er wurde dort mit einer Arbeit betraut, die bis in seine letzten Jahre hineinreicht und deren Ergebnisse vorliegen in dem achtbändigen, mit einem Atlas versehenen Werke 'Der Boden und die landwirtschaftlichen Verhältnisse des Preussischen Staates' (Berlin 1868—1872. 1894—1901). Als Mitglied des preussischen Statistischen Bureaus war er zugleich Lehrer am Statistischen Seminar und ging später zum Kaiserlichen Statistischen Amt über. Er schied 1882 aus ihm, als er zum Mitdirektor des Staatswissenschaftlich-statistischen Seminars der Berliner Universität ernannt wurde, der er seit 1875 als Extraordinarius, seit 1892 als ordentlicher Honorarprofessor angehörte. Ich übergehe seine uns ferner liegenden Veröffentlichungen und nenne nur die der Volkskunde besonders wertvollen wirtschaftsgeschichtlichen: Die Ausbreitung der Deutschen in Deutschland 1879, Der älteste Anbau der Deutschen 1881 (aus dem Jahrbuch für Nationalökonomie und Statistik N. F. 2), Das deutsche Haus in seinen volkstümlichen Formen 1882, Das Nomadentum der Germanen (in den Verhandlungen des zweiten deutschen Geographentages, April 1882), Die Grösse von Volkshufe und Königshufe (in der Festgabe für Hanssen 1889). Sie bereiten das zweite grossartige Hauptwerk Meitzens vor, das den Gipfel seiner Lebensarbeit bildet: Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slawen (drei Bände und ein Atlas, Berlin 1895). Hierin zeichnet Meitzen das aus Flurkarten, Urkunden und Geschichtswerken ihm aufgegangene Bild der Besiedelung Europas nördlich der Alpen, die Verschiebungen der Völker und ihr Ringen um Land, das Wesen ihrer Niederlassungen und ihrer sich wandelnden Wirtschaftsformen. Als Einführung und zum Teil Ergänzung hierzu können dienen die drei einleitenden historischen Abschnitte des 1901 erschienenen sechsten Bandes des ersten grossen Werkes über den Boden, die speziell aus der Agrargeschichte Norddeutschlands behandeln die ersten Bewohner, Wanderungen, Stammes- und Sprachverhältnisse, die feste Besiedelung und Agrarverfassung, die deutsche Kolonisation und Grosswirtschaft im slawischen Osten. Im dritten Bande der Siedelung beschäftigt sich Meitzen eingehend mit dem deutschen und nordischen Hause und vertieft seine älteren Forschungen darüber, die neben Hennings Arbeiten der Beschäftigung mit den Hausformen einen neuen Anstoss gegeben haben. Dass er dabei nicht zu unbestrittenen Ergebnissen gelangte, können wir ihm angesichts des fortdauernden Ringens mit diesen Problemen nicht zum Vorwurf machen, und das gilt ebenso für das gesamte Werk. Wir denken jetzt anders über das Nomadentum der Germanen und zweifeln an Meitzens darauf gebauten Berechnungen und Schlüssen; wir nehmen seine Ansichten über den Einfluss der Kelten und die Völkerverschiebungen nicht ohne Einspruch hin, und auch gegen andere Resultate machen Gelehrte verschiedener Richtung und verschiedener Fächer Einwendungen.

Aber diese Bedenken richten sich nur gegen die Ausdeutung des Materials. Zugestehen wird ihm jeder seine Bereicherung, die energische Durchdringung des Stoffes, die Verfolgung der Probleme bis zu ihren Wurzeln und letzten Konsequenzen, die Vertrautheit mit den bäuerlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen, und den grossen Zug in der Anlage des Werkes. Eine feste, freudige Überzeugung, auf dem richtigen Wege zu sein, durchweht es, trieb Meitzen zu rastloser Arbeit und fand auch im persönlichen Verkehr Ausdruck. Aber sie war frei von jeder Anmassung, die diesem reinen und liebenswürdigen, freundlich milden Charakter gänzlich fern lag. Nur ein wohltuendes Bild kann von ihm nachbleiben.

Berlin. Max Roediger.

Aus den

Sitzungs-Protokollen des Vereins für Volkskunde.

Freitag, den 28. Januar 1910. Der Vorsitzende, Herr Geheimrat Roediger, widmete dem verstorbenen Mitgliede A. Meitzen einen längeren Nachruf, der die Verdienste des Gelehrten im allgemeinen und seine Bedeutung für die Volkskunde im besonderen behandelte. Durch seinen Tod wurde auch eine schmerzliche Lücke im Vereinsvorstande gerissen, dem er seit langen Jahren als Beisitzer angehörte. Der Schriftführer Herr Direktor Minden wurde auf eigenen Wunsch zum Beisitzer im Vorstande und Herr Schriftsteller Robert Mielke an seine Stelle neu in den Vorstand gewählt. Der Vorsitzende erstattete den Bericht über das vergangene Vereinsjahr und an Stelle des verhinderten Herrn Schatzmeisters Dr. Fiebelkorn auch den Kassenbericht, aus welchem die infolge steter Steigerung der Druckkosten entstandene ungünstige Lage der Vereinskasse hervorging. Es ist infolgedessen geboten, auf Werbung neuer Mitglieder bedacht zu sein oder andere Einnahmequellen zu erschliessen. Auf Vorschlag von Herrn Geheimrat Friedel wurde dem Schatzmeister Entlastung erteilt und ihm der Dank des Vereins für seine Mühewaltung ausgesprochen. Der Vorsitzende wies sodann auf eine in den 'Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde' enthaltene Anregung hin, welche die Sammlung von Soldatenbriefen aus Feldzügen bezwecke. Herr Professor Roediger teilte mit, dass ein Elsässer Pfarrer Jakobi sich an ihn gewendet habe, um Auskunft über etwa bekannte ornamentierte Ziegelsteine zu erhalten. Vielfach finden sich an solchen Hausmarken und andere Zeichen. Die Sammlung dieser Erscheinungen möge den Vereinsmitgliedern empfohlen sein. Herr Sökeland erinnerte an die mit Kopfdarstellungen versehenen Firstziegel, welche von Herrn von Preen oben 18, 277 veröffentlicht wurden. Herr Friedel teilte mit, dass sich im Märkischen Museum eine Anzahl von Ziegeln mit Marken vorfänden. Der Vorsitzende machte dann Mitteilung von der Herausgabe eines neuen Werkes 'Schlesische Sagen', Teil 1, welche die Schlesische Gesellschaft für Volkskunde bearbeitet hat. Herr Franz Treichel legte einige kaschubische Flechtereien aus Wacholder (Kaddik)-Wurzeln vor, die in neuen Formen alte Arbeitsüberlieferungen wieder beleben sollen. Er zeigte dann noch eine Anzahl grosser Photographien von volkstümlichen Vorgängen und Bauten in der Kaschubei, wie den Hochzeitsbitter, das bekannte 'Binden' von Gästen

während der Ernte, Kartoffelkaulen, Armenkathe, Erdsiedelungen usw. Herr Professor Bolte zeigte dann einen aus Thüringen stammenden, mit meist unverständlichen schriftartigen Zeichen beschriebenen Papierbogen vor, der wohl einen Bausegen bedeuten sollte und hinter dem Türpfosten eines Hauses aufgefunden worden ist. Er besprach sodann das neu erschienene Buch von Marie Andree-Eysn 'Volkskundliches aus dem bayrisch-österreichischen Alpengebiet'. — Herr Sökeland besprach ebenfalls unter Vorlegung von Gegenständen einzelne Abschnitte des ebengenannten Buches, so besonders die interessante Gruppe der Heiliggeisttauben und anderer Deckengehänge in Bauernstuben, die in nördlichen Gegenden oft als Unruh bezeichnet werden und als hexenwehrend oder -anzeigend gelten. Zu dem Kapitel Volksmedizin in Form von gedruckten kleinen Heiligenbildchen und dergleichen, die verschluckt werden müssen, erwähnte er eine vor wenigen Jahren in Berlin beobachtete Parallele. Junge Damen im Backfischalter schrieben den Namen eines schwärmerisch verehrten Bühnenkünstlers auf Papierzettel und verschluckten sie. — Herr stud. phil. Hugo Siebenschein sprach dann unter Vorlegung zahlreicher farbiger Bilder des Malers Jóža Úprka über Volksleben und Volkstracht in Südmähren. Die Hauptmasse der Bevölkerung besteht aus Slowaken, die ein arbeitsames, frohes und frommes Völkchen sind. Die vorwiegend ländliche Arbeit vermag die Bevölkerung nicht zu ernähren, deshalb ziehen besonders die armen Gebirgsslowaken auf Arbeit nach Österreich. Trotzdem lieben sie bunte Farben in ihrer Tracht und sind grosse Freunde des Humors und der Musik. Auf der slowakischen Kirchweihe pflegt es sehr lustig herzugehen. Auch andere Feste werden geräuschvoll gefeiert. Die Sitte des Maibaumes ist ihnen bekannt. Man tanzt unter ihm, während bunte Bänder die Paare verbinden; Nationaltänze werden von einzelnen zum besten gegeben. Bemerkenswert ist auch die grosse Frömmigkeit der Slowaken. Fast jedes Dorf hat eine Kirche. Ihre Andacht entbehrt völlig der Mystik, und Wallfahrten, besonders zu einer Kapelle des Heiligen Anton, spielen eine bedeutende Rolle. Ihre Wohnhäuser sind von einfacher Bauart und weissglänzend bemalt, über den Fenstern häufig farbige Verzierungen, welche von den Frauen hergestellt sind. Die Ausstattung der kleinen Stuben zeigt Vorliebe für bunte Geschirre und bemalte Truhen, während Schränke fehlen. Die slowakische Volkstracht in Nordungarn wurde von einer anwesenden jungen Dame veranschaulicht. Dann beschloss der Redner seinen interessanten Vortrag mit einigen gesungenen slowakischen Volksliedern. — In den Ausschuss des Vereins wurden gewählt: Fräulein Elisabeth Lemke und die Herren Bartels, Behrend, Friedel, Goetze, Hahn, Heusler, Ludwig, Maurer, Samter, Erich Schmidt, Schulze-Veltrup.

Freitag, den 25. Februar 1910. Der Vorsitzende Geheimrat Prof. Roediger begrüsste das anwesende Ehepaar Professor Andree aus München und teilte mit, dass der neugewählte Ausschuss Herrn Geheimrat Friedel zum Obmann erwählt habe. Der Unterzeichnete legte aus der Sammlung für deutsche Volkskunde einige Gegenstände, wie einen Wettersegen, einige Trudenmesser und Photographien aus einer grossen Sammlung von deutschen Zunftaltertümern vor. Letztere gehören dem nordischen Museum in Stockholm und sollen demnächst in Deutschland versteigert werden. Ferner verlas er eine Mitteilung des Herrn Rendanten Ratig in Perleberg über 'Feierabend- oder Sonnensteine'. Das sind Dachsteine mit eigentümlichen fächerförmigen Verzierungen, die früher als erster Stein im Jahre, auch nach Feierabend oder am Schluss der jährlichen Arbeitsperiode in den Ziegeleien von den Gesellen hergestellt und dem Besitzer oder Meister überreicht wurden. Es kommen ausser den erwähnten Mustern auch Namen, Jahres-

zahlen, Kreuze, Tannenbäume und Sprüche auf ihnen vor. Ausserdem wurden diese Dachziegel öfter Besuchern der Ziegelei überreicht unter Aufsagung eines Spruches, der zur Hergabe eines Geldgeschenkes aufforderte, ähnlich wie das z. B. bei Erntearbeiten und anderen Gelegenheiten allgemein üblich ist. Herr Professor Andree wies im Anschluss daran auf Morse hin, der diesen Gegenstand ausführlicher bearbeitet hat. Dann besprach Herr Treichel die 'Mitteilungen des Vereins für kaschubische Volkskunde', und Herr Geheimrat Friedel an der Hand einer Sammlung von verschiedenartigen Löffelformen die Entwicklung der Essgeräte. Als älteste Form, vor Messer und Gabel entstanden, sieht er den Löffel an, in der Form der hohlen Hand und der Muschel von der Natur dem Menschen dargeboten. Besonders die Muschel ist als Schöpfgerät in der Kunst von jeher dargestellt worden und hat auch bei religiösen Zeremonien eine Rolle gespielt. So findet sich auf alten Bildern die Muschel oft bei der christlichen Taufe angewendet. Als vermutlich älteste Form des Messers wurde ein rohes Gerät aus Hornstein ägyptischer Herkunft gezeigt, dessen Alter auf 10- bis 20 000 Jahre geschätzt wurde. Eine eigentümliche gebogene und spitze Messerform, wie die süddeutschen Trudenmesser, im Spanischen navajo genannt und als Messer der St. Jakobspilger bekannt, dürfte ehedem zugleich als Gabel gedient haben. Die Benutzung einer eigentlichen Gabel beim Essen ist erst spät aufgekommen; noch im 13. Jahrhundert galt das als ungewohnter Luxus. Als Küchengerät mag die Gabel schon uralt sein, wie aus der Erzählung von Elis Söhnen im zweiten Buche Samuelis hervorgeht. Herr Maurer bemerkte, dass bei Alpenburg (Mythen und Sagen Tirols) ausführlich über den Gebrauch der Truden- oder Pinzgermesser gehandelt sei. Herr Stadtverordneter Sökeland gab sodann einen ausführlichen Bericht über das Innviertler Trachtenfest zu Taufkirchen in Oberösterreich, Pfingsten 1909, mit Erläuterung der Tänze und Spiele. Zu den festlichen Veranstaltungen gehörte vor allem eine Bauernhochzeit, die von F. Holzinger, Taufkirchen, in der kleinen Festschrift 'Alt-Innviertler Trachtenfest' ausführlich geschildert ist. Dann wurden vom Vortragenden eine grosse Zahl von Volkstänzen wie Siebenschritt, Eckerischer, Polstertanz und vor allem der Schwerttanz besprochen. Zur Veranschaulichung des letzteren hatte ein jüngeres Vereinsmitglied die Tanztracht, weiss mit roten Besätzen und fezartige Kopfbedeckung, angelegt. Von den Spielen, die bei dem Feste vorgeführt wurden, sind einige identisch mit den oben 14, 361 beschriebenen Drischlegspielen. Besonders erwähnenswert wäre das durch seine naive Frische erheiternde Adam- und Evaspiel (Paradeisspiel), das in früherer Zeit zu Weihnachten dargestellt zu werden pflegte. In der Besprechung des Vortrages wies Herr Roediger zur Vergleichung auf die in der Zs. f. österr. Volkskunde 1909, S. 161 gegebene illustrierte Darstellung von Spielen der Gössler Holzknechte hin. Hinsichtlich des angenommenen türkischen Ursprunges des Schwerttanzes möchte er lieber einen uralten und später umgestalteten Volksbrauch annehmen. Schon Tacitus erwähnt einen Schwerttanz der Germanen. Der mit auftretende Hanswurst des oberösterreichischen Schwerttanzes deutet auf spätere volkstümliche Umwandlung. Allerdings sei es schwierig bei der grossen Lücke in der Tradition hierin zu einem sicheren Schluss zu gelangen. Herr Professor Bolte wies darauf hin, dass man den neueren Schwerttanz, der ja nicht nur in Oberösterreich bekannt sei, für eine gelehrte Wiederbelebung des alten germanischen Tanzes angesprochen habe. Herr Dr. Hahn erwähnte den Lübecker Schwerttanz und fand in der vorgeführten Schwerttänzertracht keinen zwingenden Grund für die Annahme türkischer Herkunft, sondern wollte diese Tracht eher als ältere deutsche ansehen.

Freitag, den 18. März 1910. Fräulein Ida Hahn legte eine Reihe von Stickmustertüchern aus Lübeck vor, die eine mit der Zeit fortschreitende Verarmung in den Mustern erkennen liessen, ferner ältere Häkelarbeiten, ein Konfirmationstuch von 1847 und ein blau-weiss gewebtes Tischtuch aus dem 18. Jahrhundert mit einem Adler als Mittelbild und Bärenfiguren in den vier Ecken. Fräulein Elisabeth Lemke zeigte einige schwedische Stickereien, Gobelins und Leinenmalereien vor, die auf Grund alter volkstümlicher Motive neuerdings hergestellt werden. Herr Prof. Bolte bezog die auf diesen Leinentüchern dargestellte lichttragende Jungfrau auf die in Schweden übliche Feier des Lucientages am 13. Dezember. Er besprach dann einen neu erschienenen Führer durch Nördlingen, um dies volkskundlich interessante Gebiet zur Bereisung zu empfehlen, und legte eine von Alois John herausgegebene Schrift 'Vom Aberglauben' vor, die 1823 von dem Egerer Scharfrichter Karl Huss verfasst ist und auch Abbildungen von Egerländer Trachten enthält. Herr Prof. Ludwig zeigte eine mehrfingrige Pflanzenwurzel aus dem schlesischen Gebirge vor, die als Wichtelmännchen bezeichnet und zusammen mit einem Stückchen Brot, Salz und kleiner Münze in die Kleiderfalten einer Frau eingenäht war, um Glück zu bringen. Für den Hausbedarf hatte man grössere Wichtelmännchen. — Herr Dr. Eduard Hahn sprach über das Säuern der Lebensmittel in der bäuerlichen Wirtschaft und anderes. Er zeigte, wie schon in primitiven Zuständen der Frau die Sorge um die Ernährung der Familie zufiel und wie auf diese Weise die Konservierung mancher Lebensmittel allmählich Gemeingut geworden ist, besonders aber die Pflege und Erzeugung der Gärungserreger. Eine eigentümliche und in weiteren Kreisen noch wenig bekannte Art der Aufbewahrung von Kraut in Gruben, wo es bis zu drei Jahren liegt, sah der Vortragende in Steiermark, nachdem er von Rosegger darauf aufmerksam gemacht worden war: der Kohl wird geschnitten oder in ganzen Köpfen etwas angekocht fest in die Grube eingestampft; auf den Deckel der Grube werden mehrere Zentner Steine gepackt; so entwickelt sich eine gewisse Gärung. Das Kraut wird zur Nahrung für Mensch und Vieh verwendet. Auch in anderen Erdteilen spielt die Konservierung von Lebensmitteln durch Säuern eine Rolle. So wird in Ozeanien Tarok eingesäuert, in Südafrika, z. B. bei den Herero, wird alle Milch in den nie gereinigten Milchsack geschüttet, und das sich nun entwickelnde, etwas berauschende Getränk wird lieber genossen als reine Milch. Ähnliches ist aus Steiermark, Island, Finnland usw. bekannt. Auch die Chinesen weisen Milch und Käse als menschliche Nahrung zurück, obwohl sie Eier jahrelang liegen lassen, ehe sie diese geniessen. Die Bereitung des Brotes zeugt schon von einem hochentwickelten Kulturstandpunkt; früher wird die tägliche Nahrung der Brei gewesen sein, wie es noch heute hier und da vorkommt. So ist der Flammeri ursprünglich nichts als ein einfaches schottisches Nationalgericht, das man bereitet, indem man Mehl in siedendes Wasser schüttet und darin verrührt. Weit verbreitet ist die Verwendung von Baumrinde bei der Bereitung des Brotes; in Skandinavien setzt man diesem die Rinde von zarten Zweigen zu; dasselbe Verfahren ist den Weddas auf Ceylon bekannt. Man kann annehmen, dass diese verschiedenen Methoden der Bereitung und Konservierung von Lebensmitteln bereits in uralten Zeiten von den Frauen erfunden sind.

Steglitz. Karl Brunner.

Die nächsten Hefte werden u. a. bringen: M. Bartels, Volkstrachten; P. Beck, Historische Lieder; J. Bolte, Das Märchen von den Tieren auf der Wanderschaft; Die Erzählung von der erweckten Scheintoten; Bilderbogen des 16. bis 17. Jahrhunderts (Forts.); H. Carstens, Volksglauben aus Schleswig-Holstein; C. Daniel, Armenische Märchen (Schluss); A. Dörler, Lieder aus Tirol (Schluss); A. Hauffen, Geschichte der deutschen Volkskunde (Schluss); H. Heuft, Westfälische Hausinschriften (Forts.); M. Höfler, Der Kohl; Aus dem Cleveschen; Volkskundliches aus dem Isartale; B. Ilg, Maltesische Legenden (Forts.); R. Loewe, Weiteres über Rübezahl im heutigen Volksglauben; L. Mangler, Zwei geistliche Lieder aus dem Odenwalde; O. Menghin, Ein Weihnachtszeltenspiel aus Tirol; K. Rhamm, Die altgermanische Wirkgrube; O. Schell, Die Eberesche im Glauben und Brauch des Volkes; Der Rasselstock; E. Schnippel, Leichenwasser; P. Schullerus, Glaube und Brauch bei Tod und Begräbnis der Romänen im Harbachtal; O. Schütte, Reime auf deutschen Spielkarten; Th. Siebs, Sylter Lieder; D. Stratil, Lieder aus dem Böhmerwald; A. Webinger, Volkslieder aus Oberösterreich; K. Wehrhan, Das Hickelspiel; zusammenhängende Berichte über deutsche und slawische Volkskunde.

Neue Erscheinungen.

Archiv für Kulturgeschichte, hsg. von G. Steinhausen 8, 1. Leipzig, Teubner 1910.

Das deutsche Volkslied, Zeitschrift für seine Kenntnis und Pflege, unter der Leitung von Dr. J. Pommer, H. Fraungruber und K. Kronfuss hsg. von dem Deutschen Volksgesang-Vereine in Wien, 12, 1—3. Wien, A. Hölder 1910.

Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung (red. von C. Walther) 30, 4—5. Norden, Soltau 1909.

Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, red. von A. Schullerus, 33, 1—3. Hermannstadt, W. Krafft 1910.

Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien (Red. L. Bouchal) 40, 1—2. Wien, A. Hölder 1910.

Mitteilungen und Umfragen zur bayerischen Volkskunde, red. O. Brenner, neue Folge 20. Augsburg, F. Bruckmann 1909.

Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, 49. Vereinsjahr 1909, red. von H. Widman. Salzburg.

Schwäbisches Archiv, Organ für Geschichte, Altertumskunde, Literatur, Kunst und Kultur Schwabens, hsg. von Beck, 27, 1—12. Ravensburg, Alber 1909.

Unser Egerland, Blätter für Egerländer Volkskunde, hsg. von A. John 14, 2—3. Eger, Selbstverlag 1910.

Volkskunst und Volkskunde, Monatsschrift des Vereins für Volkskunst und Volkskunde in München, Schriftleitung H. Buchert 7, 11—12. München, Seyfried & Co. 1909.

Zeitschrift für Ethnologie 41, 6. Berlin, Behrend & Co. 1909. 42, 1. Ebd. 1910.

Zeitschrift für deutsche Mundarten, hsg. von O. Heilig und Ph. Lenz 1910, 1. Berlin, Allgem. deutscher Sprachverein.

Zeitschrift für deutsche Philologie, hsg. von H. Gering und F. Kauffmann 42, 1. Stuttgart, Kohlhammer 1910.

Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde, hsg. von K. Prümer, P. Sartori, O. Schell und K. Wehrhan, 7, 1. Elberfeld, Martini & Grüttefien 1910.

Chronik der ukrainischen Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften in Lemberg Nr. 35 bis 37 = 1908, 3—4. 1909, 1.

Český lid, sborník věnovaný studiu lidu českého, red. Č. Zíbrt, 19, 5—6. Prag, F. Šimácek 1910.

Driemaandelijksche Bladen uitgegeven door de Vereeniging tot onderzoek van taal en volksleven in het oosten van Nederland (red. J. Bergsma) 9, 3—4. Utrecht 1909.

Ethnographia, a magyar néprajzi társaság értesítője, szerk. Munkácsi B. és Sebestyén G. 21, 1. Budapest 1910.

Field Museum of natural history, publ. 130: F. B. Tarbell, Catalogue of bronzes etc. in Field museum, reproduced from originals in the National museum of Naples. Chicago 1909.

Fornvännen, Meddelanden från k. vitterhets historie och antikvitets akademien under red. af E. Ekhoff 1904, 4. Stockholm, Wahlström & Widstrand.

Laographia, deltion tes hellenikes laographikes hetaireias (ed. N. G. Polites) 1, 4. Athen, Beck & Barth 1910.

Maal og minne, norske studier utgit av Bymaals-laget ved M. Olsen, 1909, 3. hefte, Kristiania, A. Aschehoug & co.

Národopisný věstník československý, vydává společnost národopisného musea československého, red. A. Kraus, J. Polívka, V. Tille, 5, 3—4. Prag 1910.

Revue des études ethnographiques et sociologiques, dir. A. van Gennep, nr. 21—22 (1909, Sept.-Oct.). Paris, P. Geuthner.

Revue des traditions populaires, recueil mensuel de mythologie, littérature orale, ethnographie traditionnelle et art populaire [Red. Paul Sébillot] 24, 12. Paris, E. Lechevalier, E. Leroux et E. Guilmoto 1909. 25, 1—2. Ebd. 1910.

Smithsonian institution, Report for 1908, Nr. 1910—1914. Washington 1909.

Verslagen en mededeelingen der koninklijke Vlaamsche Akademie voor taal- en letterkunde 1909, Dec. 1910, Jan.-Febr. Gent, Siffer.

Volkskunde, Tijdschrift voor nederlandsche Folklore, onder Redactie van A. de Cock, 21, 1—2. Gent, Hoste 1910.

Wallonia, archives wallones historiques, littéraires et artistiques (dir. O. Colson) 18, 1—2. Liége 1910.

Zbornik za narodni život i običaje južnih slavena, na svijet izdaje jugoslavenska akademija znanosti i umjetnosti, urednik D. Boranić 14, 2. U Zagrebu (Agram) 1909.

Verlag von Behrend & Co. in Berlin.

Die altgermanische Tierornamentik.

Typologische Studie über germanische Metallgegenstände aus dem IV. bis IX. Jahrhundert

von

Dr. Bernhard Salin.

Aus dem schwedischen Manuskript übersetzt

von **J. Mestorf.**

Ein Band 4°, etwa 400 Seiten, mit über 1000 Textabbildungen.

Preis 30 Mark.

Ein ausführlicher Prospekt steht auf Verlangen kostenfrei zur Verfügung.

Verlag von Behrend & Co. in Berlin.

Die Mythen und Legenden

der südamerikanischen Urvölker

und ihre Beziehungen zu denen Nordamerikas und der alten Welt.

Von

Dr. Paul Ehrenreich.

VIII und 107 Seiten gr. 8°.

Preis 3 Mark.

Diesem Hefte ist ein Prospekt von der Verlagsbuchhandlung von **Strecker & Schröder in Stuttgart** beigefügt über **„Illustrierte Völkerkunde“**, herausgegeben von **Dr. Georg Buschan.**

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Bernburger Str. 30.